

H/l. Mutter
für stille Stunden.

von Gertrud.

# Baltische Briefe

# Baltische Briefe
## aus zwei Jahrhunderten

Deutsche Bibliothek in Berlin

Für die Deutsche Bibliothek herausgegeben
von Alexander Eggers

# Inhalt


Seite

Vorwort des Herausgebers . . . . . 11

Julius Eckardt:
Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen (offenes Schreiben an Treitschke) . . . . . 13

Christoph Ludwig Tetsch:
Freundesbriefe eines altkurischen Originals . 39
Abschied von der Erde . . . . . 56

Jakob Michael Reinhold Lenz:
Ein „verlorener Sohn" nach der Rückkehr in die Heimat . . . . . 58

Elisa v. d. Recke:
Eine Dichterliebe aus der Wertherzeit . . 63
Verlobung und Vermählungsfeier der letzten Herzogin von Kurland . . . . . 93

Marie Helene von Kügelgen:
Eine Pockenepidemie in Estland . . . . . 101
Aus der Kindheit des „alten Mannes" . . 105

Karl Baron Bruiningk:
Ein Jugend- und Altersbekenntnis . . . . 109

Ferdinand Walter:
Auf der Wacht der evangelischen Landeskirche 113

Viktor Hehn:
Lebensbetrachtungen eines Zweiundzwanzigjährigen . . . . . 126
Jugendromantik und Lebensprosa . . . . 130
In russischem Gefängnis . . . . . 133
Aus der Journalistenpraxis . . . . . 135

Graf Alexander Keyserling:
An Otto v. Bismarck . . . . . 142
Aus Varzin und Friedrichsruh . . . . . 144

Seite

Beim Tode seiner Tochter Marie . . . . . 154
Die Zukunft unserer Kultur . . . . . 156
Die baltische Landesverfassung . . . . . 157
Die Zukunft des baltischen Deutschtums . . 159

Georg Berkholz:
Zeitgeist und Nationalitätenkampf . . . . . 165
Die Aufhebung der alten baltischen Städteverfassung . . . . . 166

Eduard Todleben:
Die Einnahme Plewnas . . . . . 168

Edith von Rahden:
Glaubens- und Lebensfragen . . . . . 173
Reisebriefe aus Italien, Deutschland, Österreich und der Schweiz . . . . . 186

Karl Schirren:
Im Kampf für die baltischen Landesrechte . 232

Ernst von Bergmann:
Schulerinnerungen . . . . . 261
Beim Antritt der akademischen Laufbahn . . 262
Ein religiöses Bekenntnis . . . . . 265
Ablehnung des Rufs nach Freiburg . . . . 267

Freifrau Helene von Taube:
Einige Tage in Varzin . . . . . 269

# Vorwort des Herausgebers

Über die geschichtlichen und kulturellen Entwicklungsbedingungen der Baltenmark, deren Boden die Verfasser der folgenden Briefe entsprossen sind, unterrichtet das an die Spitze der Sammlung gesetzte offene Schreiben Julius Eckardts an Professor Treitschke. Die unrichtigen und schiefen Urteile über die Balten, die hier mit sachlicher Ruhe widerlegt werden, sind leider im deutschen Volke tief eingewurzelt und noch immer nicht ganz geschwunden. Einige notwendige Erläuterungen für nichtbaltische Leser sind in den Anmerkungen gegeben. Im übrigen sollen die Briefe für sich selbst sprechen.

Für die einschlägige Literatur sei besonders auf den Verlag von Duncker & Humblot verwiesen, bei dem die meisten von der russischen Zensur unterdrückten, wahrheitsgetreuen Darstellungen der Sachlage besonders seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen sind. Eine zusammenfassende Übersicht über diese Veröffentlichungen ist neuerdings unter dem Titel „Zur baltischen Frage" (ein Bücherverzeichnis aus dem Verlage von Duncker & Humblot in München und Leipzig) erschienen und kann durch jede Buchhandlung kostenfrei bezogen werden.

Die wichtigsten Neuerscheinungen während des Weltkrieges bespricht ein Aufsatz von Max Hildebert Böhm in den „Grenzboten" (18. April 1917, Nr. 16).

Den Herren Verlegern und Herausgebern, welche den Abdruck einiger urheberrechtlich geschützten Briefe freundlichst gestattet haben, sei auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Alexander Eggers.

# Julius Eckardt

Julius Eckardt, Kulturhistoriker, geb. 1836 in Wolmar (Livland), gest. 1908 in Weimar. Redakteur in Riga, Herausgeber der „Grenzboten" in Leipzig, Senatssekretär in Hamburg, deutscher Generalkonsul in Tunis, Marseille, Stockholm und Zürich.

## Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen

### Offenes Schreiben an Herrn Professor H. v. Treitschke[1])

Hochgeehrter Herr!

Der Anspruch, welchen Sie auf ein bleibendes Gedächtnis in der Geschichte der politischen Bildung des deutschen Volkes erworben haben, ist vornehmlich auf die rücksichtslose Wahrheitsliebe und die Unerschrockenheit gegründet, mit welcher Sie die Irrtümer der liberalen Schulweisheit in einer Zeit bekämpft haben, zu welcher dieselbe eine fast unumschränkte Herrschaft über die Gemüter der Gebildeten und Halbgebildeten der Nation ausübte. Sie haben in der vordersten Reihe derer gestanden, welche die preußische Fahne hochhielten, als der Glaube an den deutschen Beruf derselben in den Herzen der Besten erschüttert war; Sie haben das Grundgesetz jeder wahren Politik, die Notwendigkeit nüchterner Rechnung mit den gegebenen Faktoren, der Anlehnung an reale Machtverhältnisse und historisch gewordene Tatsachen, unbeirrt durch das Geschrei ehrlicher und unehrlicher Doktrinäre, gepredigt, und der deutsche Liberalismus hat es zum guten Teil Ihnen zu danken, wenn ihm ein Anteil an dem großen Werk der Neugestaltung des Vaterlandes gesichert blieb, dessen erste Stadien mit dem Widerspruch der Führer des Volkes lange genug zu kämpfen gehabt hatten. Das Verdienst, welches Sie sich um unsere gemeinsame Sache erworben haben, kann von denen, welche sich zu derselben bekennen, nicht dankbarer und ehrenvoller anerkannt werden, als wenn Ihrem Beispiel gefolgt und auch zu Ihnen nicht anders als in der Sprache rückhaltloser Wahrheitsliebe und eines nüchternen Realismus geredet wird, der nichts nach den furchtsamen Lehrsätzen der Schule fragt. Erlauben Sie mir, von diesem, durch

[1]) Aus: „Baltische und russische Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten." Leipzig, Duncker & Humblot, 1868.

Sie selbst Ihren Verehrern eingeräumten Recht in einer Angelegenheit Gebrauch zu machen, die an und für sich kein deutsches Interesse berührt, bei der es sich aber um das Recht eines deutschen Stammes handelt, dem gleichfalls durch die liberale Doktrin Unrecht geschehen ist und dessen Geschichte Sie selbst, hochverehrter Herr, mit einer Strenge beurteilt haben, die, wie mir scheint, den Verhältnissen, welche maßgebend gewesen sind, nicht vollständig Rechnung trägt. Eine Auseinandersetzung mit den Resultaten Ihrer in der Abhandlung „Das Ordensland Preußen" niedergelegten Forschung über die deutsch-russischen Ostseeprovinzen dürfte in dem gegenwärtigen Augenblick um so notwendiger sein, als diese Provinzen zur Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bei denen es sich um ihre gesamte Existenz handelt, und es Ihr Wille nicht sein kann, dieselben zu vermehren. Eine Verurteilung aus Ihrem Munde ist aber ganz besonders dazu angetan, den Mut der Söhne meines Vaterlandes zu schwächen, wo alles darauf ankommt, daß ihnen bewiesen werde, das westliche Europa habe ein Verständnis für die Treue, mit welcher sie an den Traditionen der Kultur festhalten, die das heilige Erbe unserer gemeinsamen Vergangenheit ist. Wenn die Sache des deutschen Elements an der Ostsee nicht einmal vor dem unbefangenen Realismus Ihrer politischen Anschauungen bestehen kann — wie soll dieselbe Hoffnung haben, bei denen Verständnis zu finden, welche keinen andern Maßstab für die Beurteilung abnormer geschichtlicher Bildung haben als die Elle der Theorie? Ihre politische Vergangenheit legt es dem Livländer, der für das gute Recht seiner Heimat das Wort ergreifen will, nahe, sich zunächst an Sie zu wenden und mit Ihrer Beurteilung zu rechten, denn er weiß, daß — wenn eine Rechtfertigung der Existenzformen seines Vaterlandes überhaupt möglich ist — Sie zu einem Verständnis derselben am ehesten durchdringen und am bereitwilligsten die Irrtümer zurechtstellen werden, welche bezüglich der vergessenen deutschen Kolonie im baltischen Norden herkömmlich geworden sind.

Gestatten Sie mir, die Bemerkungen, welche ich Ihren Ausführungen über das livländische Ordensland entgegenstellen möchte, zunächst an die verschiedenen Sätze zu knüpfen, welche sich bezüglich desselben in der Abhandlung über das preußische Ordensland

(dritte Auflage der Historisch-politischen Aufsätze, S. 1—68) vorfinden, und diese Sätze selbst einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Durch eine direkte Anlehnung an Ihre Anschauungen bietet sich die beste Gelegenheit, gerade diejenigen Punkte baltischer Vergangenheit und Gegenwart ins Auge zu fassen, welche deutschen Beurteilern derselben den meisten Anstoß gegeben haben und auf die es in erster Reihe für denjenigen ankommen wird, dem das Schuldmaß der deutschen Kolonisten jenes Landes minder hoch angehäuft erscheint als Ihnen.

Die Abhandlung „Das deutsche Ordensland Preußen" nimmt einen wesentlichen Unterschied zwischen der preußischen und der livländischen Kolonialpolitik an. „Preußen", heißt es am angeführten Orte, „wurde germanisiert, in Livland, Kurland und Estland lagerte sich bloß eine dünne Schicht deutschen Elements über die Masse der Urbewohner." Nach einer ausführlichen Begründung dieses Satzes heißt es weiter: „Also hat unser Volk auf enger Stätte jene beiden Hauptrichtungen kolonialer Politik vorgebildet, welche später Briten und Spanier in den ungeheuren Räumen Amerikas mit ähnlichem Erfolg durchführten. Bei dem unseligen Zusammenprall feindlicher Rassen ist die blutige Wildheit eines raschen Vernichtungskrieges menschlicher, minder empörend als jene falsche Milde der Trägheit, welche die Unterworfenen im Zustande der Tierheit zurückhält usw. Ein Verschmelzen der Eindringlinge und der Urbewohner war in Preußen unmöglich ... Ein menschliches Geschenk daher, daß nach der Unterjochung der Herr dem Diener seine Sprache gab, ihm so den Weg eröffnete zu höherer Gesittung. Weit tiefer als die Preußen stand das Volk der Letten und Esten, vorlängst ermattet und der Knechtschaft gewohnt, sogar des Gemeindelebens nicht fähig ... Diese wenig bildungsfähigen Völker mit deutscher Sprache und Bildung zu befreunden, war bei den anarchischen Zuständen des Landes, bei der geringen Zahl der Deutschen unmöglich. Der Sieger hält die Unterworfenen dem deutschen Wesen fern; ihm genügt es, wenn der Este den harten Frondienst, den Gehorch leistet. So erhält sich hier zähe das unberechtigte Volkstum eines Volkes von Knechten, während der preußische Bauer mit der deutschen Sprache allmählich auch die Freiheit des Deutschen gewinnt. Die Kinder schreien, die Hunde

verkriechen sich, wenn der Deutsche die raucherfüllte Hütte des Esten betritt. In den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen unter der Birke, dem Lieblingsbaum ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen Schafdieb ... Jahrhundertelang hat solcher Haß der Knechte, solche Härte der Herren angehalten; erst in der Zeit der russischen Herrschaft entschloß sich der deutsche Adel, den Bauer von der Schollenpflichtigkeit zu befreien. — An diesem Gegenbilde ermessen wir, was die Germanisierung von Altpreußen bedeutet."

Der am angeführten Orte behauptete wesentliche Unterschied zwischen der preußischen und livländischen Kolonialpolitik scheint mir an und für sich unbestreitbar — die Schroffheit aber, mit welcher er dem Gegensatz britischen und spanischen Kolonisierens verglichen wird, dürfte durch genauere Betrachtung der geschichtlichen Tatsachen kaum gerechtfertigt werden. Einmal waren die Letten und Esten zur Zeit der Eroberung Livlands weder „vorlängst" ermattet, noch der „Knechtschaft" gewohnt. Nahmen sie auch eine niedrigere Stufe der Kultur ein als die alten Preußen, so gaben sie denselben an Tapferkeit und Unabhängigkeitssinn nichts nach. Insbesondere die Esten waren ein Volk von unbändiger Kraft und mannhaftem Freiheitsgefühl, als Seeräuber bis nach Schweden hinüber gefürchtet, in ihrer Heimat niemand untertan als den selbstgewählten Häuptlingen. Die Tributpflicht gegen die benachbarten russischen Teilfürsten war weder alt noch allgemein, sie ist von den Bewohnern des nördlichen Liv- und Estlands niemals anerkannt worden und beschränkte sich auf gewisse Gegenden des Aa- und Dünatales und die nächste Umgebung Jurjews (Dorpats). Daß sie jemals in wirkliche Knechtschaft ausgeartet, kann nicht nachgewiesen werden. Der Este zeigt noch heute das Gepräge eines mächtigen, ungebrochenen Menschenschlags, und seine Poesie, weit davon entfernt, eine matte zu sein, erwärmt sich bis in die Gegenwart hinein an der kriegerischen Größe der Helden und Riesen seines Volkes. Gerade der Tapferkeit und ungebrochenen Wildheit dieses Stammes ist es zuzuschreiben, daß das Joch, welches der deutsche Herr auf seinen Nacken legte, ein so hartes war, und die unaufhörlichen, bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein

wiederholten Aufstandsversuche waren die Hauptgründe für die beständige Erschwerung des Druckes, der auf der ländlichen Bevölkerung ruhte. Auch die klimatischen Unterschiede waren, namentlich was das südliche Livland und Kurland anbelangt, nicht so durchschlagend, daß sie eine von der preußischen absolut verschiedene Art der Besiedlung und Kolonisierung bedingt hätten. Waren die Bedingungen für die Assimilation des unterworfenen Stammes mit dem siegreichen auch in Preußen entschieden günstiger als in Livland, so haben sie doch an dem Rigaschen Meerbusen nicht vollständig gefehlt, sie bedingten nur einen langsameren Gang der Entwicklung als im Weichseltal, und dieser wurde in der Folge durch äußere Ereignisse gehemmt, die nicht vom Willen der Kolonisten abhängig waren und die dem preußischen Ordenslande erspart blieben.

Resultat theoretisch konstruierter Pläne ist die Germanisierung Preußens ebensowenig gewesen wie die Nichtgermanisierung Livlands. Die Verschiedenheit der realen Verhältnisse und des Entwicklungsganges, den dieselben hüben und drüben genommen, hat verschiedene Früchte getragen. Diese Verschiedenheit scheint mir aber nicht absolut, sondern nur relativ gewesen zu sein. Die durch die größere Nähe Deutschlands und die mächtige Beihilfe bäuerlicher Kolonisten unterstützte Germanisierung Preußens war am Ausgang der Ordenszeit keine vollständige, sondern im Werden begriffen, der Anteil, welchen der preußische Bauer an der Kultur seines Herrn hatte, ein beschränkter; die Germanisierung des livländischen Ordenslandes stand weiter hinter der preußischen zurück — aber auch für sie war der Grund gelegt. Der Gegensatz, welchen die Abhandlung über das preußische Ordensland zwischen den Zuständen Livlands und Preußens annimmt, dürfte um die Zeit der Auflösung des alten Ordensstaates kein so schroffer gewesen sein, als von Ihnen angenommen wird, und von einem andern Zeitpunkt als diesem kann am angeführten Orte nicht wohl die Rede sein. Weder war der lettische und estnische Bauer während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf eine Stufe der Tierheit hinabgesunken, die ihn den Indianern des spanischen Amerika vergleichbar machte, noch war die über die Masse der Urbewohner gelagerte Schicht so dünn, daß sie keinerlei sittigende Einflüsse aus-

geübt hätte. Als Walter von Plettenberg sein ruhmreiches und weises Leben beschloß, war ein dichtes Netz deutscher Kulturpunkte über das gesamte Land gespannt. Livland allein zählte sechzig zum Teil stark bevölkerte deutsche Städte und Flecken, und die Zahl der deutschen Bewohner des Landes hatte eine Höhe erreicht, zu der sie es nie wieder gebracht hat. Die Wohlhabenheit, welcher sich alle Teile des Landes erfreuten, war so bedeutend, daß die Lage der ländlichen Bevölkerung durchaus keine bettelhafte, sondern sehr viel günstiger war als während der folgenden zwei Jahrhunderte; die Bekanntschaft mit den nicht nur gegen Edelleute, Pfaffen und Bürger gerichteten Luxusgesetzen damaliger Zeit reicht hin, um eine Vorstellung von der relativ erträglichen materiellen Lage des Landvolks zu ermöglichen. Noch waren die Leistungen des Bauern normiert und zu seinem Besitz in ein festes Verhältnis gesetzt, und erst infolge der russisch-tatarischen Zerstörung, welche der Auflösung der alten Verhältnisse folgte, steigerte sich der Druck der Fronen und Gehorchsleistungen bis zu der entsetzlichen Höhe, welche die Abhandlung „Das deutsche Ordensland Preußen" als permanente anzusehen scheint. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller derer, welche die Geschichte der Ostseeprovinzen zum Spezialstudium gemacht haben, war die Germanisation der Letten und Esten in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vollständig angebahnt und nur noch eine Frage der Zeit. Die von Ihnen, hochgeehrter Herr, aufgestellte Antithese, welche hüben eine gedeihliche Grundlage zur Kulturentwicklung im deutschen Sinne, drüben einen von Hause aus hoffnungslosen Zustand annimmt, antizipiert, wie ich glauben möchte, für Preußen die Segnungen, für Livland die Verwüstung und Verwilderung des folgenden Jahrhunderts; erst als diese zufolge des entsetzlichen Einfalls der wilden Horden Iwans vollbracht war, sank das baltische Land in jenes tiefe sittliche und materielle Elend herab, das Sie für eine Folge der verkehrten Kolonisationspolitik der Eroberer meines Vaterlandes ansehen. Sünden und Irrtümer dieser letzteren haben allerdings auch vor dem Jahre 1561 in reichlichem Maße vorgelegen; das Maß von Verkommenheit, welches die Schilderungen Ihrer Abhandlung annehmen, war aber erst die Folge der blutigen Kriege, welche sich aus dem Zerfall des livländischen Bundesstaates entwickelten. Für

eine billige Beurteilung der Zustände baltischer Gegenwart und Vergangenheit kann der russisch-tatarische Einfall unter Kurbsky nicht schwer genug ins Gewicht fallen; allein jenen Mongolenzügen kann er verglichen werden, welche unter Tschingischan und Batu die uralte Kultur der mittelasiatischen Länder bis auf die Spur ausgerottet hatten. Von den Städten, welche der Feind vorgefunden, war, als er wieder abzog, kaum ein Viertel übrig geblieben, die Bevölkerungszahl auf die Hälfte herabgesunken, der Viehstand auf ein geringes Minimum reduziert; was von Einwohnern den Krieg überlebt hatte, war durch die entsetzliche Not der Zeit verwildert und bis zur Bettelhaftigkeit verarmt, die Kulturarbeit von vier Jahrhunderten so gut wie verloren. Das rohe, gesetzlose Polenregiment, das jetzt folgte, war nicht geeignet, die Wunden, welche dem Lande geschlagen waren, zu heilen, sittigende Einflüsse irgendwelcher Art auf Herrn oder Bauern, Städter oder Landleute auszuüben. War es da zu verwundern, daß der Livländer, der sein heimisches Recht und die protestantische Kirche nur mühsam gegen den Andrang wüster Staroste und fanatischer Jesuiten zu wahren vermochte, den nicht endenwollende Pressungen um den Rest dessen zu bringen drohten, was der Krieg übrig gelassen, — daß dieser ein finsterer und harter Herr wurde und der Zuchtlosigkeit, welche sich des unglücklichen Landvolks bemächtigt hatte, mit blutiger Strenge und unerbittlicher Härte zu begegnen suchte? Und diese Ungunst der Verhältnisse dauerte noch lange fort. Noch hatten die Russen die nördliche Hälfte Livlands nicht vollständig geräumt, so brach der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg aus, um auf baltischer Erde ausgefochten zu werden, und erst jenseit des ersten Viertels des siebzehnten Jahrhunderts war die schwedische Eroberung vollbracht, brach eine Zeit des Friedens und der Sammlung dessen an, was von Kräften überhaupt übrig geblieben war.

Daß das Jahrhundert zwischen der Auflösung des livländischen Ordensstaates und der schwedischen Eroberung nur Elend und Zerstörung brachte, daß während desselben kein Fortschritt im Sinne der Germanisation möglich, vielmehr ein Rückschritt notwendig war, der das Land um Jahrhunderte zurückwarf, alle Errungenschaften früherer Zeit in Frage stellte und die Rettung eines Restes

von deutscher Bildung wunderähnlich erscheinen läßt — das dürfte des Nachweises kaum mehr bedürfen. Ein Blick auf die gleichzeitige Geschichte Preußens genügt zu der Überzeugung, daß von Proben so harter Art auch nicht entfernt die Rede gewesen; aus dem sechzehnten in das siebzehnte Jahrhundert verlegt, gewinnt die Parallele, welche die S. 19 der Abhandlung „Das deutsche Ordensland Preußen" zwischen Preußen und Livland zieht, ein unbestreitbares Recht, aber die Faktoren, welche in Rechnung kommen, haben sich innerhalb dieses Zeitraums, und zwar ohne Zutun der Livländer, unkenntlich verändert. Ein Blick auf das Herzogtum Kurland, das von den Greueln, welche Livland und Estland verheert hatten, wenigstens zum Teil verschont blieb, genügt zu dem Beweise, daß auch die nordischen Kolonisten imstande waren, den Anforderungen der Humanität und einer gesunden Kolonialpolitik gewisse Rechnung zu tragen, wenn ihnen das durch die Verhältnisse irgend gestattet wurde. Kurland besaß keine großen Städte, kein lebenskräftiges Bürgertum, die Zahl der Deutschen war hier geringer gewesen als in den städtereichen Nachbarprovinzen; der Einfluß der polnischen Lehnsherrschaft begünstigte den Trotz eines faktiösen Adels gegen den ohnmächtigen Landesherrn, das Land war von Kultureinflüssen wohltätiger Art durch die polnische Nachbarschaft von allen Seiten gleich abgeschnitten. Und doch entwickelten sich hier die Keime eines gesunden Lebens. Herzog Gotthard ordnete das Kirchenwesen in einer für seine Zeit mustergültigen Weise, Kirchen und Schulen sorgten dafür, daß der Bauer zum Menschen wurde, und die Tradition weiß noch heute von dem Eifer zu erzählen, mit welchem der Herzog selbst an den Visitationen teilnahm, die Bauern über die Glaubensartikel examinierte und den Ahnherrn jenes Aufsehers Jahn, von dem Hippels „Lebensläufe" berichten, für die tadellose Kenntnis des zweiten Hauptstücks mit einem Geschenk belohnte. Der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung war trotz der Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft so bedeutend, daß er den Vergleich mit dem preußischen Osten nicht zu scheuen hatte, und daß, wie ein Geschichtschreiber jenes Landes sagt, selbst gegen die Bettler Aufwandsverbote erlassen werden mußten. Zieht man in Betracht, daß die Herrschaft des kurländischen Adels fast unbeschränkt war, die Nachfolger Gotthards nur mühsam irgendwelche

Autorität behaupten konnten, daß das böse Beispiel des polnischen Magnatentums das einzige war, mit welchem man in Berührung kam, daß die bändigende Kraft des aufgeklärten Despotismus, dem der Bauernstand fast des gesamten Europa seine Emanzipation verdankt, in Kurland vollkommen fehlte, so wird man die Bedeutung dieser Tatsachen, die durch die Beobachtungen deutscher Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts vollständige Bestätigung finden, kaum zu unterschätzen geneigt sein.

Die livländische und estländische Geschichte des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist in Ihrer Schrift, hochverehrter Herr, der Natur der Sache nach nur beiläufig und in Kürze erwähnt worden; erlauben Sie mir, das Bild derselben durch einige Striche zu vervollständigen.

Die schwedische Periode brachte Livland mannigfache Segnungen: die Gründung der Universität Dorpat und verschiedener Gymnasien, die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse, eine vollständige Katastrierung des gesamten ländlichen Grund und Bodens, endlich die Beschränkung der Leibeigenschaft, deren vollständige Aufhebung nur durch den Nordischen Krieg verhindert wurde. Aber alle diese Wohltaten wurden in Frage gestellt, als Karls XI. Willkür die Güterreduktion auf Livland ausdehnte, fünf Sechstel aller Rittergüter einzog, dadurch den größten Teil des Adels im eigentlichsten Sinne des Wortes an den Bettelstab brachte und als derselbe König behufs bequemerer Durchführung dieses Werkes die Landesverfassung aufhob und seine Generalgouverneure zu unbeschränkten Paschas der beiden Provinzen Livland und Estland machte. Dann folgte aufs neue ein mehr denn zwanzigjähriger Krieg; wiederum erlag ein großer Teil der Menschen und ihrer Tiere den Verheerungen der Pest, der Hungersnot und der Waffen, wiederum verschwanden blühende Städte vom Erdboden (z. B. Dorpat, dessen Bewohner in das Innere Rußlands geschleppt wurden, nachdem die meisten Gebäude in die Luft gesprengt worden waren), wiederum wurde durch Jahre nicht gesät und nicht geerntet, sondern unbarmherzig zerstört, was der Fleiß des Bauern und die Sorgfalt der schwedischen Regierung mühsam geschaffen hatten. Von je fünf Landpredigern blieb einer übrig, von zwanzig Geistlichen der Stadt Riga überlebte einer die Schrecken

der Belagerung von 1710; die Armut war so groß und so allgemein, daß selbst adelige Familien bettelnd von Hof zu Hof zogen und die hohen Steuern, welche Peter der Große seiner Kriegsnöte wegen erheben mußte, nur durch Verkauf eines Teiles der fahrenden Habe aufgebracht werden konnten. „In diesen Jahrhunderten der Kriege", heißt es in Ihrer Abhandlung, „gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit, ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der fliegenden Jagd und zahlreichen anderen adeligen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luthers Tagen aller Lebenskraft entbehrt, arm und ärmer wird, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolfs edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, kümmerlich zehrt. Als dann Peter der Große und Katharina die deutsche Pflanzung ihrem Zepter unterwarfen, da brachte die neue Herrschaft zwar den einen Segen des langentbehrten Friedens" usw.

Es wird sich schwerlich nachweisen lassen, daß der baltische Adel des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von dem Deutschlands wesentlich verschieden gewesen, wohl aber ließe sich behaupten, daß die Edelleute der baltischen Ritterschaft auch des achtzehnten Jahrhunderts mannigfache Vorzüge von ihren deutschen, zumal preußischen Standesgenossenschaften aufzuweisen hatten. Der Adel, welchen Friedrich Wilhelm I. und der große König bändigten, indem sie ihn in den Kriegsdienst zogen, hat in Beziehung auf Bildung und Gesittung vor dem baltischen absolut nichts voraus gehabt. Roheit, Selbstherrlichkeit und Genußsucht waren hier wie dort heimisch, nur mit dem Unterschiede, daß in den Ritterschaften von Livland, Estland und Kurland ein gewisser politischer Instinkt übriggeblieben war, nach welchem man sich in den preußischen Adelsverbänden der Vergangenheit wie der Gegenwart vergeblich umsieht. Während die preußischen Monarchen des vorigen Jahrhunderts im Sinne der Zivilisation und Kultur vorgingen und bei dieser Arbeit im Adel — vom Heere abgesehen — kaum irgendwelche Unterstützung fanden, herrschten in dem Rußland des achtzehnten Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen Frauen, die das Regiment in die Hände ehrgeiziger, meist unwürdiger Günstlinge legten. Wäh-

rend dieser Epoche, in welcher der russische Staat völlig außerstande war, etwas für die Kultur seiner Untertanen zu tun, alle Kräfte in den Dienst mit wechselndem Glück geführter Kriege zur Erweiterung der Reichsgrenzen genommen wurden, der Absolutismus sich in seinen schroffsten und unheilvollen Formen ausbildete, die Staatsgewalt für alle Fragen des innern politischen Lebens Null war, kein Strahl von Aufklärung aus dem Kaiserpalast in die Hütte fiel — in dieser Epoche ist es fast ausschließlich der baltische Adel gewesen, der die Aufrechterhaltung deutschen Rechtes, deutscher Sprache und protestantischer Religion in den Ostseeprovinzen trotz zahlloser Gefahren und Hemmnisse ermöglicht hat und der Träger einer Art von Fortschritt gewesen ist. Während das Genie Friedrichs des Großen durchaus neue Grundlagen für das preußische Staatswesen schuf, in alle Verhältnisse des Lebens mächtig und neugestaltend eingriff, die Kultur des Landes tausend neuer Segnungen teilhaftig machte und mit eiserner Hand jede selbständige Regung seiner Junker niederhielt, lagen die deutsch-russischen Provinzen, von den Folgen des Nordischen Krieges ermattet, in einer dumpfen Apathie da, aus welcher sie von keiner rettenden Hand aufgeschüttelt wurden; die überkommenen Zustände, so elend sie waren, galten immer noch als Muster für das gesamte übrige Reich, und der Staat hatte mit dem baltischen Provinzialleben kaum andere Berührungen als die, welche durch unersättliche Steuer- und Proviantempfänger vermittelt wurden. Sich mit wahrhaft aristokratischem Sinne an die Spitze einer Reformbewegung zu stellen, war der baltische Adel, der durch Jahrhunderte nur Druck und Not gekannt hatte, allerdings außerstande; während aber das preußische Junkertum der Aufklärungs- und Reformarbeit des großen Königs mißgünstig zusah und keinen andern Beruf als den Kriegsdienst kannte, vermochte der baltische Adel doch langsam an den Zuständen seiner Heimat zu bessern und dem Haß der nationalrussischen Günstlinge, welche seit dem Sturze der Münnich und Biron in Petersburg am Ruder saßen und allen Fremden den Tod schworen, unter Verhältnissen der schwierigsten Art die Stirn zu bieten. Daß das Kirchenwesen geordnet, der Grund zum Volksunterricht gelegt, eine Art von Justiz geübt, wenigstens eine gelehrte Schule in Livland erhalten wurde, war dem Adel allein zu

verdanken. Die Aufhebung der Leibeigenschaft unterlassen, später gehemmt zu haben, war allerdings seine schwere Schuld. Aber hat irgendeine deutsche Ritterschaft sich freiwillig ihrer Privilegien und Herrenrechte begeben? Weist die deutsche Geschichte ein Beispiel auf, daß die Besserung ländlicher Zustände durch adelige Initiative vollzogen worden wäre? Wo der deutsche Adel seine mittelalterliche Machtstellung behauptete, wo es dem liberalen Despotismus des Aufklärungszeitalters nicht gelang, gewaltsam mit dem Feudalsystem aufzuräumen, — da hat (wie das Beispiel Mecklenburgs beweist) dieser Adel schlimmer gehaust als irgendeine der baltischen Ritterschaften, ohne daß zu seiner Entschuldigung angeführt werden könnte, er sei weitab von den bildenden Einflüssen der Zeit sich selbst überlassen gewesen, habe rings um sich her keine andere bäuerliche Entwicklung gekannt als eine unfreie und sei — wie das bei dem baltischen Adel tatsächlich der Fall war — nicht nur ein strenger Herr, sondern zugleich ein kluger und mutiger Hüter der Traditionen seines Volkes und ein Verwalter gewesen, den die Mehrzahl der Mitbewohner seiner Heimat immer noch lieber im Amte sah als den Beamten, der eine Staatsgewalt repräsentierte, die mit der Anarchie eines barbarischen Magnatentums zu ringen hatte! Edelleute, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Besserung der bäuerlichen Zustände tätig waren, hat Livland manche, wenn auch nicht allzu viele, aufzuweisen, aber dieselben Männer, welche das Werk der Bauernemanzipation hinderten, haben doch wenigstens politischen Menschenverstand genug besessen, um unermüdlich auf die Kodifizierung des heimischen Rechts hinzudrängen, das damals eine in verstaubten Folianten begrabene Geheimlehre war, für Wege und Straßen zu sorgen, die Aufrechterhaltung der alten Verfassung und den Zusammenhang mit der deutschen Kultur unermüdlich im Auge zu behalten und zu diesem letzten Zweck die Regierung unablässig mit dem Gesuch zu drängen, ihnen die im Jahre 1710 verheißene Retablierung der Dorpater Universität zu gestatten.

Was diese Universität anlangt, von der Sie, hochverehrter Herr, behaupten, sie nähre das geistige Leben des deutschen Elements an der Ostsee auch heute nur kümmerlich, so läßt sich für das laufende Jahrhundert nahezu das Gegenteil Ihres Satzes beweisen; für

das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert kommt diese „edle Schöpfung Gustav Adolfs" kaum in Betracht. Während der kurzen Dauer ihres ersten Bestehens am Embach (1632—1690) war sie eine schwedische Anstalt, dann wurde sie nach Pernau verlegt, wo sie beim ersten Erscheinen der Russen erlosch, ohne je geglänzt zu haben. Erst 1802 wurde sie wiederhergestellt. Die Lebenskraft des deutschen Geistes, der in den baltischen Junkern lebte, war während des gesamten achtzehnten Jahrhunderts lediglich auf sich selbst angewiesen und entbehrte, wie der Universität, so zahlreicher anderer Hilfsmittel, welche dem deutschen Adel zu Gebote standen. Daß der Schlag dieser Jünger der „fliegenden Jagd" und des „Krippenreitertums" doch die Fähigkeit behielt, die Aufrechterhaltung der Traditionen seiner Väter für die höchste Aufgabe zu halten, das Land fast ohne Beihilfe, wenigstens ohne heilsames Korrektiv durch die Staatsgewalt, so zu verwalten, daß es für den bestregierten Teil Rußlands gelten konnte — das stellt seiner angeborenen Tüchtigkeit ein Zeugnis aus, das, wie mir scheint, den Vergleich mit keinem der begünstigteren deutschen Adelsverbände zu scheuen nötig hat.

Aber das Geschlecht von Deutschen, welches an der Ostsee übriggeblieben ist, besteht es denn ausschließlich aus Edelleuten, deren Sie Erwähnung tun? Hat es denn in diesem Lande gar keine Bürger gegeben oder nur solche, welche — wie es im weitern Verlauf Ihrer Abhandlung heißt — in „kleinstädtischem Wesen verkümmert" waren und in Städten lebten, „die meist ihre alte Verfassung verloren hatten"? Wenn ich den Zeitraum der sogenannten statthalterschaftlichen Periode in Abzug bringe (1783—1796), der als bedeutungslose Episode nicht in Betracht kommt, so sehe ich mich vergeblich nach Tatsachen um, welche bestätigten, daß auch nur eine Stadt Livlands, Estlands und Kurlands ihre alte Verfassung verloren hätte — im Gegenteil, die alten städtischen Ordnungen bestehen noch heute allenthalben zwischen Njemen und Narowa, und die Veränderungen, welche an denselben demnächst auf Wunsch ihrer eigenen Bürger vorgenommen werden sollen, werden zweifellos Ihren und aller deutschen Liberalen Beifall haben. Neben den kleinen gibt es in Livland und Estland auch große Städte, und zwar solche, welche einen kräftigen und strebsamen Kommunalgeist auch

zu den Zeiten bewahrt haben, in denen die preußischen Städte willenlose Instrumente in den Händen der Bureaukratie waren. Die Stadt Riga hat sich seit sieben Jahrhunderten eines stolzen und unabhängigen Bürgertums zu erfreuen gehabt, das weder durch Junker- noch durch Beamtentum jemals gebrochen worden ist, sondern sich in selbständigster Weise und trotz zahlreicher Hemmungen und Feindseligkeiten aller Art entfaltet hat und zu einem würdigen Träger deutscher Kultur geworden ist, der manche der alten Hansastädte, z. B. Lübeck, beträchtlich überragt. Während der Kommunalgeist in Deutschland und namentlich in Preußen während des achtzehnten Jahrhunderts zu beschränktem und abhängigem Pfahlbürgertum verkümmert war, trieb er am Strande der Düna noch so kräftige Blüten, daß die Stadt Riga durch das ganze vorige Jahrhundert eine nahezu republikanische Stellung behaupten konnte. Herder, der 1764 ein Schulamt in dieser Stadt bekleidete, hat erst durch sie erfahren, was öffentliches Leben heißt, und wiederholt eingestanden, in Riga ein Bürgerleben und einen patrizischen Sinn kennengelernt zu haben, von dem er in seiner preußischen Heimat kaum eine Vorstellung gehabt. Die begeisterten Worte, in denen er den großartigen Eindruck schildert, welchen er aus der Betrachtung dieses strebsamen und selbstbewußten Gemeinwesens empfangen, schließen mit dem fast überschwenglichen Ausdruck: „Riga — beinahe Genf!" Hier lebten Männer, deren belebender und fördernder Einfluß (nach dem Zeugnis der Gervinusschen Literaturgeschichte) bis nach Königsberg hin empfunden worden; Herder und Hamann ist diese Stadt eine zweite Heimat geworden, von deren Großsinnigkeit sie bis an den Abend ihres Lebens nicht ohne Rührung reden konnten; der Rigasche Buchhändler Hartknoch war der Verleger Kants, der großmütige Gönner, Förderer und Freund Herders und zahlreicher anderer Heroen unserer Nationalliteratur. Und der Stand, den diese Stadt bis in die neueste Zeit feindlich andrängenden Gewalten gegenüber gehabt hat, ist ein so schwieriger gewesen, daß ihm kein Beispiel aus der deutschen Städtegeschichte auch nur annähernd an die Seite gestellt werden kann. Während das deutsche Elsaß in hundert Jahren zu einem stockfranzösischen Lande geworden ist, hat sich Riga an der Spitze der drei Provinzen in einem Kampfe bewährt, der bis jetzt noch keinen

Fußbreit dessen verloren hat, was hier vom deutschen Leben überhaupt jemals bestanden. Das baltische Bürgertum kommt aber nicht nur als Träger des städtischen Lebens in Betracht, es hat sich zugleich um das lettische und estnische Landvolk große und bleibende Verdienste erworben und besitzt an der protestantischen Landgeistlichkeit Livlands, Estlands und Kurlands einen Predigerstand, wie er in Deutschland nur noch als Ausnahme vorkommt. In harter, unverdrossener Arbeit haben die deutschen Pastoren, welche in die undurchdringlichen Wälder des Nordens verschlagen wurden, das verwilderte Bettler- und Sklavenvolk, welches nach den polnischen, schwedischen und russischen Kriegen den Bauernstand repräsentierte, ohne jede Staatsunterstützung und trotz des ehernen Druckes, den der Adel ausübte, zu einer gesitteten Nation gemacht, die ein reich entwickeltes religiöses Leben besitzt und in den Anfangsgründen menschlichen Wissens schon vor sechzig Jahren ebensogut beschlagen war als ihre Nachbarschaft an der preußisch-polnischen Grenze oder in Mecklenburg. Diese Geistlichkeit hat nicht nur Bibel, Katechismus und Gesangbuch in die Volkssprachen übersetzt, sondern auch eine kleine lettisch-estnische Literatur geschaffen, die mindestens den dringendsten Bedürfnissen genugtut und der allein es zu danken ist, daß die Urbewohner meines Vaterlandes die politischen Krisen und Erschütterungen der letzten Jahrzehnte durchgemacht haben, ohne den Zusammenhang mit der deutsch-protestantischen Kultur zu verlieren und in den Wirren einer Jacquerie unterzugehen, auf welche von mehr denn einer Seite hingearbeitet worden ist.

Der Wert oder Unwert dessen, was das vielgescholtene Geschlecht der livländischen, estländischen und kurländischen Deutschen geleistet hat, wird am besten an dem Maßstabe der Fortschritte festgestellt werden, welche in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedenen Gebieten baltischen Lebens gemacht worden sind, denn erst während dieser war den baltischen Deutschen eine gewisse Freiheit des Handelns eingeräumt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß das Verhältnis der Staatsgewalt zu den provinziellen Faktoren Livlands, Estlands und Kurlands wesentlich von dem verschieden ist, in welchem Staat und Provinz in den Ländern Westeuropas zueinander stehen. Das Landschulwesen und die Kirche werden ohne jede Beihilfe von Staatsmitteln durch die

Provinz selbst erhalten; die gesamte Justiz- und die Lokalverwaltung sind ausschließlich auf die Steuerkraft des Landes angewiesen, ebenso das Kommunikationswesen und ein großer Teil der höheren Lehr- und Bildungsanstalten; selbst die Rigaer Zollbeamten beziehen den Hauptteil ihres Einkommens aus Zuschüssen der Kaufmannschaft, die sich auf Zehntausende von Silberrubeln belaufen. Dabei sind die Steuern in Livland, Estland und Kurland beträchtlich höher als in irgendeinem andern Teil des russischen Reichs, obgleich der Staat für die übrigen Provinzen mehr zu leisten hat als für die baltischen, in denen die dem Reichsschatz zu entrichtenden Abgaben eigentlich nur den Charakter von „Gewerbesteuern für Ausübung der Autonomie und des Selfgovernement" tragen. Ist von neuen Einrichtungen oder von Reformen alter Institute die Rede, so versteht es sich in der Regel von selbst, daß dieselben auf Unkosten des Landes ausgeführt werden. Ferner ist im Auge zu behalten, daß während der letzten Dezennien der vorigen Regierung der Zusammenhang zwischen dem Ostseelande und dem übrigen Europa so gehemmt und erschwert war, daß nur spärliche Kunde von dem, was sich im Westen vollzog, zu uns drang. Bis zur Thronbesteigung Alexanders II. und dem Beginn der neuen russischen Ära war jede liberale Regung, jede Teilnahme an den Zeitideen streng verpönt, ja unmöglich gemacht. „Was jenseits der Grenze des Bestehenden lag," so heißt es in einer Charakteristik der dreißiger und vierziger Jahre und des ersten Lustrums der fünfziger Jahre, „gehörte zu den verbotenen Früchten, und für die Bewohner dieses Landes war nur das Welt, was sich zwischen die Blätter der Provinzialgeschichte, der Privilegien und Quellen legen ließ; der ganze Reichtum moderner Staatsentwicklung war uns mit sieben Siegeln verschlossen, und für einen guten Patrioten galt, wer diese Entbehrungen mit Würde und Entschlossenheit zu tragen wußte und weder nach rechts noch nach links schielte. Ein Fortschritt im Sinne der Zeit war unmöglich, die Aufrechterhaltung des Statusquo das allein mögliche Ziel. Der größte Teil der jetzt lebenden Generation ist unter dem Druck einer Beschränkung und Isolierung aufgewachsen, der um so peinlicher empfunden wurde, als ihr eine Zeit geistigen und literarischen Aufschwungs (unter Alexander I.) vorangegangen war. Die heute an der Neugestaltung

baltischen Lebens arbeiten, sind die Kinder einer Epoche, in der es schon verzweifelte Anstrengungen kostete, sich auch nur das Verständnis und die Empfänglichkeit für die Zeitideen offenzuhalten. Die Generation der Männer, welche hier mit der Reform des gesamten Rechtslebens beschäftigt sind, dort den schwierigen Dienst der Presse versehen, die in der Generalgouverneurskanzlei eine neue Gemeindeordnung ausarbeiten, im Ritterhause ein neues Steuersystem, in der Rats- und Gildenstube eine liberale Stadtverfassung beraten sollen — diese Generation ist in einer Zeit aufgewachsen, in der selbst das Studium des modernen Staatsrechts zu den verbotenen Früchten zählte, in der die Lichtstrahlen europäischen Denkens und Wissens nur durch heimliche Fugen und Spalten den Eingang fanden und der persönliche Weltverkehr mit tausend Schwierigkeiten umgeben war." Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den Jahren 1849 bis 1856 selbst die Spenersche Zeitung in Rußland verboten war, die Strenge der Zensur so weit ging, den gesamten Buchhandel Livlands, Estlands und Kurlands einmal für sechs Monate zu hemmen, daß eine Reise nach Deutschland damals so gut wie unmöglich war, daß 1843 und 1850 diejenigen Professoren der Dorpater Universität, die im Geruch entschieden deutscher Gesinnung oder liberaler politischer Ideen standen, ohne weiteres entfernt wurden, daß die Zahl der Dorpater Studenten auf dreihundert beschränkt, der Universität das Recht eigener Rektorwahl zehn Jahre lang genommen war, daß gleichzeitig der Stadt Riga verboten wurde, den Ingenieur, der auf ihre Kosten den Hafen neu bauen sollte, zum Behuf der Kenntnisnahme deutscher und englischer Neubauten verwandten Charakters ins Ausland zu senden, daß während desselben Zeitraums wiederholte schlechte Ernten und durch den orientalischen Krieg verursachte jahrelange Handels- und Schiffahrtssperren selbst das materielle Behagen, mit welchem man sich herkömmlich für geistige Entbehrungen entschädigt hatte, illusorisch machten — so wird man nicht umhin können, die Langsamkeit der Fortschritte, welche mein Vaterland gemacht hat, minder hart zu beurteilen, als Sie, hochverehrter Herr, es getan, und zugleich einzuräumen, daß die Zähigkeit, mit welcher das baltisch-deutsche Element an dem Zusammenhang mit der Kultur des Mutterlandes festgehalten hat, die Energie, mit

welcher der livländische, estländische und kurländische Adel den idealen Inhalt des feudalen Provinzialstaats zu wahren gewußt hat, einer gewissen Anerkennung nicht unwert sind. Es ist nicht sowohl „der Übertritt zahlreicher baltischer Edelleute in den russischen Staatsdienst" gewesen, der den Ostseeprovinzen den Fortbestand der Landesverfassung sicherte, als vielmehr die eiserne Konsequenz, mit welcher Ritterschaften und Städte des Ostseelandes jedem Versuch des Eindringens fremder Elemente einen Widerstand entgegensetzten, der — auch mit der Opposition Schleswig-Holsteins verglichen — beispiellos in der neueren Geschichte genannt werden muß; weil man der Regierung nachzuweisen wußte, daß die Kultur dieses Küstenstriches trotz der Mittelalterlichkeit seiner Einrichtungen höher stand als die russische, daß die Steuerkraft des Landes durch die Einführung russischer Ordnungen abnehmen müsse, und weil man klug und ehrlich genug war, an der beschworenen Untertanentreue unbeirrt festzuhalten und jeden Gedanken an illoyale Umtriebe zu verbannen, hat diese Regierung den Fortbestand deutschen Wesens an der Ostsee dulden müssen, hat kaum einer der kaiserlichen Statthalter, die im alten Ordensschloß zu Riga residierten, dasselbe verlassen, ohne ein Anwalt des deutsch-baltischen Wesens zu werden. Es muß ferner bestritten werden, „daß die enge Verbindung der deutschen Adelsgeschlechter mit dem Petersburger Hofe die Verschmelzung der Provinzen mit dem russischen Staate wesentlich gefördert habe". Im Gegenteil, die Mehrzahl der baltischen Barone, die im Senat, Reichsrat oder Ministerkomitee saßen, hat das Wohl des Reiches nicht besser zu fördern gewußt als durch Anerkennung der historischen Grundlagen ihres heimischen Provinzialwesens, und nicht die Minderzahl jener Männer, die das ungeheure Reich beherrschten, ist in alten Tagen in das kleine Vaterland zurückgekehrt, um demselben in den untergeordneten Ämtern bloßer Landräte oder Kreisdeputierter den Rest ihrer Kräfte zu weihen und den Beweis zu führen, daß sie trotz der Ordensbänder und prunkenden Titel, die sie am Kaiserhof erworben, ehrliche und getreue Livländer, Estländer oder Kurländer geblieben seien.

Eine ausführliche Aufzählung dessen, was trotz aller der Hemmungen und Schwierigkeiten alter und neuer Zeit am Ostseestrande

während der letzten Jahre getan worden, um würdigere Zustände herbeizuführen, ist bei dem beschränkten Raum dieser Blätter kaum möglich. „Daß das Volk zurückzukehren beginnt zu der in Torheit verlassenen Landeskirche, daß das Schulwesen langsam fortschreitet und das Verhältnis zwischen Herren und Bauern sich erträglicher gestalte", wird auch von Ihnen anerkannt. Aber das ist nicht alles. Was zunächst die Agrarverhältnisse anlangt, so ist zu konstatieren, daß zufolge von Landtagsbeschlüssen der letzten Jahre die alte Frone nicht mehr besteht, der Bauer gegen willkürliche Pachtsteigerungen durch ein seinem Interesse außerordentlich günstiges Entschädigungsgesetz geschützt ist, das Bauernland vor Einziehungen zugunsten der herrschaftlichen Höfe durch eine Demarkationslinie gesichert ist, daß endlich die Gemeindeverwaltung und bäuerliche Justiz so selbständig konstituiert sind, daß sie keinerlei Beziehungen zu den Herren haben. Die Revisionsinstanz allein ausgenommen, fungieren bäuerliche Beisitzer in allen Gerichtshöfen, welche mit agrarischen Dingen zu tun haben. Trotzdem, daß eine zwangsweise Verwandlung der Pachtstücke in bäuerliches Eigentum nicht stattgefunden hat, sitzt bereits ein beträchtlicher Teil der ehemaligen Pächter auf zum Eigentum erworbenem Grund und Boden. Der bäuerliche Wohlstand ist in so raschem Aufschwung begriffen, daß die Summe der in den Kreditanstalten des Ostseelandes von Bauern niedergelegten Kapitalien sich bereits auf viele Millionen beläuft und die Militärpflicht, trotz der hohen Loskaufssumme von tausend Rubel per Kopf, jährlich von Hunderten lettischer und estnischer Rekruten aus eigenen Mitteln abgelöst wird. Entsprechend dem materiellen Aufschwung bietet auch der intellektuelle ein durchaus erfreuliches Bild. Dank dem Eifer der Geistlichkeit und der Beihilfe des Adels, der vier Volkslehrerseminare auf eigene Kosten erhält, gibt es allenthalben Schulen, in denen neben Schreiben, Lesen und Rechnen auch die Anfangsgründe der Geschichte und Geographie, häufig die deutsche Sprache, in den handeltreibenden Gegenden auch die russische gelehrt werden. In der jüngeren Generation kommen Personen, die des Schreibens und Lesens unkundig wären, nicht mehr vor; die religiöse Bildung ruht auf einer so gesunden und lebenskräftigen Grundlage, daß der moderne Lette und Este auf die Roheit und Unbildung der in den letzten Jahren zahlreich ein-

gewanderten mecklenburgischen und pommerschen Bauern nicht selten ziemlich hochmütig herabsieht. Kaum eine wohlhabendere Bauerngemeinde entbehrt eines vom Prediger oder Schulmeister geleiteten Gesangvereins; in jeder der drei Provinzen gibt es mehrere Zeitungen und Journale in den Volkssprachen, und der lettische Buchhandel hat in jüngster Zeit eine Ausdehnung genommen, die die lettische Schriftstellerei zu einem bessern Geschäft macht als die deutsche. — Daß diese Früchte ausschließlich durch das Zusammenwirken von Adel und Geistlichkeit und binnen weniger Jahrzehnte erzielt worden sind, braucht nach unseren früheren Ausführungen nicht besonders gesagt zu werden. Die Ritterschaften haben aber auch auf anderen Gebieten bewiesen, daß die Zeiten vorüber sind, in denen das baltisch-deutsche Wesen mit Krippenreitertum, luxuriöser Gastfreundschaft und zähem Festhalten an alten Bräuchen identisch war; sie haben sich des Rechts auf den ausschließlichen Besitz von Rittergütern freiwillig begeben und der Regierung neuerdings den Plan zu einer Umgestaltung der Justiz vorgelegt, welche die privilegierte Gerichtsbarkeit, das adelige Recht, nur durch Standesgenossen gerichtet zu werden, das Privilegium, nach welchem sämtliche ländliche Richter von den adeligen Kreisinsassen ernannt wurden — freiwillig dem Zeitgeist zum Opfer bringt. Angesichts der nicht eben ehrenvollen Rolle, welche die Adelsverbände in den annektierten preußischen Ländern gespielt haben, und der unbestreitbaren Tatsache, daß der deutsche Adel für die Bildung und Entwicklung unserer Nation überhaupt nicht mehr in Betracht kommt, daß er längst aufgehört hat, eine wirkliche Aristokratie zu bilden, und seine Aufgabe nur noch in der Anlehnung an Absolutismus und Kleinstaaterei, mithin in der Hemmung nationalen Fortschritts sieht — wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß der baltische Adel, so groß auch das Maß seiner Verschuldungen ist, wenigstens den Charakter einer wirklichen Aristokratie zu wahren, ein nationales Interesse zu repräsentieren und sich einen Beruf zu schaffen gewußt hat, der zu den Forderungen der Zeit wenigstens nicht im Gegensatz steht. Der Gang, welchen die Geschichte nimmt, um einen Staat oder eine Provinz der Segnungen der Freiheit teilhaftig zu machen, ist nicht überall derselbe. Unter Verhältnissen, in denen es sich darum handelt, daß

eine Kolonie den Charakter ihrer nationalen Bildung wahre und dieselbe auf Stämme ausdehne, deren Germanisierung widrigen Verhältnissen zufolge gehemmt wurde, ist die Aristokratie, sozusagen, ein notwendiges, wenigstens zu Zeiten unentbehrliches Übel, kann sie nicht entbehrt werden, zumal wo es sich um den Kampf gegen fremde Elemente handelt, die im Namen falsch verstandener demokratischer Ideen ein Nivellement im Sinne gleicher Unbildung und Abhängigkeit aller verlangen. Daß die deutsche Kolonialarbeit an der Ostsee nicht untergehe, daß die von dem Deutschen Orden begründete Herrschaft über das baltische Land überhaupt erhalten werde, darauf kam es in erster Reihe an; diesem Beruf treu geblieben zu sein und bei allem Streben nach ausschließlichem Adelsregiment doch die Interessen des gesamten Landes mit denen des eigenen Standes in gewissem Sinne identifiziert und dabei die Möglichkeit offengehalten zu haben, die ursprünglich adeligen Rechte und Prärogativen allmählich auf alle Schichten der Bevölkerung auszudehnen — das bildet ein Verdienst, dem auch Sie, hochverehrter Herr, Ihre Anerkennung nicht ganz versagen werden. Gestatten Sie mir, dieser Hoffnung die bescheidene Bemerkung hinzuzufügen, daß der Schreiber dieser Zeilen an den Rechten seiner adeligen Landsleute niemals irgendeinen Anteil ehabt, sondern die besten Jahre seines Lebens dem Kampf gegen die Präponderanz und das Fortbestehen der ritterschaftlichen Allmacht in den Ostseeprovinzen gewidmet hat, und daß er darum wohl den Anspruch erheben darf, für einen unbefangenen Beurteiler jenes Geschlechts zu gelten, das Ihrer Ansicht nach längst in Junkertum und Egoismus untergegangen ist, dem aber in Wahrheit doch noch viele und mannhafte Tugenden anhaften, die der deutsche Adel längst verloren hat.

Daß das städtische Leben mit den Fortschritten des flachen Landes der deutsch-russischen Provinzen Schritt gehalten hat, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Binnen elf Jahren hat allein die Stadt Riga äußerlich und innerlich alle die Bande gesprengt, welche sie aus den Zeiten des Mittelalters einengten. Ohne jede Beihilfe des Staates hat sie sich mächtig erweitert, eine Reihe großartiger Hafenbauten geschaffen, die alten Wälle geschleift, alle öffentlichen Gebäude neu aufgeführt, die Grundzüge einer neuen freisinnigen

Kommunalverfassung entworfen, die nur noch der kaiserlichen Bestätigung harrt, das alte Zunftwesen beseitigt, die erste baltische Eisenbahn gebaut, ein über alle Städte Livlands und Kurlands verzweigtes Genossenschaftswesen ins Leben gerufen, aus eigenen Mitteln ein städtisches Gymnasium, eine Navigationsschule, endlich eine große polytechnische Schule gegründet und erhalten. Diese Stadt hat zugleich eine periodische Presse geschaffen, von welcher noch vor acht Jahren nicht die Spur zu finden war und die heute die Kraft besitzt, trotz des strengen Zensurzwanges, dem sie unterworfen ist, zugleich an der Spitze der baltischen Reformpartei zu stehen und den schwierigen Kampf gegen die systematischen Anfeindungen durch die fanatische Moskauer und Petersburger Journalistik — eine Großmacht, der es weder an Freiheit des Handelns noch an einer Menge glänzender Talente fehlt — in erfolgreichster Weise zu führen.

Es wird schließlich noch übrigbleiben, nach den Gründen zu fragen, aus welchen den baltischen Deutschen vorgeworfen wird, „ihre Sprache entbehre seit den Tagen Luthers aller Lebenskraft und werde arm und ärmer, während das geistige Leben sich an der Universität kümmerlich nähre". Von den Hemmungen, welche diese Universität durchzumachen gehabt habe, ist bereits andeutungsweise die Rede gewesen, nichtsdestoweniger hat dieselbe die Fahne deutscher Bildung und Wissenschaft siegreich zu verteidigen gewußt und zu allen Zeiten Glieder gezählt, welche dem deutschen Namen die höchste Ehre gemacht haben und in der gesamten zivilisierten Welt bekannt sind. Der Naturforscher Baer, ein Gelehrter allerersten Ranges, verdankt dieser Anstalt seine Bildung, — der Chemiker Karl Schmidt, die Astronomen Struve und Mädler, der Mediziner Buchheim, der Physiolog Bidder, die Juristen Dabelow, Clossius, Osenbrüggen und zahlreiche andere Männer, deren Namen allenthalben bekannt sind, haben hier gewirkt, wirken hier zum Teil noch heute. Die Universität Dorpat hat im vorigen Jahre einen Rückblick über ihre bisherigen Leistungen veröffentlicht, welcher, das politische allein ausgenommen, auf allen Gebieten der Wissenschaft den reichen Anteil nachweist, welchen dieselbe an den Errungenschaften der Neuzeit gehabt; nachgewiesen wird ferner, daß die Mehrzahl aller Ärzte, akademischen Lehrer, Pharmazeuten usw.,

welche es in Rußland zu hervorragenden Stellungen gebracht, Dorpater Zöglinge gewesen seien, und daß in früherer Zeit selbst ein nicht unbedeutender Teil der national-russischen Staatsmänner und Militärs der Embach-Hochschule angehört habe. Darf ein geistiges Leben „kümmerlich" gescholten werden, das auf das gesamte russische Reich segensreichen Einfluß geübt und sich zugleich gegen den mächtigen Andrang der russischen Demokratie siegreich gewehrt hat, aus jedem der zahlreichen Kämpfe, welche es zu bestehen hatte, nur kräftiger und stolzer hervorgegangen ist? Es sind noch nicht 200 000 Deutsche, welche in den Ostseeprovinzen leben, und doch versorgen dieselben das ungeheure russische Reich seit Jahrzehnten mit bildenden Kräften, bestreiten alle Gebiete des geistigen Lebens ihrer Heimat aus eigenen Mitteln. Das baltische Provinzialrecht und die baltische Geschichtsforschung sind zum Rang selbständiger Wissenschaften erhoben worden und haben eine Reihe trefflicher Werke nachzuweisen; die Erforschung der lettischen und estnischen Sprache wird gemäß den höchsten Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft betrieben; gelehrte Vereine sind an allen Punkten des Ostseelandes tätig und legen durch Veröffentlichungen, die hinter denen deutscher Provinzialgesellschaften schlechterdings nicht zurückstehen, von ihrer Strebsamkeit Zeugnis ab. Wenn die literarische Produktion auch quantitativ unbedeutend ist, so kann sie sich doch rühmen, auf wissenschaftlichem Gebiet keine anderen als Früchte der solidesten Art getragen zu haben. In publizistischer Beziehung ist während der letzten Jahre mehr geleistet worden als von mancher deutschen Landschaft, die mehr als 200 000 deutsche Bewohner zählt; über zwanzig Zeitungen und Journale (unter diesen auch die in Deutschland ehrenvoll bekannte „Baltische Monatsschrift", zwei theologisch-wissenschaftliche und zwei technologische Zeitschriften) werden in Riga, Dorpat, Reval usw. herausgegeben, und außerdem wird noch die lettisch-estnische Literatur und Journalistik durch deutsche Kräfte besorgt. Daß der Bildungsstandpunkt der Bewohner niedriger sei als in sämtlichen deutschen Ländern, kann nur für gewisse Schichten, z. B. einen Teil des Handwerkerstandes und der Kaufleute, und auch für diese nur bedingungsweise eingeräumt werden. Die Landgeistlichkeit erfreut sich durchschnittlich eines höheren Maßes allgemeiner Bildung, als sie bei der Mehr-

zahl der mittel- und norddeutschen Prediger gefunden wird, die schon ihrer ungünstigen materiellen Lage wegen behindert sind, an der Spitze der geistigen Kultur zu stehen; der Adel gibt dem Stande der Rittergutsbesitzer in der Mark, in Pommern oder Mecklenburg sicher nichts nach und ist schon wegen der großen Anzahl politischer Verpflichtungen, die auf ihm ruhen, gezwungen, an dem, was in der übrigen Welt vorgeht, einen Anteil zu nehmen, der nicht unbeträchtlich ist. Daß es um die technischen Fachkenntnisse der Gelehrten und auch der Ungelehrten in Deutschland sehr viel besser bestellt ist als in Livland und Kurland, steht allerdings außer Zweifel, bedarf aber kaum der Erklärung; die größere Bequemlichkeit der materiellen Verhältnisse und des Erwerbes und die Entfernung von dem Mittelpunkt der Kultur bringen es von selbst mit sich, daß man sich im baltischen Norden mit geringeren Resultaten zufrieden gibt als in dem Lande, welches das Herz Europas bildet und das von denen, die in ihm existieren wollen, die höchste Anspannung aller Kräfte fordert. Gerade darum kann auf die sittliche und allgemein-humane Bildung der deutschen Ostseeprovinzialen ungleich mehr Zeit und Anstrengung verwendet werden als in Deutschland, wo die Bildungsfrage in den meisten Fällen zugleich Existenzfrage ist; das geistige Leben jener Provinzen krankt vielleicht an einem aristokratischen Dilettantismus, der die allgemein menschliche Bildung und Entwicklung auf Kosten gründlicher Fachkenntnis anstrebt; arm und verkümmert kann es um so weniger genannt werden, als die Gefahr der „Verkümmerung" durch die in Deutschland so häufig vorkommende einseitige Vertiefung in Spezialitäten keineswegs beseitigt ist.

Was endlich das von meinen Landsleuten gesprochene und geschriebene Deutsch anlangt, so muß ich in vielleicht kolonialer Beschränktheit gestehen, daß ich den Vorwurf der Verarmung und des Absterbens, der demselben gemacht wird, nicht recht verstehe. Daß der Kolonist nicht aus jener Fülle des Volkslebens schöpfen kann, die den Besitz eines nach Jahrtausenden zählenden Volkstums zur Voraussetzung hat, versteht sich doch von selbst. Rein und unverfälscht ist die Sprache, welche am Rigaischen Meerbusen gesprochen wird, geblieben. Die Bücher und Zeitschriften, welche am Embach und an der Düna gedruckt werden, geben in sprachlicher Beziehung

den Publikationen, die an der Spree oder Leine das Licht der Welt erblicken, nichts nach und werden verstanden, so weit es Deutsche gibt, und der einzige Vorwurf, der unserem Dialekt zuweilen gemacht wird, ist der allzu großer Korrektheit; ob dieser schwerer wiegt, als jene Verballhornisierung unserer Sprache, die z. B. in Sachsen üblich ist, wo sie es doch niemals zum Rang einer selbständigen Volksmundart gebracht hat,. kann ich billig Ihrem Urteil überlassen und nur auf Ihre volle Zustimmung rechnen, wenn ich behaupte, in den deutschen Teilen Frankreichs und Nordschleswigs sei über die Güter unseres Sprachschatzes minder gewissenhaft Haus gehalten worden als im Lande der Esten und Letten. Nur beiläufig sei bemerkt, daß eine selbständige Ausbildung der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen nicht ganz gefehlt hat, und daß die dialektische Ausbildung derselben zu einem Idiotikon Veranlassung gegeben hat, das bereits gegenwärtig eine stattliche Anzahl dickleibiger Bände zählt.

Auf die gegenwärtige Lage der Ostseeprovinzen und die Gefahren, welche den in denselben herrschenden Elementen drohen, näher einzugehen, muß ich mir versagen; Sie haben dieselben in der Schrift, welche die Veranlassung zu den vorliegenden Blättern geboten hat, überdies so scharfsichtig erkannt und vorausgesehen, daß es genauerer Ausführungen kaum mehr bedarf. Mir kam es nur darauf an, den Nachweis zu führen, daß der Mangel einer vollständigen Germanisierung des livländischen Ordenslandes nicht sowohl die Schuld der Kolonisten als die Folge einer Reihe von Geschicken gewesen ist, wie sie härter und widriger kaum über ein Land ausgegossen worden sind, welches jemals von westeuropäischer Kultur berührt worden, und daß die Arbeit, welche der deutsche Geist auf baltischer Erde unternommen, nicht ganz nutzlos, nicht ganz ohne Segen für die Völker geblieben ist, die ihre Volkssprachen zwar noch heute reden, deren Bildungssubstanz aber so vollständig in deutsche Form gegossen ist, daß sie durch den besten Teil ihres geistigen und sittlichen Lebens mit unserer Nation in unauflöslich enge Verbindung gesetzt sind. Ob und inwieweit es Ihnen möglich sein werde, das harte Urteil, welches Sie über die Kolonie im baltischen Norden gefällt haben, zu modifizieren, weiß ich nicht, davon aber glaube ich fest überzeugt sein zu können, daß Sie die aristokratische Form der.

baltischen Provinzialestixenz noch nicht als Grund für eine rücksichtslose Verurteilung und Preisgebung derselben ansehen werden; die baltische Aristokratie kann sich rühmen, die Begriffe „Herr" und „Deutscher" trotz erbitterter Kämpfe mit fünf Nationen in stolzester Weise identifiziert und wenigstens in den letzten Jahrzehnten das mögliche getan zu haben, um verjährtes Unrecht gutzumachen und der Größe einer Aufgabe gerecht zu werden, die zu allen Zeiten außer Verhältnis zu den Mitteln gestanden hat, welche das deutsche Volk denen mitgegeben, die es zur Eroberung des fernen Küstenlandes aussandte. Was von den deutschen Bewohnern meines Vaterlandes gesündigt wurde, haben sie hart genug gebüßt — das Verdienst der Zähigkeit in Behauptung des einmal ergriffenen Besitzes und unerschütterlicher Treue an der Tradition der Väter mag ihnen wenigstens von den eigenen Stammesgenossen gelassen werden; hart genug ist den Livländern, Estländern und Kurländern geworden, auch nur das zu retten, was sie noch als ihren Besitz rühmen.

Die großen Umwandlungen, welche sich während der letzten Jahre in den politischen Zuständen des deutschen Volkes vollzogen haben, sind indirekt die Veranlassung zu den Prüfungen gewesen, mit denen die baltischen Deutschen heute zu kämpfen haben. Möchte die gleichzeitige Revolution in den politischen Anschauungen der Deutschen meinen Landsleuten wenigstens die eine Frucht tragen, daß ihre Lebensformen fortan an dem Maßstabe der dieselben bedingenden geschichtlichen und realen Verhältnisse gemessen und nicht der Schultheorie zuliebe verurteilt werden. Auf wirkliche Sympathien, auf eine Teilnahme an dem Kampfe, in welchem mein Vaterland sein Herzblut ausströmt, zu rechnen, haben die Söhne desselben sich seit lange entwöhnt. Sie verlangen heute nur noch, daß man ihnen nicht die Stunde vergifte, welche vielleicht ihre Sterbestunde ist.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr, die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung.

Leipzig, im Januar 1868.

# Christoph Ludwig Tetsch

Chr. L. Tetsch, geb. 10. März 1735 in Libau, studierte in Jena die Rechte, seit 1764 Rechtsanwalt (Hofgerichtsadvokat, Justizrat) in Mitau, gest. 9. Juli 1793. — „Baltische Monatsschrift", Bd. 49: „Briefe von Ch. L. T. an Karl v. Sacken", mit Einleitung und Anmerkungen von H. Diederichs.

## Freundesbriefe eines altkurischen Originals

### An Karl v. Sacken[1])

Mitau, den 1. Mai 1780.

Wahrhaftig, liebster Sacken, Sie haben mich mit Ihren Vögeln erschreckt[2]). Der Jäger hörte nicht auf, auszupacken, und legte die armen Tiere so alle in der Linie zu meinen Füßen hin, daß ich mir selbst wie ein Nero oder Tiberius vorkam und es für eine Sünde hielt, so viele Leichen auf einmal in meinem Hause zu haben. Und endlich noch hinterher der große Auerhahn! An den Kerl hatte ich gar nicht gedacht.

Im Ernst, liebster Sacken, schicken Sie mir in Ihrem Leben nicht mehr so viel auf einmal: ob ich Ihnen gleich für diesen Wurf von Gottes Gabe sehr gerne, auch so oft und so viel danken möchte, daß Sie auch meines Danks müde werden sollten. Sie sollten mir auch sagen: Hören Sie auf, Tetsch, es ist zu viel.

Ich sehe nicht hin, was nun gefressen werden wird! Der Auerhahn bleibt zuletzt, und dazu will ich auch lauter Auerhähne von Menschen einladen. Versteht sich also am Rande, daß es keine Hundsfötter sein werden. Ich pariere drauf, Sie dachten eben jetzt nach, wen ich doch dazu invitieren würde. Sie haben's getroffen.

Was nun also noch! Nichts, liebster Sacken, als dies: haben Sie mich doch immer lieb, so wie ich Sie immer liebhaben werde.

Ihr treuer Tetsch.

---

[1]) Geb. 1740 zu Senten in Kurland, studierte in Königsberg, Besitzer des Gutes Alt-Sehren, gest. 1811.

[2]) Sacken versorgte seinen Freund regelmäßig mit Wildbret und den Produkten seines Hühnerhofes, während Tetsch ihn durch Sendungen von Delikatessen und Wein zu erfreuen suchte.

Mitau, den 20. April 1782.

Ihr Brief, mein liebster Sacken, alterierte mich in der Tat. So ist es aber, wenn ein Freund in einer Entfernung von 24 Meilen leidet, und man es hinterher nicht anders als plötzlich erfahren kann, daß er gelitten hat.

Ich bin Ihrer Seele und Ihrem Herzen so gut, mein liebster Sacken, daß ich beiden alles Edle und Gute zutraue. Auch den festen Charakter und die Stärke im Leiden. Das heißt, ich traue es Ihnen zu, daß Sie auch große Verluste ertragen können. Glauben Sie es mir, ich habe immer viel mehrere Hochachtung für Menschen, die auf der Laufbahn ihres Lebens gelitten und geweint haben, als für die, denen man nicht ein Härchen gekrümmt hat, und die bis ins sechzigste Jahr fort lachen.

Sie also, liebster Sacken, stehen auch nunmehr bei mir höher, da Sie das große Leiden, den Tod der ersten Freundin, gelitten haben, ein Schmerz, der mir allem Ansehn nach wohl Ideal bleiben wird, und an dessen Stelle auf mich vielleicht andere warten.

Ihre Gemahlin ist wahrhaftig jetzt glücklicher, als wir — und sie sei, wo sie sei, sie wird es gut haben. Wir beide müssen noch manchen Schurken in der Welt ertragen und manche Tugend leiden sehen, noch manche üble Laune haben, noch öfters weinen, — und sterben müssen wir beide auch noch.

Sie würden sie aber gerne noch haben! Das geht nun aber nicht an. Also froh, liebster Sacken, daß Sie, und just Sie, sie gehabt haben. Und denn in Gott!

Ihr treuer T.

Mitau, den 13. August 1782.

Mit Ihnen, mein liebster Sacken, kann man schon immer ein Wort im höhern Gefühle reden.

Ei, wenn aus Ihrer Gerstenähre, die Gott weise niederschlug, im wilden Rausch ein Brudermord erwachsen wäre, — oder ein Betrüger hätte Ihr Korn gekauft, und selbst die Rute kostete Ihnen noch Geld, die Sie von der feilen Gerechtigkeit für ihn hinterher noch binden lassen müssen, — oder Sie selbst umritten morgen Ihr hochschwangeres Feld und stürzten und brächen das Bein ... sagen Sie mir, liebster Sacken, läßt sich der Verlust nicht leichter ertragen,

wenn man aus eben dem Guten, das man verliert, noch empfindlichere Unglücke hätte haben können? Lassen Sie also alles gut sein, was Gott tut. Hagel im Fruchtfelde ist im ganzen ebenso schön, als die Rose an der Brust eines blühenden Mädchens, — und wir gute Jungens Gottes, wir sind zu allem gemacht, und es ist seine und nicht unsere Ökonomie.

Wir hatten hier schon Nachrichten von dem Unglück im Oberlande. Ich hätte doch die Wolke hier nicht aufhalten oder sie bitten können: „Hagele, nur schlage meinen Sacken nicht!"

Menschen schlagen Menschen, warum nicht eine Donnerwolke ein Kornfeld oder eine Fensterscheibe?

Es ist eine Ehre für mich, mein liebster Sacken, daß Sie Ihre Leiden vor allen andern mir gemeldet haben. Ich dürfte jetzt nur ein bißchen Fürst sein, oder sonst etwas, das ich jetzt nicht bin, — wir wollten mit der Revolution, die die Natur macht, schon zurechte kommen, und auch Sie bauten mir mein Haus, wenn ich abbrennen würde.

Kurz, wir wollen uns beide Gott empfehlen und weiter leben. Wir wissen ja noch nicht alles. Ich liebe Sie recht sehr. T.

Mitau, den 26. April 1786.

Mittlerweile habe ich, mein liebster Sacken, Bäume gepflanzt, und zwar eine Allee von 400 schlanken Birken von meinem Grabe zu Schwanders[1]) Grab, und nun können Sie von ihm zu mir oder, wie Sie wollen, von mir zu ihm inskünftige spazieren.

Die Frau Obristleutnant v. Lieven schenkte mir die Bäume, und weil sie mit ihren Töchtern auch selbst welche pflanzte, so habe ich ihr diese Jamben gesungen.

Yorick sagt in einer Stelle, wer hier auf Erden nicht Kinder zeugt, oder nicht Bücher schreibt, oder nicht Häuser baut — den holt der Teufel.

Ich habe nun mit Gott und mit Ehren 400 Birken gepflanzt, und nun lache ich dem Teufel ins Fäustchen — und Sacken sekundiert seinem T.

[1]) S. G. Schwander (1727—84), der angesehenste und beliebteste Rechtsanwalt Kurlands, war Tetschs intimster Freund gewesen. Die von Tetsch gepflanzte Birkenallee besteht teilweise noch heute.

Ich glaube den 11. oder 12. August 1786.

Sie erhielten, mein liebster Sacken, mit der vorigen Post den Brief der Herzogin — und heute schreibe ich.

Meinethalben mag der Krieg im System des Ganzen oder in der Haushaltung Gottes ebenso notwendig sein als die Pest. Nur schade, daß Pest Physik und Krieg Moralität zum Grunde hat, und ich zanke bloß mit der Moralität.

Wenn wir beide uns vereinigen, so ist der Brudermörder ebensogut ein Werkzeug Gottes als die Pestbeule, die eine Rose von unschuldigem Mädchen tötet, — und ebenso Ravaillac, der einen König tötet, als Karl XII., der als königlicher ... ohne alle Ursache einige Tausende umbrachte.

Das heißt: man muß die Erde nehmen, so wie sie ist. Physik und Moral hat ihre gewiesenen Wege. Nicht rettet der Arzt den, der heute sterben muß, nicht bessert die Religion oder Moral den, der, wie Sie wollen, nach der Haushaltung Gottes, entweder ins große oder ins kleine umbringen muß. Wir sind beim Altar und bei der Hostie ebensogut, als beim Schwert, beim Giftbecher und bei der Pestbeule in der Hand Gottes, und nur der ist der Tugendhafte auf Erden, der unter allen Schelmen der kleinste ist.

Was den Krieg mit Schweden und Rußland betrifft, so gebe ich Ihnen den Rat, nichts zu glauben, was jetzt erzählt wird. Der Krieg muß entweder zu Ende, oder wir müssen selbst auf dem Schlachtfelde sein und totschießen, oder uns totschießen lassen, damit wir wissen, wer geblieben ist.

Ich ärgere mich nur über die verderbte Menschennatur, also auch über die meinige, und niemand von uns ist von diesem Fehler frei. Man will immer nur, daß viele umgebracht sein sollen, bloß deswegen liest man die Gazette. Der Brudermord ist einem jeden angeboren, und die Zeitungen sind leer, wenn heutzutage nicht recht viel Menschenblut vergossen wird.

Und mittlerweile begieße ich meine Reseda am Fenster und bitte den trüben Himmel, daß er mir Sonne gibt, um meine welke Blume zu erquicken. Ich bitte Gott für meine dürre Nelke um ein Tröpfchen Regen und vergieße in eben der Minute, die Zeitung in der Hand, nach Herzenslust einen ganzen Ozean von türkischem Menschenblut.

Wir beide, mein liebster Sacken, erklären den närrischen Kerl, den Menschen, nicht.

Vergeben Sie es mir, wenn meine Lettern heute undeutlich sind. Ich habe nicht viel Zeit übrig, und ich denke, wer mich liebt, der liest mich auch, wenn ich Karikatur geschrieben habe.

So weit, liebster Sacken! Gott gebe Ihnen eine glückliche Ernte und mir Ihre Liebe. T.

Mitau, den 5. September 1786.

Aber sagen Sie mir, liebster Sacken, wie war Ihnen, als Sie die Nachricht vom Tode des großen Königs erfuhren? Müßte nicht billig die ganze Erde eine gewisse solenne Stille feiern, wenn so ein Mann stirbt. — Das große Original.

Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich in meinen jüngeren Jahren in einer gewissen Dissonance mit dem Könige stand. Allein Gott vergeb mir die Sünde; es werden tausend Jahre hingehen, ehe ein solcher Fürst wieder erscheint. Wenn wir tausend Jahre zurücke gehen, so finden wir ihn auch nicht. Unter den alten kenne ich keinen, als Cäsar, und doch war der nicht Friedrich. Dieser exzellierte ja in allem.

In der heutigen Mitauer Gazette werden Sie einige Anekdoten von dem Tage in Sanssouci und Berlin finden. Solche Auftritte frappieren und rufen in meine Seele sehr laut: Unsterblichkeit, Gott und Unsterblichkeit!

Der König ist auf seinem Sofa, mit entblößtem Haupte, in einem zerrissenen, lieben alten Kamisölchen und mit herunterhängenden Strümpfen, als Philosoph, so für sich allein, sanft und selig eingeschlafen. Er hat vorher alles von sich entfernt gehabt, bloß ein Kammerdiener und ein Kammerhusar sind bei ihm gewesen.

Der Tod eines solchen Mannes kommt mir wie eine Sonnenfinsternis vor, und so, glaube ich, muß auch in Berlin das Blut im Menschen eine Zeitlang stille gestanden haben. Ich rechne auf Ihr Herz, mein liebster Sacken, Sie werden auch so empfinden, wenn Sie noch hie und da von ihm was lesen werden ...

Mitau, den 12. September 1786.

... Sie haben mir noch gar nicht gesagt, daß Ihnen der Tod des Königs von Preußen wehe tut.

Gestern las ich einen Gedanken über ihn. Er war ungefähr dieser: „Wenn es irgend jemand unter den Menschen wagen wollte, Friedrich den Einzigen zu übertreffen, so müßte ein solcher alle die bisher bekannten menschlichen Kräfte übersteigen." — Ich halte den Gedanken für richtig, nicht weil ich noch in Trauer bin, sondern ich fühle es, daß Gott in diesem Manne wirklich die ersten Menschen- und Geisteskräfte konzentriert gehabt hat.

Die Leute wissen auch nicht, was sie jetzt eigentlich von ihm reden sollen. Es gehört eine eigene Sprache dazu.

Gestern fragte mich jemand, ob der König wohl die Unsterblichkeit geglaubt hat. Es fehlte nicht viel, so hätte ich den Patron die Treppe herunter geworfen. So albern zu fragen! Wir beide sind gar nicht solche Könige, mein liebster Sacken. Vom Zaun gefallen sind wir aber in der Stadt Gottes auch nicht — und also hat es auch mit uns, wenn wir tot sind, gute Wege — so wie jetzt, leben Sie wohl!

T.

Mitau, den 21. März 1787.

Ich wollte, mein liebster Sacken, schon mit der vorigen Post an Sie schreiben. Allein es war ein Nordwind, und weil der Kerl auf meinen Resonanzboden nicht paßt und ich beim Nordwinde mehrenteils sehr übel zu sprechen bin, so schrieb ich auch an Sie nicht.

Noch toller! Ich hatte schon anderthalb Seiten an Sie geschrieben, und ich zerriß den Brief. So ein Mensch bin ich, wenn mir der Kopf nicht recht steht!

Da ist mein lieber Sacken schon ganz anders. Er schreibt alle Posttage an mich und schert sich den Teufel um den Nord.

Im Publico hat sich mittlerweile nichts Sonderbares zugetragen. Der Zustand unseres ganzen Landes ist überhaupt dieser. Es mault so wie Fritz, wenn Papa nicht immer oder nicht genug Rosinen und Mandeln gibt.

Von meinem Privatleben zu reden, so hat sich hier auch nichts Merkwürdiges zugetragen — außer — außer — und das müßte auch wohl gut anzusehen sein — daß ich ein Renntier habe. Ein so frommes liebes Tier, daß es mir oben auf meine Zimmer kommt. Schneeweiß. Des Mittags muß es mir die Visite bei Tische machen,

und solange ich ihm Weißbrot gebe, wirft ihm der Papagoy einen Hundsfott in den Bart.

Basta! Ich habe mit Ihnen, mein liebster Sacken, nur ein bißchen plaudern wollen. T.

Mitau, den 25. April 1788.

Ich schicke Ihnen, liebster Sacken, contra:

1. 50 Austern, die nach meiner Berechnung gebraten werden müssen.
2. 6 Zitronen, frisch wie Mädchen.
3. 1 Boutel Rheinwein
4. 1 „ Arrack
} beides nicht zu verachten.
5. Küttners Cantate
6. Tilings Rede
} beim Kirchengange der Herzogin.

Sie haben Leib und Seele, und ich habe beiden etwas geben wollen, und Sie sind, gottlob, Kenner von beiden.

Ihr Auerhahn, der auch ohne Empfehlung seine königlichen Rechte zu behaupten weiß, soll mit aller Distinktion aufgefressen werden. Es ist moralisch unmöglich, daß, wenn er in der Schüssel liegt, ein Hundsfott an meine Tafel gezogen wird. Es müssen lauter Adepten sein, so selten man sie auch heutzutage haben kann.

Mit den Schneppen werde ich weniger Façons machen. Der Vogel scheint mir überhaupt sich gewisse imaginäre Rechte arrogiert zu haben, sowie das Ideal der ..., weil sie die Erstlinge der Diana sind, und ich kann solche Capricen im Reich der Natur jetzt nicht mehr leiden.

Sie haben sich, mein liebster Sacken, unterdessen ein sehr großes Kompliment gemacht, daß Sie 6 auf einmal schicken. Ich habe von andern die Schneppe nur einzeln bekommen. Entweder schießen Sie sie fertiger, oder Sie essen sie selbst nicht.

Die jetzige Witterung! Lassen Sie Gott den Vater walten. Was er tut, das gehört zum Generalanschlage — und sein alter Erdboden trägt für Millionen Millionen, immer hinlängliches Korn über die Saat.

Und eben dieser gute Gott vergißt auch Alt-Sehren und seinen lieben Sacken nicht.

Wir wollen es so gut sein lassen.

Sacken hat Anno 88 Auerhähne und Tetsch hat Anno 88 Austern. Wer anders kalkuliert, kennt den großen Jupiter nicht.

T.

Mitau, den 15. Mai 1788.

... Was das Öchselein Hans bei Ihnen, mein liebster Sacken, auf seiner Universität gemacht hat, das haben wir beide auch gemacht, als wir auf unserer Universität waren. Und daher die deutsche Redensart vom „Hörner abstoßen". Sie vergeben mir diese Parallele. Wir sind alle Kinder einer und derselben Stadt Gottes, und ich kenne Brüder, die ohne Hörner und ohne vier Füße größere Ochsen sind, als mein Hans, wenn Gott ihn erhält, es je werden wird.

Ich zähle in meinem Kalender immer die Tage und Wochen bis Johannis, nicht um meine Schulden zu bezahlen[1]) — denn die kann ich meinem wohltätigen Vaterlande nie bezahlen —, sondern bloß um zu wissen, wann und wie balde ich meinen lieben Sacken wieder sehen werde: denn Sie müssen es wissen, Sacken, daß, wenn Sie kommen, Sie meinem Hause ein Gesandter des Herrn sind. — Je älter man wird, desto mehr geizt man um gute Menschen. Mir scheint es eine Art Versöhnungstrieb mit der Erde und mit dem sogenannten Falle Adams zu sein, daß man, ehe man stirbt, sich vorhero noch an die Guten der Erde fesselt.

Sie mögen schreien oder nicht, ich klammre mich Ihnen, mein liebster Sacken, fest an. Denn Gott gab Sie mir, Ihrem treuen

T.

Mitau, den 24. September 1788.

Wir haben uns, mein liebster Sacken, in sehr langer Zeit nicht gesprochen.

Eine Folge von der Suffisance, die die Freundschaft gibt; wenn sie einmal entschieden ist und nicht posttäglich aufgefrischt werden darf. Ebenso küssen sich alte Eheleute auch seltener als die, die die erste Brautnacht gefeiert haben.

Haben Sie wohl das Spektacle erlebt, daß man in einer Rede drei „die" hintereinander setzt? So ist es mir da oben gegan-

[1]) Das Johannisfest ist in Kurland der übliche allgemeine Zahlungstermin.

gen. Ich war daher genötigt, das eine die recht stark zu unterstreichen.

Wir Leute in Mitau haben mittlerweile in einem ewigen Landtage gelebt. Und nun ist er bis zum Februar limitiert. Wenn das Diarium gedruckt sein wird, so werden Sie einige starke Piecen zu lesen bekommen und aus dem Ganzen den jetzigen Esprit des Vaterlandes kennenlernen. Es scheint, daß der Luxus, der im bürgerlichen Leben Kurlands herrscht, sich auch in die Staatsverhandlungen des Landes eingeschlichen hat. Die Alten landtagten kürzer und reeller. Wir Neulinge reden mehr und schöner und tun weniger. Ich werde die Zeiten zurückrufen, da man lateinisch lernte und Franzwein trank und silberne Degen, wollene Strümpfe und eiserne Sporne trug. Mit den Kettlern[1]) ist das Genie der Nation mit zu Grabe gegangen. Mittlerweile fand sich ein Witzling, der die Landbotenstube in einen Tiergarten oder in eine Menagerie verwandelt hat[2]), und Gott sei seinem Witze gnädig, wenn er entdeckt wird. Unterdessen hat die Pluralität gelacht. Einige wollten, er solle dafür das Indigenat[3]) verlieren; andere glaubten, daß, wenn er es nicht hat, er es dafür erhalten müsse. Entscheiden Sie, wer recht hat.

Wie gefällt Ihnen das preußische Religionsedikt?[4]) Wie gefällt Ihnen der König von Schweden mit dem Schwerte, das er vom Leder zog? Wie gefällt Ihnen der Kaiser mit seinen ewigen Verschanzungen? Wie gefällt Ihnen Frankreich?

Gott ehre mir die philosophische Ruhe eines Mannes von Geschäften, der die Kunst versteht, auch zugleich Einsiedler und Privatmann zu sein. Und dieses Glück beschert Gott mir.

So weit, liebster Sacken. Ich habe mit Ihnen nur wieder ein bißchen reden wollen. Wenn Instrumente lange liegen, ohne daß man sie braucht, so werden sie verstimmt, und man wirft sie denn zum Teufel.

[1]) Die frühere Herzogsdynastie in Kurland.

[2]) Bezieht sich auf ein handschriftlich verbreitetes Pasquill, in dem die derzeitigen Landboten als Tiere charakterisiert und persifliert wurden.

[3]) Die erbliche Adelswürde.

[4]) Das preußische Religionsedikt vom 2. Juli 1788 verbot den Predigern jede Abweichung von den Bekenntnisschriften bei Strafe der Absetzung.

Und hierin habe ich mich, gegen Sie, wohlbedächtig präkavieren wollen.

Mitau, den 11. Dezember 1788.

Ich glaube, liebster Sacken, daß Sie auf Neujahr bei uns sein werden. Sie pflegen ja das Fürstliche Haus aus einem Jahr ins andere hinein zu führen.

Mich finden Sie akkurat so, als Sie mich verließen, außer daß ich mich an dem König von Preußen Hochsel. Andenkens fast blind gelesen habe[1]). So ein Original trägt die Erde unter den Baldachins oder auf dem Thron nur alle 3—4000 Jahre einmal. König Salomon ist ein Schulmeister gegen ihn, David desgleichen. Nur Cäsar und Mark Aurel dürfen es wagen, seine Kollegen zu sein.

Seien Sie stolz darauf, Sacken, daß er auch Ihr Zeitgenosse war, so wie wir uns überhaupt freuen können, in diesem Zeitalter der Erde gelebt zu haben. — Wie viele Millionen Herdemenschenvieh sind nicht in den vorigen Jahrhunderten vor uns in die Ewigkeit vorangegangen! Auch Christen, dumm wie die Ochsen.

Sie werden mir außerordentlich willkommen sein, wenn Sie kommen werden. Es ist schon lange, daß ich kein kluges Wort des Herzens mit einem Freunde geredet habe. Sie wissen, wie es in der Stadt ist. Man lebt immer unter Handwerkern, der Mann sei vom Hofe, von der Literatur, von der Kanzel, von der Justice oder von der Drehbank — alles Leute von Metier! Und so ist auch das Weib bei der Toilette. Ein jeder und eine jede reitet tagtäglich ihr Steckenpferd, und ich armer Teufel, der ich unter ihnen lebe, ich mag wollen oder nicht, muß des lieben täglichen Brotes wegen immer mitreiten.

Mitau, den 6. Januar 1789.

Ihr Brief vom 31. Dezember 88 war so kalt und ehrwürdig ernst, als der Dezember selbst war. Gott bewahre, liebster Sacken, das arme Tierreich fernerhin für eine solche Todeskälte. Der akademische Zeichendeuter und der nackte Judenjunge auf der Straße — beide sind darüber einig, daß sie einen solchen Frost noch nicht

[1]) Gemeint sind die „Oeuvres posthumes de Fréderic II.", die 1788 in Berlin erschienen.

erlebt haben. Ich bin ein Bagatel im Reiche der Lebendigen — allein ich sage es auch, denn in der letzten Woche des formidablen Dezembers ging ich, Christoph Ludwig Tetsch, kurländischer Justizrat, auf meinem Zimmer, zwischen zwei geheizten Öfen, in Pelzschuhen!

Wider die Grausamkeit des S . . .schen Krügers existiert zwar noch kein geschriebenes Gesetz, unter allen Umständen aber, und NB. wenn er Ihren Wirt, nach Abnahme des Rocks und der Handschuhe, selbst zum Kruge hinausgejagt und so nackend im Rausche dem tötenden Froste überlassen hat, so finde ich seine Tat kriminell, und sie muß von Ihnen deferiert und vom Fisco vindiziert werden.

Jeder Krug auf der Landstraße ist eine Freistatt des Wanderers und der reisenden Menschheit und in den Augen Gottes heiliger, als die Retraite des Mörders in dem entweiheten Kloster des heil. Ignaz oder des weniger heiligen Nepomuks.

Es ist Ihre Pflicht, liebster Sacken, sich etwas genauer um die grausame Konduite dieses Kruges zu erkundigen, und wenn Sie seine Inhospitalität gegen einen armen trunkenen Bauern, der sich für dieses Mal nur warm hat trinken wollen, in Facto beweisen können, so müssen Sie, es sei, wo es wolle, wider ihn die Justice reklamieren. Wenn nicht anders, zur Warnung anderer, und es müßte alsdann ein Gesetz werden, wie ein jeder Krüger im Lande sich im harten Froste gegen die armen Bauern zu betragen habe, und selbiges müßte bei namhafter Strafe publiziert und zur öffentlichen Wissenschaft gebracht werden. So hat man auch hier einen armen Juden ohnweit einem Kruge tot aufgefunden.

Das sind stumme Sünden, zu denen auch die Unbarmherzigkeit des Wuchers gegen die Armen gehört, deren Rache schwerer aufs Land ruhet, als der Königsmord oder die entweihete Hostie, die nicht zur Critique der Erde gehört.

Mitau, den 6. Mai 1789.

Und wenn es auch nur ein paar Worte sind, mein liebster Sacken, so kann ich's nicht unterlassen, Ihnen nach Ihren zeitherigen Leiden ein „Halleluja, gelobet sei, der da kömmt im Namen des Herrn!" dem wohltätigen Frühling entgegenzurufen.

Tun Sie Gott die Ehre und sagen Sie: Nun tut es nicht mehr so weh.

Sie, armer lieber Sacken, ich habe Ihren Schmerzen nachgedacht. Was haben Sie nicht gelitten! Und das just in den Monaten, da die ganze Natur Tod und Leiche ist.

Bei mir hat sich auch ein Possenreißer von Gicht eingefunden. Er nahm seine erste Residenz im Daumen der rechten Hand, und von da sprang er in die Knochen über den Augenbrauen und von da in die sogenannten Kinnladen. Jetzt residiert er wieder im Daumen. Ich hoffe den Hanswurst aber durch den Frühling und durch fünfzehn Kruken Pyrmonter zu vertreiben, und sollte er, wie schon alle Harlekins in der Welt, noch einmal wiederkommen, so werde ich ihm, ohne ein Wort zu reden, Quartier machen und, dem Falle Adams und der hochbelobten Erbsünde zur Ehre, alles geduldig aushalten.

Noch einmal Frühling!

Nach einem so harten Winter wäre die Abgötterei zu entschuldigen, wenn man ihn anbeten würde. — Wir beide halten uns aber recte an Gott. Er allein hat Tod und Leben geordnet und jedes für jeden zu seiner Zeit. Sie müssen es mir sagen, liebster Sacken, ob es Ihnen noch so wehe tut.

Mitau, den 10. Juni 1789.

Es schreibt sich nicht viel, mein liebster Sacken, wenn man die Hoffnung hat, jemanden balde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Denn so hoffe ich, daß ich Sie mit Gottes Hilfe auf Johannis sehen werde.

P...s glückliche Rückkehr aus den Gefahren des Krieges soll mir nicht so festlich gewesen sein, als die Ihrige, wenn ich Sie aus den Händen der Ärzte und der Gicht oder, welches einerlei ist, aus den Klauen des Teufels bei lebendigem Leibe wiederum in meinen gottlob! noch gesunden brüderlichen Armen wiedersehen werde.

Es scheint sich dieses Jahr ein großer Segen auf die Oberfläche Kurlands verbreiten zu wollen, und eine solche Aussicht macht frohe Gesichter.

Bringen Sie doch auch ein solches Gesicht mit, zum voraus gesetzt, daß Ihre Sehrenschen Wiesen und Felder eben die Konduite haben, als die unsrigen, die niedriger liegen. Der hiesige Himmel hat bis jetzt lauter Meisterstücke gemacht — in allem, worin Sie wollen. Ich als Blumenfreund glaube nicht zu irren, daß die armen Bauern-

weiber und Mädchen für gegen 100 Rtlr. Lilien Convaillen[1]) in der Stadt verkauft haben. Ich schwimme schon zwei Wochen im Duft dieser kleinen göttlichen Lilien.

Und unsere Heuschläge! Beinahe hätte ich Lust, dieses Jahr selbst ein Ochse zu sein. Wir sprechen uns aber noch als Menschen, denn vor dem 24. Juni werden hier keine Heuschläge rasiert und angeschlagen.

Ihre Elegie auf Friedrich haben wir gelesen, Kütner hat die Piece gefeilt, und zu der hiesigen Johannismesse verläßt C. Sacken die Presse.

Ich ärgere mich nur, daß die Johanniszeit hier in der Stadt keine Zeit für Herz und Seele, sondern ein lebendiges Tollhaus für die armen Menschen ist. Halten Sie sich an mich. Es soll niemand weniger zu tun haben, wie ich, und wir beide wollen recht ofte zusammen sein.

Knoch![2]) Jag' Er mir jetzt schon alle Leute weg! Unser Sacken wird kommen.

Mitau, den 5. August 1789.

Das wäre doch ein eigenes Phänomen, wenn Sie, mein liebster Sacken, ohne einen anderweitigen Beruf, so für sich selbst, heutzutage nach Mitau kämen.

Es ist ganz außer der Zeit, daß der Landmann jetzt bei uns ist. Ich sehe auch jetzt keinen einzigen kurischen Edelmann auf der Straße gehen.

Tun Sie, was Sie wollen, und was Ihnen nicht beschwerlich ist. Mich finden Sie, wenn Sie es erlauben, wie ein altes Buch, das Sie in der Hand halten und in dem Sie, ohngefähr Pag. 74, ein Ohr einbogen — auf den Fall, wenn Sie die Scharteke wieder in die Hände kriegen, um es weiter — nicht zu lesen — sondern durchzublättern.

Ich kenne kein besseres Bild, das dem so oft unterbrochenen Umgang mit Menschen ähnlicher ist, wie dies — nur daß mancher Kerl in Franzband gebunden ist.

Ihre fehlgeschlagene Hoffnung in der Sommerernte bedaure

[1]) Maiglöckchen.
[2]) Tetschs Bedienter.

ich von Grund meiner Seele. Es kann nichts ganz vollkommen sein. So stammelt auch zuweilen das schönste Mädchen.

Mitau, den 7. September 1789.

So wie Leib und Seele miteinander leben, ohne beständig auf sich acht zu geben, so leben auch wir beide, ohne immer an uns schreiben zu dürfen — und bleiben alte gute Freunde.

Was geben Sie mir, liebster Sacken, für dieses Gleichnis oder, wenn Sie wollen, für diese Kunst, eine Nachlässigkeit schön verteidigen zu können?

Ich habe die Parallele nicht weit hergesucht. Sie fiel mir in die Feder, als ich sie aufsetzte, und also muß das Ding doch wohl wahr sein.

Seitdem wir beide uns nicht gesprochen haben, ist mir in der Welt Gottes nichts wichtiger gewesen als die große Revolution in Frankreich, und ich freue mich, noch vor meinem Tode eine solche Menschentat erlebt zu haben.

Voltaire, Rousseau, Raynal, Mercier, Linguet, auch Friedrich der Einzige sind die Lehrer und Apostel dieser großen Menschentat gewesen, und wenn der Teufel auch hier nicht Unkraut zwischen den Weizen säet, so exzelliert die französische Nation unter allen Nationen, die die Erde getragen hat. Wenigstens ist das alte Rom in Paris auferstanden.

Glauben Sie mir, liebster Sacken, ich bin jetzt so eifersüchtig auf diese Nation, daß, wenn der Roman des Charons und der Elysäischen Felder noch Mode wäre, ich mich an den Ufern des Styx für einen Franzosen ausgeben würde, so stolz ich auch auf den Namen eines Kurländers bin.

Vergeben Sie mir diesen Gallicismum. Ich habe während dieser Geschichte sehr ofte an Sie gedacht, und wenn wir, wie Pag. 1 steht, Leib und Seele sind, so haben Sie ebenso wie ich denken und sich freuen müssen. Ist es anders, so haben wir Händel.

Im übrigen habe ich immer so fort gelebt, als Sie mich gelassen haben, das heißt, ich stehe noch immer auf der mir angewiesenen Schildwache und rufe: Werda, dem ich Gutes tun kann. Es hat mir auch nicht an Invaliden gefehlt — bis ich selbst Hals und Bein breche oder, welches einerlei ist, weder eins noch das andere mehr rühren werde.

Ob meine heutige Schreiberei ein Brief oder sonst was ist, das müssen Sie wissen. Ich habe mich eigentlich nur wiederum bei Ihnen annoncieren wollen.

Mitau, den 9. Februar 1790.

Vergeben Sie es mir, liebster Sacken, daß ich Ihren Brief vom 27. Januar heute erst beantworte. Ich habe seit einiger Zeit unter der Fuchtel anderer Korrespondenten gestanden, und die Feder für jene taugt nicht für Sie.

Sie kündigen mir in Ihrem Briefe einen neuen Beweis der geoffenbarten Religion an. Sie können, liebster Sacken, nichts Neues sagen. Cicero hat in seinen Tusculanen schon alles gesagt, und Paulus hat es bestätiget.

Ich behaupte, daß es Gottes eigener weiser Wille ist, daß nicht eine Religion auf Erden ist. Und werden wir uns zu Tode exerzieren und aufklären, so wird ebenso, wie die Mannigfaltigkeit im ganzen Weisheit ist, auch die Verschiedenheit der Religion Weisheit bleiben. Ich rede hier vom Äußern. Grün bleibt freilich in alle Ewigkeit grün und so auch blau — beide Farben nüancieren sich aber und sind auch in ihren Nüancen und Abänderungen recht von Herzen schön und zum Gemälde des Ganzen durchaus notwendig.

Mein Rat wäre, daß die Leute gar nicht mehr von Gott und über ihn philosophieren. Wir haben genug an uns selbst zu studieren und werden die Göttin, die in uns wohnt, und die uns die nächste ist, unsere eigene Seele, doch niemalen recht ausstudieren. Ebenso als wenn ich in meiner Laterne, die zum Stückchen Talglicht bestimmt ist, die Sonne placieren wollte, um einen verlorenen Ferding aufzusuchen.

Mitau, den 1. Mai 1792.

Den 28. April war es just ein Jahr, daß ich krank gewesen bin und Tag vor Tag in Krämpfen zugebracht habe. Glücklich vollbracht!

Jetzt habe ich Hoffnung, gesund zu werden. Dr. Schiemann ist mein Arzt. Er fand sogleich die Türe, in welcher sich der Tod hineinschleichen wollte, und hat sie ihm vor der Nase zugeklappt. Und nun knurrt der Schelm draußen, wie Milon, wenn man ihm einen Knochen weggenommen hat.

Auf Johannis sollen Sie, liebster Sacken, mich ganz anders finden. Wenigstens werde ich wie Tom Jones aussehen oder, noch besser gesagt, wie eine zweite Ausgabe, die verbessert herausgegeben und mit einigen Anmerkungen versehen ist. — Und Sie werden das Buch nicht aus Händen lassen. Sie wollen es ja, daß ich noch ein bißchen leben soll.

Adieu, bester Sacken, Gott spare Sie gesund. T.

Ich finde in dem Wort: Sparen, bei der Gesundheit gebraucht, etwas eigenes. Was mögen die alten Kerls eigentlich dabei gedacht haben? Wir moderne Deutsche reden nicht mehr so.

Mitau, den 29. Januar 1793.

Sagen Sie die Wahrheit, liebster Sacken, war es nicht eine fatale Zeit, die Sie neuerlich hier zugebracht haben?

Sie trugen die Laune des Hofes, des Vaterlandes, Ihrer Freunde und Freundinnen — alles trugen Sie auf Ihrem Gesichte. Es waren aber auch Dinge vorhergegangen, die nicht so leicht hatten poliert und abgeschliffen werden können. Um Gottes willen bringen Sie mir den 15. das Gesicht nicht mit, oder ich köpfe Sie, so ofte als es erforderlich ist, und so lange, bis Sie eine Miene bekommen, die dem neuen Jerusalem angemessen sein wird.

Mich armen Teufel lassen Sie aber nur immer noch so aussehen, als ich aussehe. Falten, die zweijährige Schmerzen eingefurcht haben, die lassen sich nicht so leichte ausglätten — und trösten Sie sich auf jeden Fall damit, daß ich nicht wie ein Schurke aussehe.

So weit, lieber Sacken! Wenn nicht mehr, so haben Sie doch einen Brief. Ich weiß nicht, es wurmt mich immer, wenn ein Posttag vorbei geht und ich nicht an Sie geschrieben habe. Vielleicht ein Beweis, daß ich nicht lange mehr an Sie schreiben werde.

Aber auch denn Ihr untertäniger Diener T.

Mitau, den 22. April 1793.

Tot bin ich zwar eigentlich noch nicht. Allein ich habe es, mein liebster Sacken, in aller Form erfahren, daß ein Philosoph, wenn er sich gegen die Leiden des Körpers auch noch so feste zugeknöpft, doch zuletzt die Kleider vom Leibe werfen und Gewalt schreien muß.

Die Gicht hat sich meiner Brust bemächtigt und, da sie da abgewiesen wurde, raubte sie mir meine Sprache. Es wird vier Wochen, daß meine Zunge sequestriert wurde, und ich prononciere auch jetzt noch à la Hottentotte.

Unterdessen werde ich mich durch nichts irre machen lassen. Die Ordnung der Natur muß nicht gestört werden, man sei froh oder man leide.

Ich habe an Sie, liebster Sacken, schon mit der vorigen Post schreiben wollen, allein es ging nicht. Eine offene spanische Fliege im Nacken und zwei Fontenelle am Arm hatten mich gelähmt und lähmen mich noch, und dabei ist Ihr Freund auch so entkräftet, daß er über kein Glied am Leibe kommandieren kann. Es wird viel Mühe kosten, den Kerl wiederum in Positur zu setzen.

So weit, liebster Sacken. Im Arrest ist jeder Buchstabe Goldes wert.

Eigentlich habe ich Ihnen nur sagen wollen, daß ich nicht tot bin.

Ihr treuer T.

Mai 1793.

Dank Ihnen, mein liebster Sacken, daß Sie einem Sterbenden noch Schweinsköpfe und Auerhähne schicken. Streichen Sie das Wort „Sterbend" nicht aus. Ich fühle es zu sehr, daß der Tod mir tout doucement täglich eine Unze Leben stiehlt, und wer darf ihm auf die Finger sehen, wenn er kommandiert ist?

Was also noch zu guter Letzt aus der Welt mitzunehmen ist, das muß man nehmen, es sei ein Schweinskopf und ein Auerhahn oder der Anblick des Sirius und einer Rose. Alles zur Ehre des Herrn!

Von meinen Schmerzen und Zufällen ist gar zu viel zu reden. Also lieber gar nicht, außer dieses, daß ich dabei eine Geschwulst in den Füßen habe, die sich bereits über die Beine bis an den Unterleib gezogen hat. Im übrigen bin ich äußerst matt und kraftlos. Kaum, kaum, liebster Sacken, daß ich Ihnen diese wenigen Zeilen hinwerfen kann. Sie müssen aber etwas haben.

Ob wir uns diesen Johannis noch sehen werden? Das ist eine delicate Frage.

Geschieht es, so sollen Sie mir ein Lebensbalsam sein; wo nicht, so haben wir beide, als Freunde, den Johannistermin unseres

Lebens schon längst gemacht, und so marschiert alsdann ein jeder in Gottes Namen seine Straße.

Auf alle Fälle, liebster Sacken, hier meinen letzten dankbaren brüderlichen Kuß, eine Medaille, die aufgehoben werden kann. Sie kömmt immer zu rechter Zeit genug.

Juni 1793.

Mein Grab ist, wie Sie, mein lieber Sacken, wissen, mir ziemlich nahe, allein ich kann und kann doch noch nicht dahin kommen; so verlängert mir die Kunst der Ärzte den Feldzug! Für meinen Geist — der ist schon längst jenseits — der Hauptstadt Gottes näher, wo ich über die Aristokraten und Demokraten der Vorstadt lachen werde — und wenn ich einmal da bin, so kriegt ihr, meine Freunde, mich nicht wieder zurück. Ja, lieber Sacken, so stehet hier die Sache!

Ich liege in einem bataillon quarré von Schmerzen, und der Tod stiehlt mir alle Tage — eine Unze. Ich sehe ihm zwar auf die Finger, allein wer kann wider ihn etwas machen, wenn er einmal kommandiert ist. Ich habe Martin gebeten, daß er Ihnen etwas Umständlicheres von meiner Krankheit erzählen soll. Ich selbst kopiere nicht gerne Brouillons und Skelette.

Sollten wir uns diesen Johannis noch sprechen, so werde ich's für ein agio meines Lebens halten, und wir freuen uns beide darüber; wo nicht, so haben wir beide den Johanniskalkül unsres Lebens schon längst gemacht, und wir bleiben Freunde bis in alle ewige Ewigkeit. Vale.

Tetsch, — sehr matt.

## Mein Abschied von der Erde[1])

Indem ich dieses niederschreibe, ist mein erster Gedanke: Gott! und in diesem Gedanken liegt Anbetung, Dank und völlige Ergebung in seinen Willen!

Seiner Vorsehung bin ich's allein schuldig, daß ich bin und jetzt noch bin, daß Kurland mein liebes Vaterland war und kein ander Land, daß ich gute und fromme Eltern hatte, daß ich froh lebte,

[1]) Wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben.

daß ich der gesundeste meiner Zeitgenossen war, daß ich immer ein offenes Herz und einen frohen Sinn und den ersten und größten Schatz auf Erden, Freunde, hatte, daß ich immer so reich war, daß ich geben konnte, und daß ich als Herr meiner selbst überhaupt immer so glücklich gewesen bin, daß ich nie eine Träne meinetwegen, sondern öfters eine einsame für andere geweint habe, und daß ich also mit einem offenen, frohen und Gott ganz ergebenen Herzen, sobald die Stunde kommt, dem Ende aller Dinge, dem guten Tode entgegengehen kann.

Mein zweiter Gedanke ist meine Seele; ich habe denjenigen, der die Unsterblichkeit derselben bezweifelt, immer für einen Narren, keinen Bösewicht und Gotteslästerer gehalten und freue mich, daß ich stark genug gewesen bin, mir den Trost nie rauben zu lassen, daß mein Geist auch noch im Tode fortdauern wird — wie, wo und in welchen Verhältnissen, das hat mir weder Vernunft noch Religion sagen können, und ich wollte es auch nicht wissen. Das Schicksal meines Geistes in der Zukunft habe ich denn auch Gott allein heimgestellt, freue mich daher auf die erste Minute nach meinem Tode und bin fest überzeugt, daß, da Gott meinen Körper über ein halb Jahrhundert glücklich sein ließ, er auch den edleren Teil meines Daseins in einer höheren Gegend seiner Schöpfung nicht unglücklich sein lassen werde. Ich sterbe als Philosoph und Christ und muß erst dort erfahren, was wahre Philosophie und wahres Christentum ist.

Mein dritter Gedanke sind meine Handlungen auf Erden; ich bin für diese meinem Gewissen, meinen Mitmenschen, dem Gesetz und dem Richter résponsable gewesen, dort werde ich Gott Rechenschaft für selbige ablegen. Hier habe ich alle Fehler so viel als möglich gut zu machen gesucht, und dauern die Folgen derselben auch jenseits meines Grabes noch fort, so vergibt sie mir mein Zeitgenosse, so wie ich hoffe, daß Gott sie mir vergeben wird — der Gute.

# Jakob Michael Reinhold Lenz

J. M. R. Lenz, Stürmer und Dränger, geb. 1751 im Pastorat Seßwegen (Livland), gest. 1792 in Moskau.

## Ein „verlorener Sohn" nach der Rückkehr in die Heimat

### An seinen Vater[1])

Dorpat, den 6. Jenner 1780.

Mein teuerster Herr Papa!

Eben komme ich vom Herrn Grafen Manteuffel, wo wir mit dem Dorpatschen Bruder und seinem Weibchen und Kindern zu Mittag gegessen. Die Post geht in einigen Sekunden, und dieser Brief ist dringender, als je einer war, um Ihnen zu berichten, daß, da ich itzt schon den halben Weg gemacht und noch die Versäumnis bei des Herrn Assessor Berg Sohn nachzuholen sein wird, ich mit einer guten Gelegenheit gerade nach Petersburg zu gehen denke, um wenigstens die Lage der Sachen einmal in der Nähe zu übersehen. Darf ich Sie wohl, teuerster Herr Papa, um aller Güte und Liebe willen, die Sie noch für mich haben, bitten, daß Sie sogleich sich aufs Schloß verfügen und ein gutes Wort für mich bei Sr. Erl. dem Herrn Generalgouverneur einlegen, um ihm meinen Entschluß zu melden, und wie unentbehrlich und für mein ganzes Glück entscheidend wohl jetzt ein paar Worte Empfehlung von seiner Hand mir in Petersburg an den Herrn geh. Rat Betzkoi sein werden, wo meine natürliche Schüchternheit, die Unbekanntschaft mit der Sprache, folglich auch mit den Sitten, mir tausend Hindernisse in den Weg legen, gesetzt auch daß ich von keinem Mitkompetenten welche zu befürchten hätte. Se. Erl. wissen besser, als ich es nötig habe zu sagen, wieviel bei der Schätzung der Kenntnisse und Brauchbarkeit eines jungen Menschen auf den ersten Debüt ankommt und auf die Gelegenheit, die man ihm macht, sie zu zeigen. Nicht die vollkommene Erfüllung dessen, was man sich von ihm versprochen, sondern nur die Fähigkeit, sich diesem Ideal durch eigenen Fleiß künftig nähern zu können, ist das, was man zu seiner höchsten

[1]) Er war Pastor in Seßwegen und Dorpat, dann livländischer Generalsuperintendent in Riga. — Das Original des Briefes befindet sich in der Stadtbibliothek zu Riga, abgedruckt in Rosanows Lenzbiographie (Deutsche Ausgabe, Leipzig, Schulze & Ko., 1909), Seite 530 f.

Empfehlung sagen kann. Geschichte und Philosophie, die den Staatsmann, Mathematik und Bekanntschaft mit den Erfahrungen der alten und neuen großen Feldherren, die sie in ihren Tagebüchern hinterlassen, die den künftigen Kriegshelden bilden, — hoffe ich, imstande zu sein, mit den dazu gehörigen alten und neuen Sprachen zu dozieren. Vielleicht können Se. Erlaucht schon aus der übersetzten Schrift beurteilen, mit welchem Glück in Ansehung Vortrages und Methode ... Eben kommen Freunde, mich zu bewillkommen. Verzeihen Sie, teuerster Vater, daß ich bei der Eilfertigkeit der Post hier abbrechen muß, eh ich Ihnen noch gesagt, mit welchen tausend Segenswünschen und Grüßen Ihre sämtlichen lieben Kinder in Neuhausen und Dorpat Ihnen beiderseits die Hände küssen ...

Noch eins, mein teuerster Vater! Die Hauptsache zu meiner Reise ist Geld. Ich habe mir's zum Gesetz gemacht, Ihnen damit nicht beschwerlich zu fallen. Eins aber können Sie tun und um diese väterliche Barmherzigkeit muß ich Sie ansprechen: daß Sie so gütig sind und bei Hartknoch[1]) mit ein gut Wort für mich reden und für mich, wenn er's fordert, kavieren. Ich hab ihm geschrieben, was ich brauche und wie bald ich ihm die Summe wiedergeben kann, ich mag nun in Petersburg bleiben oder zurückkommen: im ersten Fall wird es nicht schwer halten, ihn höchstens in 3, im letzten Fall, höchstens in 4 Monaten völlig zu befriedigen, da ich monatlich auf 30 Taler Alb. stehe. Sobald ich Hartknochs Brief erhalte, schick ich ihm die Obligation; werde also demselben und ein paar Zeilen von Ihrer Hand mit der ungeduldigsten Erwartung entgegensehen, da ich ohne diese nicht aus dem Fleck kann — und nicht immer die Gelegenheit sich so findet, daß die mich zu sehen neugierigen Geschwister und Freunde mich von einem Ort zum andern schießen. Lassen Sie uns also, bester Vater, die Sache sattsam und gründlich angreifen und nicht länger auf Luft und Schatten einer ungewissen Zukunft bauen, da das Gegenwärtige so nicht wiederkommt. Das Künftige, was meinem Herzen näher läge, wird schon von selbst kommen, wenn es kommen will und kommen kann, welches mein Herzen-Bruder Pegau[2]), der so gern sich mit Träumen abspeist,

[1]) Angesehener Buchhändler in Riga, u. a. Verleger von Herders und Kants Schriften.

[2]) Sein Schwager.

die er freilich nach seinem Gefallen einrichtet, so schwer begreifen kann.

Hauptsächlich aber daß man eine Zeitlang gearbeitet und sich bei den Planen anderer Leute versucht haben muß, eh man selbst Plane machen kann. Verzeihen Sie meine Eile und Feder und erfreuen mich, wenn Ihnen mein Glück und meine Zufriedenheit lieb ist, baldmöglichst mit einigen gütigen Zeilen Ihrer Hand über diese wichtigen Punkte meiner Reise und meiner Bestimmung. Noch tausend Handküsse von uns sämtlichst an Ihnen und meine teureste Mutter

Ihr gehorsamster Sohn

J. M. R. Lenz.

## An Friederike Brion[1])

Petersburg, den 27. März 1780.

Meine teuerste Freundin, da Ihnen mein Abschieds- und Dankesagungsschreiben, das ich nach der Genesung aus einer schweren Krankheit an Sie schickte, vermutlich aus dieser Ursache nicht zu Händen gekommen, so hoffe ich, diese Schuld aus der Entfernung, wo nicht abtragen zu können, doch wenigstens durch mein Stillschweigen nicht zu vermehren. Sie und Ihre fürtreffliche Familie waren es, die in einem fremden Lande, auf immer, wie es schien, getrennt von den Meinigen, ohne Verbindungen, den trübsten Stunden meines Lebens diejenige Aufmunterung gaben, deren Eindrücke mich über das Grab hinaus begleiten werden. Sie waren es, die mein Herz zu jenem zärtlichen Verhältnis wieder stimmten, das ich in meinem Vaterlande abgerissen[2]). Der geschmackvolle und lehrreiche Umgang mit Ihren würdigen Kusinen, Ihre gegenseitige Freundschaft, die glücklichen Wendungen, die Ihr eigentümlicher Geschmack, Ihr Witz und Ihre Empfindung jedem Zug in Ihrem Charakter, sowie dem Charakter abwesender Freunde, von

[1]) Aus der Friederiken-Biographie von P. Th. Falck (Berlin 1884). — Lenz schickte diesen Brief, da er das teure Auslandporto nicht zahlen konnte, zur Weiterbeförderung an seinen Bruder in Dorpat. Bezeichnenderweise wurde diese Bitte nicht erfüllt, und daher hat der Brief seine Adressatin nie erreicht.

[2]) Das Verhältnis zu Julie von Albedyll, seiner Jugendgeliebten, der er sich später wieder näherte.

denen wir uns oft unterhielten, zu geben wußte, mich anzuspornen wußte, ihnen nachzueifern, um Ihres unbestechlichen Beifalls würdiger zu werden, waren damals die Muße meiner glücklichsten Stunden und sind nachher noch oft der Gegenstand meiner einsamen Unterhaltung gewesen.

Sie hatten die Züge einer meiner geliebtesten Schwestern[1]), und wenn die Verschwisterung der Seelen keine Schimäre ist, so erlauben Sie mir, Sie unter diesem Charakter noch abwesend zu verehren. Ja, treue sanfte Seele, wenn ich Sie mir unter diesem Klima denken könnte, hier wo der Mangel der lieblichen Witterung und Früchte, fremde Sitten und eine fremde Sprache Ihren Lebensgeistern vielleicht den glücklichen Umlauf nehmen und Sie hindern würden, Sie selbst zu sein: so würd' ich sie ganz in Ihnen wiederfinden. Wenigstens sagen Sie denen, die itzt ein näheres Recht auf Ihre Teilnehmung und Freundschaft haben, daß der Eindruck Ihres Charakters, das Nachahmungswürdige desselben, mir oft die schwierigsten Knoten des Lebens haben lösen können: ein Vorzug, den Sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die itzt in erhabenere versetzt ist, teilen[2]).

Meine Reise darf ich Ihnen nicht beschreiben: sie war, wie die Reise durch die Welt, langsam und beschwerlich, mit manchen angenehmen Ruhepunkten. Ich sah endlich die Turmspitzen von Riga und die Ufer meines Vaterlandes mit einer wunderbar vermischten Empfindung. Alles fremdete mich an — bis ich die Meinigen wiedergesehen, von denen ich dennoch einige bis jetzt noch nicht umarmt habe! So zerstreut sind sie und an so verschiedenen Enden des Landes haben sie sich niedergelassen. Gegenwärtig bin ich in einer der größten Städte, abermal wie ein Fremdling, und es wird Zeit brauchen, eh ich über die Personen und Sachen gehörig urteilen kann. Ach wie viel ruhiger und schöner ist es in dem Gärtchen zu Sesenheim, als an den getümmelvollen Häfen. Genießen Sie dieses Glück, ohne erst durch den Kontrast versuchen zu wollen, ob es auch wirklich wahr sei, daß man es der sogenannten großen Welt vorziehen könne. Unglücklich genug ist der, der durch seine Situation dazu gezwungen ist. Er hat sich aufgezehrt, ehe er zu leben angefangen.

[1]) Eleonore Pegau, geb. Lenz.
[2]) Goethes Schwester Cornelia, gest. 1777.

Ich werde schwerlich die glücklichen Ufer des Rheins wiedersehen, sie, die so viel Wesen, als die großen Städte Schein haben, — aber ich werde mich oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier niemand mehr betrügen kann, der Plätze alle, wo wir uns oft vom × × besprachen, oder mit Ihren Kusinen ein gutes deutsches Lied sangen. Lassen Sie mich hier abbrechen und nur noch fragen, was Ihr Herr Bruder macht, was Ihre würdigen Schwestern machen, — die schalkhafte Salomea und die altkluge Sophie. Konnte es ein schöneres Konzert für Ihre weiche, sanfte Seele geben, als der Rat, der Umgang, die Laune solcher Schwestern? Wie? Sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! So wenig als Friederike Brion sich verändern kann ...[1])

Empfehlen Sie mich Ihren teuresten Eltern und sagen Sie ihnen, daß seit meiner letzten Krankheit meine Munterkeit so ziemlich ist — welche Sie auch meinem Brief wohl anmerken werden — und ich jetzt in den Pfänderspielen zu Sesenheim eine sehr traurige Figur machen würde. Ich habe eine Mutter — ich habe mehr verloren — — Gegenstände genug, die mir das Grab anfangen könnten lieb zu machen — — wenn nicht noch Personen auf dieser Oberwelt vorhanden wären, an deren Glück ich anwesend oder abwesend von Herzen teilnehmen könnte — es mich vielleicht anstecken würde mit Lebensfreude.

Und so leben Sie denn wohl, treueste Freundin, und findet sich eine Gelegenheit, mit einem reisenden Freunde oder sonst — mir eine Nachricht von Ihnen — von Ihnen allen zukommen zu lassen — von Ihren Straßburgischen Freunden nicht zu vergessen — so werden Sie mich glücklich dadurch machen.

Ich aber werde unter jeder Veränderung bleiben

Ihr mit ganzer Seele teilnehmender Bruder

J. M. R. Lenz.

P. S. Dem verehrungswürdigen Herrn Onkel und Ihren sämtlichen fürtrefflichen Kusinen bitte meine beste Empfehlung zu versichern. Wenn Ihr Herr Bruder an mich schreiben will, so lassen Sie ihn nur die Adresse machen: dem Oberpastor Lenz in Dorpat pr. Francfort, Memel et Riga, weil ich noch keine Bestimmung habe.

[1]) Folgt eine nicht zu entziffernde Stelle im Original.

# Elise von der Recke

Elisabeth (Elisa) Charlotte v. d. Recke, geb. v. Medem, Schriftstellerin, geb. 20. Mai 1754 zu Schönberg in Kurland, gest. 13. April 1833 in Dresden. Schwester der Herzogin Dorothea von Kurland.

## Eine Dichterliebe aus der Wertherzeit

### An Karoline Stolz[1])

Neuenburg, den 2. Februar 1775.
Abends nach 10.

Ich weiß mir es nicht zu erinnern, daß ich froher als diesen Abend gewesen wäre! Stolzchen, hätte ich doch Sie und meinen Bruder hier! Recke ist durch Hartmanns[2]) Besuch so froh, daß er auch gegen mich recht unverstellt herzlich und sogar gefällig ist. Ich sagte heute an der Abendtafel, daß mir es leid täte, daß meine Doris Lieven nicht auch das Vergnügen genießt, welches mir nur zuteil würde, und sogleich schickte Recke nach Neuhof, um die ganze Lievensche Familie auf einige Tage herzubitten.

Professor Hartmann hat seinen Fuhrmann zurückschicken und Recke versprechen müssen, vierzehn Tage bei uns zu bleiben. Ich freue mich, daß Recke von einem so klugen Manne so viel hält. Was mir aber noch mehr Freude macht, ist dies, daß Recke mich gegen Hartmann so gelobt hat. Hartmann sagte mir, sein Wunsch, meine Bekanntschaft zu machen, sei ausnehmend groß gewesen, weil das Mitausche Publikum und mein Mann mit gleichem Enthusiasmus über mich zu ihm gesprochen haben. Stolzchen, sollte mein Mann mich vielleicht im Grunde doch lieben? — Hätte Recke in meinem

---

[1]) Erzieherin von Elisas jüngerer Schwester Dorothea und ihre Vertraute, der sie in zahlreichen Briefen alle ihre intimsten Erlebnisse und Gefühle offenbarte; sie war nur drei Jahre älter als Elisa. — Die folgenden Briefe sind entnommen dem Buche von Paul Rachel: Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. 2 Bände. Berlin, Bernhard Thalacker, 1900.

[2]) Gottlob David Hartmann, schwäbischer Dichter, Freund Lavaters, geb. 1752 zu Ludwigsburg, seit 1774 Professor am akademischen Gymnasium zu Mitau, gest. daselbst 5. November 1775. — Elisa lebte mit ihrem Gatten, Georg v. d. Recke, in unglücklicher Ehe, die bald darauf geschieden wurde.

Herzen gelesen, da Hartmann mir dies sagte, vielleicht würde er den Gedanken, daß ich ihm lieb bin, in mir nicht zu töten suchen. Hartmann fragte mich, was ich dazu gesagt habe, daß er, ohne mich zu kennen, ohne mich gesehen zu haben, einen so drolligen Brief an mich geschrieben hat. Ich fragte ihn lächelnd, ob er denn meine Antwort schon vergessen hätte. Er sagte mir, diese sei so schmeichelhaft für ihn, daß er zu Anfang geglaubt habe, ich wolle ihn persiflieren, aber die unbefangene Schönheit meiner Seele, die sich in jeder Zeile meines Briefes male, habe ihn, je öfter er meinen Brief gelesen habe, so hingerissen, daß er nur für den Geist dieser Briefstellerin Gefühl gehabt und den Augenblick gewünscht und gefürchtet habe, da er — so ganz alltäglicher Erdensohn — sich diesem himmlischen Wesen darstellen sollte. Er wisse es, daß er weit unter der Idee stehe, die ich von ihm habe, aber seine Glückseligkeit hinge daran, daß ich ihm das Wohlwollen nicht nähme, welches ich ihm, ohne ihn zu kennen, in meinen beiden Antworten geäußert hätte. — Ich dachte, Recke würde diese Rede bespötteln, aber er fragte mich mit froher Selbstzufriedenheit, ob er nicht recht habe, wenn er seinen Freund als einen liebenswürdigen und interessanten Mann darstelle. — Leben Sie wohl, mein Stolzchen; solange Hartmann hier ist, will ich Ihnen alle Tage schreiben.

3. Februar, gegen 9 Uhr morgens.

Als ich heute früh mit meiner Friederike auf dem Arme in Reckes Zimmer trat, um ihm einen guten Morgen zu bieten, fand ich Hartmann schon bei ihm, und beide frühstückten miteinander. Friederikchen streckte wie gewöhnlich die eine Hand nach dem Vater und umklammerte mich mit der andern und hüpfte und lächelte so herzlich, daß der Vater sie ganz freundlich von meinem Arme nahm und dann einigemal hoch — hoch in die Höhe hob. Dies gefiel der lieben Kleinen sehr, und da gab sie laute Freudentöne von sich und machte ganz allerliebste Gesichter. Stolzchen, meine Augen wurden vor Freude naß, da ich den Vater mit seinem Kinde so fröhlich spielen sah! — Hartmann griff nach meinen beiden Händen, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Schöne, edle Seele! — Liebenswürdig schöne Mutter! — Glücklicher Mann und Vater!" Glücklicher Mann und Vater? — Ach! — Stolzchen, diese Worte durchdrangen das

Innere meines Herzens! Glücklicher Mann und Vater! Könnte ich es doch nur glauben, daß Recke sich durch mich glücklich fühlt?! Mir wurde bange, Recke könnte durch Hartmanns Äußerungen böse werden, aber nein, er gab mir Friederikchen ganz freundlich zurück, und da klammerte sich die Kleine fest an mich und streckte die andere Hand wieder nach dem Vater, recht, als wollte sie uns beide festhalten. Gutes, holdes Kind! wirst du vielleicht noch das Herz des Vaters zur Mutter führen? — Hartmann sagte sehr naiv, bis heute früh habe er geglaubt, die schönsten Augen gesehen zu haben, aber bei Gott, die Tochter habe noch schönere Augen, als ihre schöne Mutter. Hierüber lachte Recke recht herzlich und fragte, ob die Tochter nicht die Augen des Vaters hätte. Hartmann erwiderte, das Schönste aus den Augen beider Eltern fände er in den Augen dieses kleinen interessanten Wesens vereinigt. Als ich mich mit Friederikchen wegbegeben wollte, bat Recke mich, mich geschwinde anzukleiden und mich dann in der Turmkammer einzufinden, um seinen Gast vereint mit ihm zu unterhalten.

Liebe Seele! ich bin wohl eine Törin, daß ich mich über Reckes liebreiches Betragen so freue! Gott, wie leicht könnte der Mann mich glücklich machen, er braucht nur den Gedanken in mir zu nähren, daß ich ihm wert bin, aber wenn er mich neckt[1]), darüber klagt, daß er so töricht gewesen ist, zu heiraten, dann drückt der Gedanke mich zu Boden, daß ich einem solchen Manne angehöre.

Nachmittags um 2.

Ich habe mich weggestohlen, um wieder zu Ihnen zu sprechen. Noch vor halb 10 fand ich mich in der Turmkammer ein und fand Recke, Hartmann und Pastor Witt[2]) beieinander; sie waren alle sehr vergnügt. Recke bat Hartmann um Verzeihung, daß er ihn nun verlassen und seinen Geschäften nachgehen würde. Mir und Pastor Witt überließ er es also, seinen Freund bis zur Mittagsstunde zu unterhalten. Sie wissen es, Stolzchen, Friederikchen muß, wenn sie nicht schläft, beständig bei mir sein, weil ich von jedem Eindrucke, den sie erhält, Rechenschaft haben will, um so besser beobachten zu

[1]) Nach damaligem Sprachgebrauch im Sinne von „boshaft quälen".
[2]) Pastor-Adjunkt im Kirchensprengel von Neuenburg, dem Reckeschen Gute.

können, wie ihre Denk- und Handlungskraft sich entwickelt. Als ein großer Teppich zu meinen Füßen ausgebreitet wurde, fragte Hartmann: „Was bedeutet dies?" Pastor Witt erwiderte: „Nichts weiter, als daß Sie in unsrer Freundin eine Frau sehen, die die liebenswürdigsten und edelsten Eigenschaften in sich vereinigt." Die Amme kam und legte sich mit der Kleinen auf die Decke hin, diese streckte gleich ihre Ärmchen nach mir aus. Hartmann wurde dadurch so gerührt, daß er mich mit unverwandten Augen und einer so innigen Herzlichkeit ansah, daß ich blutrot wurde. Nun küßte er meine Hand und sagte: „Göttlich liebenswürdige Frau! — Witt! — Bei Gott, du bist zu beneiden, da du diesen Engel täglich beobachten kannst. — Du hast mich unaussprechlich glücklich gemacht, daß du mir die Bekanntschaft dieser beiden Menschen geschafft hast! — Seit ich mich von meinem Lavater trennte, schlug mein Herz nicht so, als seit gestern." Er nahm meine Hand, drückte sie und sagte: „Nicht wahr, himmlisches Wesen, Sie versprechen es mir, meine Freundin zu sein?" — Mein Herz sagte: ja, aber ich konnte keine Silbe hervorbringen. Hartmann hielt meine Hand immer fest und wandte sich zu Pastor Witt und sagte: „Sei der Priester der Freundschaft, der unsern Bund, der durch Tugend geheiligt ist, einsegnet." Witt hielt unsre beiden Hände fest und sagte: „Schon seit Monaten genieße ich das Glück, unter Ihrem Dache zu leben. Ich verbarg es Ihnen, edle Frau, wie sehr mein Herz Sie heiligt; Sie beobachtet zu haben, ist bis jetzt das höchste Glück meines Lebens gewesen. Ihrer Freundschaft wert zu sein, ist das höchste Ziel meiner Wünsche. Das Beispiel meines Freundes macht mich dreist — darf auch ich Ihnen, erhabene Seele, einen Wunsch äußern, dessen Erfüllung mich beseligen würde? Darf ich Sie Freundin nennen?" Unsre drei Hände ruhten während dieses Gesprächs ineinander, ich faßte diese mit der andern und sagte: „Euer beider Freundschaft wird mich unaussprechlich glücklich machen, und diese zu verdienen, soll das Geschäft meines Lebens sein." Jeder von ihnen nahm meine Hand und drückte sie an seine Lippen, Hartmann streckte die andre nach Witt aus und schüttelte dessen Hand mit inniger Rührung und sagte: „Ja, Bruder, dir danke ich das höchste Glück meines Lebens, durch dich kenne ich sie! Gottes Segen über jede Stunde, da du mir von unsrer Heiligen sprachst, ehe ich sie noch kannte! Du er-

wärmteſt zuerſt mein Herz für ein ſchönes Ideal, welches du mit ſolchem Enthuſiasmus darzuſtellen wußteſt. Ich liebte das Weſen, das du ſo warm, ſo ſchön beſchriebſt, aber ich dachte immer, du haſt es idealiſiert. — Nun ſteht es da vor mir! Ich ſehe dieſe himmliſche Erſcheinung ſelbſt, und ſie verſpricht mir ihre Freundſchaft." „Lieber Hartmann, Sie kennen mich ja nur ſeit geſtern. Ach, ich fürchte, ihr habt mich beide zu ſehr idealiſiert." „Zu ſehr idealiſiert?" riefen beide zugleich. Friederikchen, die auf der Decke umherkroch, hatte ſich von mir entfernt, und als ſie ſich umſah, tat ſie einen Schrei, weinte aber nicht, und ſo nahm ich ſie auf den Arm, weil ich dem Geſpräch, welches mich ſo innig bewegt hatte, eine andre Wendung geben wollte. Hartmann winkte der Kleinen, zu ihm zu kommen, und gleich ſtreckte ſie die beiden Ärmchen nach ihm aus und umklammerte ihn. Seine Freude darüber war ausnehmend groß; er küßte, er herzte die Kleine, hob ſie hoch in die Höhe, und das liebe drollige Mädchen lachte überlaut. Die Amme wollte Friederikchen von ihm nehmen, aber ſie ging nicht, und ſo ging er ſich mit der Amme umher. Recke trat in dem Augenblicke in die Stube, und ſogleich ſtreckte die Kleine die Hände nach dem Vater aus; dies freute Recke. Nun ſpielten beide mit Friederikchen, und ſie trieb allerlei Poſſen, die uns viel zu lachen machten. Hartmann ſagte, es ſei ſchade, daß Friederikchen kein Junge ſei. Recke fragte, warum? „Ja, dann ſchmiſſe ich, meiner Treu, ſobald Sie es wollten, meine Profeſſur beiſeite und würde Erzieher dieſes Kindes." Leben Sie wohl, Stolzchen; da kömmt meine liebe Lievensfamilie.

Abends nach 10.

Meine Stunden fliehen zu glücklich dahin, als daß ich erwarten könnte, daß es ſo fort dauern wird. Recke iſt die freundliche Gefälligkeit ſelbſt, auch gegen meine Lievensfamilie habe ich ihn lange nicht ſo herzlich geſehen. Hartmann glaubt im Himmel zu ſein, er ſagt, hier wäre ihm wie in der Schweiz. Meine Doris gefällt ihm ausnehmend und er gefällt ihr eben ſo ſehr. Den Abend las er uns einen neuen Roman vor, der jetzt viel Aufſehen macht. „Werthers Leiden" heißt dieſer Roman, und meiſterhaft ſchöne Stellen ſind in dieſem Buch, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefällt mir nicht, und doch kann ich dies Buch nicht ohne innigſte Rührung

lesen. — Hartmann liest recht schön, und Witt, Hartmann, meine Doris und ich haben viel über Werthers Liebe zu Lotten gestritten. Jeder hat eine eigene Idee von Liebe und Lieben — meine und Hartmanns Ideen kommen am mehresten zusammen; nur dies wollte Hartmann nicht zugeben, daß die Liebe zu einem seligen Geiste, der keine irdische Hülle mehr habe, die vollkommenste sei. Hartmann sagt: Die Liebe, die gegen die Sinne zu kämpfen hat und jede sinnliche Begierde besiegt, die sei die vollkommenste und veredle den Menschen am mehresten, sobald man seine Seele zu der Reinheit emporhebt, ein solches an Leib und Seele schönes Wesen so ganz ohne Prätension auf irgendeinen Genuß, als den zu lieben, daß man das selige Gefühl in sich verschließt, die Vollkommenheiten des Geistes eines solchen wirklich existierenden Wesens ganz zu fühlen. Stolzchen, ich habe nicht Zeit, das alles zu wiederholen, was Hartmann sagt, aber es war alles höchst interessant, und nie habe ich so schön sprechen hören.

Den 4. Februar.

Nie hat mich die Herüberkunft meines guten Bruders so als heute gefreut. Dieser Teure und Hartmann sind ganz füreinander! Ihr gegenseitiges Wohlgefallen, welches sie aneinander haben, macht mir unsägliche Freude! Der Brief unsres vortrefflichen Pastor Martini ist mir unaussprechlich wert! Alles, was mir der Teure sagt, dringt tief in meine Seele. Ja, ich werde seinen Rat befolgen — nur so lange mein Mann sich gegen mich so beträgt, wie seit unsres Hartmanns Ankunft, da brauche ich nicht mit ihm zu sprechen; wird aber sein Betragen wieder schnöde, nun dann befolge ich den Rat unsres weisen Freundes ganz gewiß.

Ich schicke diesen Brief schon heute durch Fritzchen seinen Jungen und fange sogleich einen neuen an, denn ich will, Sie, mein Stolzchen, sollen unseren Hartmann lieb gewinnen und ihn von Stunde an auch als Ihren Freund betrachten. Recke ist immer noch liebreich und gefällig gegen mich; diesen Morgen spielten er und Hartmann miteinander Schach, ich stand und sah dem Spiele zu, in der Nähe war kein Stuhl, und da nahm mein Mann mich auf den Schoß und fragte Hartmann, ob er nicht glaube, daß er um so sichrer gewinnen würde. Hartmann sagte: „Sie haben schon ge-

wonnen, aber im Schach werden Sie verlieren, weil ein solches Weib, wenn das in Ihren Armen ruht, Sie gewiß vom Schach abziehen wird." Aber Hartmann selbst machte in diesem Augenblick einen Fehlzug, und Recke bot seinem König und seiner Königin dadurch Schach, küßte mich und sagte: „Mein Weibchen, diese Königin hast du mir eingebracht." — Hartmann tat hernach einen Fehlzug, und da war sein König matt.

Leben Sie recht wohl. Lotte[1]).

Neuenburg, den 4. Februar 1775.
Abends nach 10 Uhr.

Es tut einem doch so wohl, wenn die, die uns lieb sind, Wohlgefallen aneinander haben. Meine Doris, Fritzchen und Hartmann finden sich gegenseitig interessant. Mama Lieven kann es gar nicht begreifen, daß ein so blutjunger Mann, der noch keinen rechten Bart hat, so klug ist, daß sogar Pastor Witt in seinem Umgange zu vorteilen glaubt, und Wichmann[2]) versicherte, daß, obzwar Hartmann recht hübsche Bücher geschrieben habe, er, wenn er Autor sein wollte, seine Sache noch besser machen würde, denn er habe noch weit mehr Gelehrsamkeit, als dieser unbärtige Professor; darüber verzürnten sich Mama Lieven und unser Herr Doktor sehr. Fritzchen verglich die beiden streitenden Parteien, und als Hartmann hörte, daß Wichmann sich so für gelehrt hielt und daß er seine Gelehrsamkeit in Zweifel zog, so gab er Wichmann Gelegenheit, seinen gelehrten Unsinn auszukramen, schien dessen Bewunderer zu werden. Von Stund an fand unser hochgelehrter Doktor, daß keiner mehr Verstand hat, als dieser unbärtige Professor. Recken machte dies alles vielen Spaß, und ich habe ihn noch nie so anhaltend vergnügt gesehn. Gegen mich und das Lievensche Frauenzimmer ist er gleich freundlich — Gott, wie froh wollte ich sein, wenn er immer so bliebe. Diesen Abend spielten er, Witt und Hartmann l'hombre. Fritzchen, Dortchen und ich blieben so lange in meiner Bücherkammer, und wir lasen einander einige Gedichte vor, die Dortchen und ich gemacht haben. Wir waren unter uns recht froh und sprachen auch so manches über Hartmann und einige seiner Ideen, die er uns

[1]) So nannte sie sich in der Jugend nach ihrem zweiten Vornamen.
[2]) Arzt in Neuenburg.

mitgeteilt hat. Fritzchens Geist bekömmt eine immer interessantere Ausbildung, und ich fühle mich glücklich, einen solchen Bruder zu haben. Aber Mama ihr ungerechter Unwille gegen diesen interessanten Jüngling schmerzt mich und kettet mein Herz noch fester an diesen guten Bruder. Auch Fritzchen findet Recke in seinem ganzen Betragen unkenntlich, aber Fritzchen bittet mich, ja nicht darauf zu rechnen, daß mein Mann bleiben wird, wie er nun ist.

Stolzchen, ich begreife mich selbst nicht — ich weiß nicht, wie ich mir meine innere Freude über sein jetziges Betragen und meine Furcht erklären soll, wenn ich mir sage, dies könne ein Vorbote größerer Annäherung sein. — Leben Sie wohl, Liebe, ich bin heute ungewöhnlich schläfrig; nur dies muß ich Ihnen sagen, Hartmann wird mir immer interessanter. Hätte ich doch Sie — meine Lisette und Pastor Martini auch hier! Aber so viele Freunde auf einmal, die würden Recke nur verdrießlich machen, ich kann mich schon jetzt nicht auswundern, daß er beim Anblick so vieler Menschen dennoch so guter Laune bleibt. Er muß unsern Hartmann sehr lieben, weil er dies um seinetwillen duldet. Vielleicht, vielleicht wird seine Freundschaft für Hartmann ihn veredeln, und dann werde ich auch nicht mehr vor dem Gedanken erschrecken, durch ihn Mutter zu werden.

Den 5. Februar.

Recke ist heute nach Annenhof hinübergefahren und bleibt bis morgen einiger Geschäfte wegen dort; er bat aber die ganze Gesellschaft, beieinander zu bleiben. Unsern Hartmann finde ich heute äußerst traurig und niedergeschlagen, ich weiß aber nicht warum. Würde ich es nicht für undelikat halten, so würde ich ihn um die Ursache seiner Schwermut befragen, aber ich glaube, wir sind es verbunden, nie zu forschen, was unsern Freund kränkt, wenn er uns seinen Kummer verbergen will. Hartmann hatte es durch Witt und Fritzchen erfahren, daß Dortchen Lieven und ich Verse machen, und da mußten wir ihm einige Produkte unsres Geistes zeigen. Er schien manches mit Vergnügen zu lesen, aber mit einem sonderbaren Ausdruck erstickter Wehmut sagte er: „Ich werde Witt und Ihren Bruder bitten, mich nicht mit den Zügen Ihres Geistes bekannter zu machen.

Man muß Sie nicht ganz kennen, wenn man nicht beständig um Sie leben kann." Als er ein paar meiner Sterbelieder und das Lied an meinem Geburtstage nebst einigen Trostliedern[1]) gelesen hatte, da sah er mich mit unaussprechlicher Teilnahme an und sagte mit einem Tone, den ich immer noch höre: „Kann eine Glückliche so dichten? — Gott, sollte das wahr sein, was ich gehört habe? Mein ganzes Ich widerstrebt der Möglichkeit eines solchen Gedankens! — Sie, Beste, müssen durchaus glücklich sein!" — Meine gute Doris war bis zu Tränen gerührt, aber Hartmann sah, gottlob, nur mich an, und ich hatte den Mut, sagen zu können: „Ich bin glücklich!" Mein Stolzchen, in dem Augenblick war ich es auch. Es ist so eigen — Hartmanns Blick, Hartmanns Ton der Stimme hat so etwas Beseligendes für mich, daß mir ganz unaussprechlich wohl dabei zumute ist, wenn ich den Gang seiner Seele ahnen kann, und mehrenteils ist das, was er sagt, noch schöner als das, was ich mir dachte. Dunkel schweben seine Ideen mir vor, und wenn er diese in Worte kleidet, so wird es in meiner Seele so hell! Ich scheine mir mehr zu sein, als ich zuvor war, und werde mir selbst lieber. Es herrscht nun so ein süßer Friede in mir und mit allem, was um mich ist, daß ich wünsche, es bliebe ewig so! — Ist mir es doch, als liebt' ich Euch alle mehr, seit ich Hartmann kenne. Meine Doris Lieven sagt mir, daß auch sie dies nämliche Gefühl habe, und daß, mich ausgenommen, keiner so auf ihre Seele als Hartmann gewirkt hat. Ich freue mich darauf, daß auch Sie, mein Stolzchen, unseren Freund kennen und ehren werden. Man muß ihm so ganz herzlich gut sein. Meine Friederike kömmt fast nicht von seinem Schoße, und das liebe Mädchen ist so gerne bei ihm! Dann stemmt sie ihre kleinen Füßchen auf seine Brust und sieht mit ihren großen blauen Augen in seine Augen so freundlich hinein, daß er sie ganz entzückt in seine Arme schließt, ihre Händchen, ihre Backen küßt, und dann murmelt das holde Ding ganz allerliebste Töne und spielt dabei mit seinen Locken. Heute, nachdem Hartmann sich ganz müde mit der Kleinen gerast hatte, schlief sie auf seinem Schoße ein, und so las er uns mit dieser kleinen Schlafenden im Schoße einige Gesänge aus dem Ossian vor.

[1]) Die „Geistlichen Lieder Elisens" hat der Komponist Joh. Adam Hiller, der sie in Musik gesetzt, 1783 in Leipzig herausgegeben.

Abends nach 11.

Hartmann, Fritzchen, Witt, meine Doris und ich hatten bis jetzt Gespräche, die den Geist über dieser Endlichkeit Schranken emporhoben. Freundschaft, Ewigkeit, Glück der Tugend und die Seligkeit edler Liebe, die unsere Seele vervollkommnet, die dem ewigen Urheber aller Dinge näher bringt, dies waren die Gegenstände unsrer Gespräche. Wir waren in diesen Materien so vertieft, als Mama Lieven, Wichmann und Lieven in ihren Beeten, und unsre junge Lieven im Filet. — Kurz keiner von uns hatte es bemerkt, daß die elfte Abendstunde uns ereilt hatte. Diesen Abend bekam unser Hartmann sein heitres, fröhliches Gesicht wieder — und seine Freude schien uns alle zu beleben.

Den 6. Februar morgens nach 10.

Mein Stolzchen, wie soll ich es Ihnen sagen — mein Herz ist gepreßt! meiner Seele ist so ängstlich zumute — mein seliger Zustand, meine Stunden der Freude sind dahin! Diesen Morgen bei meinem Erwachen erhielt ich von meinem Herrn einen sehr artigen Brief; er schrieb mir, daß Geschäfte ihn noch einige Tage in Annenhof zurückhalten würden, unterdessen bäte er mich, meine Gesellschaft recht herzlich von ihm zu grüßen und diese bis zu seiner Nachhausekunft in Neuenburg zurückzuhalten. In Unschuld meiner Seele teilte ich diesen Brief unserm Lieven sogleich mit und war dabei fröhlich und guter Dinge. Mein vorsichtiger Freund las diesen Brief und las ihn wieder und sagte: „Wenn ich Ihnen was zu raten habe, so bestimmen Sie Hartmann dazu, daß er Neuenburg, je eher je lieber, verläßt, sonst werden Sie bei Ihrer Großmutter darüber noch mehr auszubaden bekommen, als über Ihren Hang zum Lesen und darüber, daß Sie nach Ihrer Hochzeit am Hof gewesen sind." Stolzchen, diese Rede meines rechtschaffenen Freundes durchdrang mein Herz! Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten und fühlte, daß er recht hatte! — Gott, warum ist Recke in seinen Freundlichkeiten gefährlicher als in seinen Neckereien!

Meine Doris bestärkte mich mit blutendem Herzen in dem Vorsatze, Hartmann zu bewegen, uns heute noch zu verlassen. Da ich hier aber nicht über Equipage zu gebieten habe, so wurde es zwischen mir und Dortchen beschlossen, daß wir Fritzchen bitten würden,

Hartmann in seinem kleinen Schlitten nach Altautz[1]) zu fahren. Mama wird sich über diesen Gast gewiß freuen, und so macht es auch hier das wenigste Aufsehen, wenn Hartmann uns so schnell verläßt. — Gott! Welch eine edle Seele besitzt dieser seltne Mann! Ich hatte Lieven, Fritzchen und meine Doris gebeten, mich mit Hartmann allein zu lassen, wenn ich ihm den Wunsch äußern würde, uns heute noch zu verlassen. Schon vor halb 9 saß Hartmann mit seinem Ossian in einem Fenster der Turmkammer. Ich trat zu ihm, er las nicht, war aber so in Gedanken vertieft, daß er mich nicht eher bemerkte, als bis ich ihm einen guten Morgen bot. Er drückte meine Hand an seine Lippen und sagte: „Auch bei Sturm und Schneegestöber ist der Morgen mir jetzt in diesem Augenblicke schön." Ich gab ihm den Brief meines Herrn, er las ihn und sagte: „Schreiben Sie Ihrem Gemahle, daß ich seiner Einladung mit Vergnügen folge und ihn recht herzlich erwarten werde." Ich fragte nicht ohne Bewegung: „Hartmann, sind Sie mein Freund?" „Gott! Welche Frage!" „Nun, so verlassen Sie heute noch Neuenburg — reisen Sie mit meinem Bruder nach Altautz; bei meinen Eltern, bei meinem Geschwister werden Sie willkommen sein! Forschen Sie nicht, warum ich diese Bitte tue, und sagen Sie niemand, daß ich diese Bitte tat." — Mein Herz wurde krampfhaft zerrissen, solange ich dies sprach, aber meine Augen blieben trocken. — Hartmann wurde totenbleich, blieb eine Weile stumm, auch ich vermochte nichts zu sprechen, und sein Blick durchdrang das Innere meiner Seele — mir entfielen da einige Tränen, er bewegte die Lippen, vermochte aber nichts hervorzubringen, griff nach meinen beiden Händen, drückte die eine an seine Lippen, die andere an sein pochendes Herz, dann sah er mich wieder an und sagte: „Himmlische Erscheinung! — Dein Wille soll befolgt werden! Aber aus Barmherzigkeit, verlassen Sie mich jetzt!" — Er hielt die beiden Hände vor sein Gesicht, und ich lief mit zerrissenem Herzen oben auf die Treppe der Turmkammer hinauf, kniete an der Schwelle der Türe, betete zu Gott, aber ich weiß nicht was. Mein Herz fühlte sich dennoch gestärkt, und nun ging ich zu Hartmann, der sich auf seine beiden Arme gestützt hatte, sich mit einem ganz glühenden Gesicht zu mir wandte

[1]) Das Gut von Elisas Eltern.

und mir ohngefähr folgendes sagte: „Die seligsten Stunden meines Lebens genoß ich an Ihrer Seite! — Ich werde Sie fliehen, und Ihr Bild soll mir, wo ich bin, Kraft zur Tugend verleihn, und noch im Tode soll es meine Seligkeit erhöhn! Nie sieht Neuenburg mich wieder, ich aber sehe Sie unaufhörlich! — Niemand soll es erraten, daß ich Sie fliehe und dennoch mit Ihnen lebe. Sie selbst sollen dies nie hören. Die Achtung, die Freundschaft Ihres Gemahls will ich suchen, wenn er ohne Sie in Mitau ist. Sie sollen, wenn Sie es fordern, nicht einmal Briefe von mir erhalten. Jetzt können Sie auch die Briefe, die mein Herz an Sie schreibt, nicht mehr entgegennehmen! Mit Menschen nicht, nur mit Gott will ich von Ihnen sprechen. Bin ich so Ihrer Freundschaft wert? Und wird mein Andenken auch in Ihrer Seele leben?" Ich sagte: Ja! Er wiederholte dies Ja, wollte meine Hände an seine Lippen drücken, ließ sie aber fahren und sagte: „Nein, liebe Heilige! Selbst deine Hände sollen von meinen Lippen nicht berührt werden: aber dein, dein ganzes Wesen, jeder Zug, jede Miene, alles — alles ist meiner Seele einverleibt. Ich werde jetzt auf ein Stündchen in mein Zimmer gehn, ich muß allein bleiben. Bestimmen Sie, wann und wie ich fahren soll." Mit diesen Worten verließ er mich, ich eilte in mein Zimmer, bat Fritzchen und Dortchen, mich allein zu lassen. Hier machte ich meinem Herzen durch Tränen und diese Seelenergießung Luft.

Mein Stolzchen, Du wirst heute noch Hartmann sehn, Du wirst ihn sprechen, aber sprich nicht von mir. Erheitere ihn, sorge für seine Freuden und schreibe mir recht viel über diesen edlen Mann. — Leben Sie wohl! Noch atmet er unter diesem Dache — aber nie sehe ich ihn mehr hier. Verbrennen Sie diesen Brief! Lotte.

Neuenburg, den 6. Februar 1775.
Nachmittags um 2 Uhr.

Er und mein Fritz sind fort! — Das Herz und der Kopf sind mir gleich schwer! — Welch ein heftiges Schneegestöber haben die lieben Reisenden! — Erst gegen halb 12 kam Hartmann wieder, Pastor Witt begleitete ihn, er sagte ganz traurig: „Wir verlieren unsern Freund sehr unerwartet." — Am Tisch wollte Hartmann zwischen mir und Friederikchen sitzen, mit dieser hatte er allerhand Spaß.

Nach der Tafel bat er mich, noch ein paar Worte mit ihm allein zu sprechen. Er sah mich mit einem Blick an, der meine ganze Seele erschütterte, dann sagte er: „Noch einmal will ich mir meine Augen durch Ihren Anblick heiligen! Und nun — vergessen Sie, was ich Ihnen diesen Morgen sagte, ich aber werde mein Gelübde nie vergessen, und sagen Sie sich in Ansehung meiner nur dies, daß ich Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens nie unwert werden kann." Nachher nahm Hartmann von allen kurz Abschied und nahm alle Herzen mit sich.

Abends nach 9.

Ich habe von meinem Herrn wieder einen Brief, beinahe des nämlichen Inhalts wie diesen Morgen erhalten. Er trägt mir noch die herzlichsten Grüße an seinen Freund Hartmann auf. Ich werde meinem Herrn recht artig und herzlich antworten und ihm sagen, daß ich nicht vermögend gewesen bin, Hartmanns Wunsch, die Bekanntschaft meiner Eltern zu machen, umzuändern, und er habe mir es aufgetragen, ihn zu entschuldigen, daß er nicht auch ohne die Anwesenheit seines Freundes hier geblieben sei; unterdessen danke er ihm für einige glückliche Tage seines Lebens recht herzlich und freue sich der Aussicht, ihn in Mitau wiederzusehn.

Den 7. Februar.

Heute früh traf Recke hier ein, aber ach Gott! wie verdrießlich war er wieder! — Ich hatte es mir vorgesetzt, heiter und freundlich gegen ihn zu sein und mich über nichts, was er auch sagen könnte, innerlich zu härmen, auch blieb ich meinem Vorsatze treu. Er war bitterböse, daß Hartmann fort war, und sagte, einen solchen Narrenstreich würde er gewiß nicht getan haben, wenn er nicht dazu wäre verleitet worden. — Eben kömmt der Altautzsche Bote! Dank, tausend Dank, liebe Freudengeberin! Das dachte ich wohl, daß er Euch allen gefallen würde! Daß er aber unpäßlich und traurig ist, dies tut mir in der Seele wehe. Mein Herr nahm Hartmanns Brief sehr freundlich auf, nur sagte er: „Wenn die Frau Stiefmama nur nicht dem guten Jungen den Kopf verdreht." Mein Stolzchen, um noch an Mama und Hartmann zu schreiben, so schließ' ich meinen Brief. Sie wissen es, wie lieb ich Sie halte. Lotte.

Mitau, den 8. April 1775[1]).

... Hartmann hat mich, wie ich es erwartete, noch nicht besucht. Aber vorgestern auf der Assemblee bei Minister Simolin sahen wir diesen Freund. Mein Stolzchen, wir sahen ihn mehr, als daß wir ihn sprachen! Nur einmal trat er zu mir und fragte, wie ich mich befinde, und sprach von Altautz; mit Dortchen sprach er mehr. Die Simolin, die sehr viel von ihm hält, rief ihn, da ich bei ihr auf dem Sofa saß, zu uns und wollte ihn über Physiognomik in ein Gespräch verwickeln, er aber antwortete nur kurz und entschuldigte sich mit Kopfschmerzen. Die Ministerin sagte: „Mein Gott, Hartmann, was ist Ihnen? Sind Sie verliebt? Seit Sie aus Altautz zurück sind, haben Sie immer Kopfschmerzen, sind immer zerstreut; dort ist eine hübsche schwarzäugige Demoiselle Stoltz, hat diese Ihr Herz entführt?" Hartmann antwortete: „Entführt hat sie mein Herz nicht, aber auf immer hat dies edle Mädchen mein Herz an sich gezogen, weil gleiche Neigungen uns verbinden." Er sah mich mit einem Blicke an, in dem seine schöne Seele sich malte, aber ich sah ihn nicht lange an, ich schlug die Augen gleich nieder. Als ich meine Augen wieder aufschlug, da begegnete mir sein Blick, Fritz Medem trat herzu, und Hartmann sprach mit ihm von Lisetten. Mein Stolzchen, Fritz Medem hat zwar recht vielen Verstand, aber er gefällt mir immer weniger. Wäre er nicht Lisettens Bruder, ich würde ihn meiden. Er ist fast alle Abend und oft auch des Mittags bei Großmama, und obzwar sein Verstand und seine Unterhaltung angenehm ist, so mißfällt mir seine Selbstgenügsamkeit. Wie bescheiden ist Hartmann gegen ihn! Und sein Neid über den Beifall, den Hartmann hat, der macht mir ihn noch unangenehmer. Der junge Vietinghof aus Kruschallen, der auf dem Gymnasium studiert, und den Hartmann zu sich ins Haus genommen hat, der gefällt mir viel besser, und ich wünschte, dieser wäre meiner Lisette Bruder; zwischen Vietinghof und Hartmann herrscht eine innige Freundschaft. Vietinghof ist auch recht oft bei Großmama, und der Umgang dieses bescheidenen Jünglings ist mir recht angenehm. Er spielt vortrefflich Klavier. Ehe wir von Simolins wegfuhren, faßte ich das Herz und trat auch einmal zu Hartmann, und da bat ich ihn, für seine

[1]) Während eines längeren Besuchs im Hause ihrer Großmutter Korff.

Gesundheit zu sorgen und sie als das Eigentum seiner Freunde zu verpflegen. Er antwortete: „Ich bin gesund, ich bin glücklich, denn ich sehe Sie — wenn auch meine Augen Sie nicht sehn, und dies Bild, welches ich beständig in meiner Seele umhertrage, gibt mir die Kraft, Sie zu fliehn und Ihrer würdig zu handeln." Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Fritzchen und Parthey. Lotte.

Mitau, den 19. April 1775.

Eben wollte ich mich ankleiden, da wurde ich durch Hartmanns Besuch überrascht! Mein Blick muß ihm mein Erstaunen gesagt haben, und er sagte: „Ich mußte Ihnen, Beste, neugieriger Forscher wegen einen Besuch machen, um sagen zu können, ich habe Ihnen meine Aufwartung gemacht. Aber ich werde mich gleich wieder hinwegbegeben. Gottlob! Gottlob, daß Sie so wohl aussehn!" — Stolzchen, es liegt doch eine eigene Freude darin, ein gutes, edles, liebes Menschenantlitz anzusehn! — Wir sahn uns beide eine lange — lange Weile an, und konnten nicht sprechen, und mir war so wohl! Endlich kam Dortchen Lieven, die freute sich gar sehr, Hartmann bei uns zu sehn, und da konnten wir sprechen. Dortchen bat Hartmann, den Mittag bei Großmama zu speisen, denn wir haben beide die Erlaubnis, Gäste zu bitten; ich aber bat unsern Freund, uns bald zu verlassen und, solange wir hier sind, weder Mittag noch Abend bei Großmama zuzubringen. Ich habe schon darüber Lärm, daß ich gern lese; wenn sie noch gar sähe, daß ein Autor mein Freund ist, dann wäre noch mehr Lärm. Hartmann verließ uns also nach einem kurzen Besuche. Er sagte mir, er habe den Vorsatz gehabt, nun ich nicht in Neuenburg bin, Recke daselbst zu besuchen, aber er habe sich zu schwach gefühlt, sich die Seelentortur aufzulegen, einen Ort wiederzusehn, in welchem er mich nie mehr sprechen würde. Er hofft, bald wieder in Altauz zu sein, und glaubt, daß Fritzchen ihn in diesen Tagen abholen wird. Sie, mein Stolzchen, liebt er sehr. Wie ist dies auch anders möglich! L.

## An Lavater.

Neuenburg, den 5. Mai 1775.

Wie sehr danke ich es meinem Freunde Hartmann, daß er Sie, Verehrungswerter, dazu bewogen hat, an eine Ihnen Unbekannte

zu schreiben. Wie oft, wenn ich mich in stiller Einsamkeit durch Ihre Werke auf eine anmutsvolle Weise belehrte, entstand der Wunsch in mir, daß Lavater es wüßte, daß er in einer so entfernten Gegend eine Freundin hat, die ihn seines edlen und menschenfreundlichen Charakters wegen mit aufrichtiger Seele ehret. Und nun genieß' ich durch Sie selbst gar die Freude, Ihnen meinen Dank zu sagen, daß auch Sie zur Bildung meiner Seele beigetragen haben. Sie empfehlen mir Ihren würdigen Freund! Sie empfehlen mir ihn auf eine für mich zu schmeichelhafte Art. Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich Ihre Erwartungen nicht erfüllen kann; ich selbst habe erst zwanzig Jahre und fühle, daß ich noch viel an mir zu arbeiten habe, eh ich das erreiche, was Sie, Verehrungswerter, in mir voraussetzen. Eine an den Schicksalen Ihrer Freunde teilnehmende Freundin hat unser würdiger Hartmann in mir gefunden, und werden meine Wünsche für ihn erfüllt, so wird er nicht nur durch seine Verdienste, sondern auch durch äußere Umstände heitere Tage genießen und der Welt dadurch ein Beispiel geben, daß Tugend, Talent und Edelmut auch hier schon ihren Lohn finden.

### An Karoline Stolz.

Neuenburg, den 7. Juli 1775.

Gottlob! nun bin ich wieder zu Hause. Mein diesmaliger Aufenthalt in Mitau war mir peinlich! Wenn schon die ganze Familie bei Großmama versammelt ist, dann ist eine Hetze unter ihnen, so, daß dem, der nicht wie sie denkt, die Haare zu Berge stehn. Doch durch meinen guten Onkel aus Nerft hat die Roppen diesmal nicht ihr Wesen treiben können, und Großmama war wieder recht gütig gegen mich. Seit meine Eltern Mitau verlassen haben, ist mir hier alles langweilig, denn Sie, meine Freundin, und meinen Fritz vermisse ich gar sehr. Meine Lisette liebe ich unaussprechlich, aber ihr Umgang macht mir in Neuenburg ungleich mehr Vergnügen als hier. Will ich sie heiter sehn, so muß ich mir mit ihrem Bruder mehr zu tun machen, als ich gern möchte. Ich weiß, auch Sie, mein Stolzchen, halten viel von Fritz Medem, mir aber wird er immer mehr zuwider; einen Tag hat er sich meinem Gefühle nach sehr undelikat gegen Hartmann, auch gegen mich betragen.

Sie, liebes Stolzchen, erinnern sich der interessanten Physiognomie des Fremden, den wir im Konzert bei Wessel sahen und der uns beiden und Wessel so wohl gefiel. Sie erinnern sich auch dessen, daß Fritz Medem darüber hämische Bemerkungen machte, daß dieser Fremde mich oft angesehn und daß ich rot geworden bin, als unsre Blicke sich begegneten. Hartmann fand im ganzen Wesen dieses Fremden so viel Interessantes, daß er bei Großmama wieder vom schönen Anstande und edlen Ausdrucke des Gesichts dieses Fremden sprach, den niemand kannte und aus welchem Medem einen rigischen Kaufmannsburschen machen wollte. Hartmann sagte, die feinen und edlen Manieren dieses Fremdlings hätten einen Mann von feinem Tone der Welt und ausgebildetem Geiste verraten. Nun sagte Medem, ob dies auch seinen Weltton verriete, daß dieser Laffe mich so angegafft hätte, bis ich endlich rot geworden wäre. Hartmann erwiderte: „Der Blick dieses Fremden war so bescheiden, wie sein ganzes Wesen; und zog Frau von der Recke seine Blicke an, so beweist dies, daß er einen eben so guten Geschmack hat, als Sie, lieber Medem, haben; denn auch Ihre Blicke verweilten unaufhörlich auf der Gestalt unsrer edlen Freundin, und einem Fremden kann man es weniger, als einem Freunde, verdenken, wenn dessen Blicke in einer öffentlichen Versammlung oft auf einem schönen Gegenstand verweilen, der so die Aufmerksamkeit eines jeden Menschen fesselt." Als Hartmann mit Medem sprach, stand Hartmann so, daß er mich nicht sehen konnte, Medem aber war so undelikat, überlaut zu mir zu sagen: „Nun, gnädige Frau, da haben Sie ja das laute Geständnis, daß unser Philosoph durch Ihre Reize gefesselt ist." Ich ward vor Unwillen blutrot, und Hartmann sagte, indem er zu mir trat, mit vieler Bescheidenheit: „Sie, Gnädigste, trauen mir es gewiß zu, daß ich es nicht wußte, daß Sie hier sind, denn sonst hätte ich dem Gespräche früher ein Ende gemacht." Indem er dies sagte, zog er sein Schnupftuch hervor, und ihm fiel ein Brief aus der Tasche. Medem bemächtigte sich seiner beiden Hände, und mit der andern wollte er das Papier aufheben. Hartmann sagte zu mir: „Um Gottes willen, nehmen Sie, meine Gnädige, dies Papier in Ihren Schutz." Ich hob das Papier schnell auf und steckte es in meine Tasche. Großmama erwachte von ihrem Mittagsschlafe, und ihre imposante Gegenwart machte, daß weder

über den Brief, den ich in meiner Tasche hatte, noch über den Fremden gesprochen wurde.

Des andern Morgens besuchte mich Hartmann wider mein Vermuten auf meinem Zimmer. Er bemerkte mein Erstaunen und sagte: „Verzeihen Sie diese Dreistigkeit, aber nur einige Augenblicke muß ich Sie allein sprechen, um von Ihnen nicht verkannt zu werden. Der Zufall brachte gestern einen Brief an Sie in Ihre Hände, der bei Gott mit dem Gedanken geschrieben war, daß Sie ihn nie sehen würden." — „Ich habe auch diesen Brief wirklich nicht angesehn, und Sie erhalten ihn so wieder, wie er in meine Hände kam. Können Sie mir aber dies Rätsel erklären, wie ein Brief, der an mich geschrieben ist, nicht für mich geschrieben sein sollte?" — „Liebste, teuerste, mir heilige Freundin! Jetzt wünschte ich, Ihnen nichts gesagt zu haben! Doch um nicht mißverstanden zu werden, muß ich Ihnen eine Schwärmerei gestehn, die mich beseligt und niemand Schaden bringt. Seit ich mir in Neuenburg das Gesetz gab, Sie zu fliehn, lebte ich dennoch immer fort mit Ihnen. Ihr Bild war und ist seitdem von meiner Existenz unzertrennlich, es wurde mir Bedürfnis, über alles, was mich betraf, zu Ihnen zu sprechen; mit Ihnen weder im Umgange, noch in Briefen so zu sprechen, wie mein Herz es mir gebot, dies erlaubten meine Grundsätze und meine heilige Ehrfucht für Sie mir nicht. Ich wählte also das Mittel, täglich an Sie so recht aus der Fülle meines Herzens zu schreiben. Alle Sonntage und Donnerstage versiegelte ich, was ich geschrieben hatte, und wenn ich meine andern Briefe zur Post schickte, dann verschloß ich dies Paket in meine Schatulle, und diese süße Täuschung, als könnte meine Seele sich ganz in die Ihrige durch Briefe ergießen, die tat meinem Herzen wohl. Alle Monate durchlas ich diesen meinen stillen, einseitigen Umgang mit Ihnen, siegelte jeden Monat alle in der Art an Sie geschriebenen Briefe wieder ein und genoß so eine stille Freude, die keiner vielleicht mir nachfühlen wird. Das Blatt, welches gestern in Ihre Hände fiel, ist ein solcher an Sie angefangener Brief. Mir schien es nicht unmöglich, daß Sie vielleicht das Blatt, wenn Sie es angesehn und gefunden hätten, daß es an Sie gerichtet ist, vielleicht gelesen haben würden, und so mußte ich Ihnen dies zu meiner Rechtfertigung sagen." — Ich gab unserm Freunde das

Blatt zitternd wieder und konnte ihm mit Wahrheit versichern, daß ich kein Wort gelesen habe. Der Edle sah mich mit einem Blick an, den ich nicht zu vergessen vermag, und sagte: „Edles, erhabenes Wesen! Sie verändern Ihre Farbe, Sie zittern! Bei Gott, dies Blatt enthält nichts, was Ihrer unwert ist! Mein Gefühl für Sie ist so rein, so lauter, als das Gefühl für den Urheber meines Daseins! Lesen Sie — lesen Sie diese Zeilen, um sich von der Lauterkeit meiner Empfindungen zu überzeugen und geben Sie sie mir dann wieder." — „Ich glaube, was Sie mir sagen, aber — ich lese diesen Brief nicht, ich brauche ihn nicht zu lesen, um mich von der Lauterkeit Ihrer Freundschaft zu überzeugen. — Verlassen Sie mich aber jetzt und speisen Sie diesen Mittag nicht hier, ich werde Sie bei meinem Onkel entschuldigen, oder besser, gehen Sie gleich zu ihm und entschuldigen Sie sich. Glauben Sie aber fest, daß meine zärtliche Freundschaft Ihr unwandelbares Eigentum ist, solange Sie sich wie jetzt betragen."

Mein Stolzchen! Mein Herz war mir bei diesem Gespräche so gepreßt, daß ich mich kaum der Tränen enthalten konnte. Er ging zum Nerftschen, und seit diesem Morgen habe ich Hartmann nur einmal bei Großmutter gesehn, aber wir haben fast gar nicht miteinander gesprochen. Ich weiß nicht, ob meine Einbildungskraft mich täuscht, aber es scheint mir, als herrschte eine tiefe Schwermut über sein ganzes Wesen und als hätte er auch nicht mehr die blühende Farbe der Gesundheit.

Hier habe ich meine Friederike gesund, meinen Herrn in seiner gewöhnlichen Laune gefunden. Diese schmerzt mich nun nicht mehr! — Leben Sie wohl, Freundin meines Herzens! Unwandelbar bleibt Ihnen das meinige ergeben. Lotte.

Neuenburg, den 20. September 1775.

Mein Entschluß, die Reise mit meinem Herrn zu seinen Verwandten zu machen, hat ihn sehr überrascht. Es scheint mir, daß es ihm nicht lieb ist, daß ich seinen Vorschlag angenommen habe. Er sagte mir halb mürrisch, halb besorgt, warum ich nicht lieber bei meinen Eltern geblieben bin, mein Husten könnte ja bei der rauhen Herbstwitterung auf der Reise leicht schlimmer werden. Er würde mich schon bei seinem Bruder und seiner Schwester entschuldigt haben,

wenn ich nicht gekommen wäre. Ich erwiderte, mein Herz hätte mich nicht entschuldigt, wenn ich es seinem Geschwister nicht gezeigt hätte, daß mir es Freude ist, auf einem freundschaftlichen Fuße mit ihnen zu leben. Mein Stolzchen, ich gestehe es Ihnen, ich werde froh sein, wenn der Besuch überstanden ist. Gott unterstütze meinen Mut und gebe mir Verstand. Mamas Furcht und Hoffnung sind beide vergebens; weder werde ich ein unanständiges Aufsehn machen und ebensowenig werde ich mich überraschen lassen. Ich hoffe, mein artiges, doch äußerst zurückhaltendes Betragen gegen meinen Herrn wird ihn so in Respekt halten, daß er mir keinen Antrag zu machen wagen wird.

Unser Hartmann ist wahrscheinlich noch in Altautz. Gott, was das für ein Mann ist! Jede seiner Unterredungen hat sich meiner Seele tief eingeprägt! Und jedes Gespräch mit ihm macht ihn mir lieber. Warum sind die Verhältnisse nicht so, daß wir uns unsres Umgangs freuen können? Ich wüßte es mir nicht zu erinnern, daß ich noch in meinem Leben so glücklich, als auf unserm Spaziergange nach dem Urdsenwäldchen gewesen wäre. Mama war liebenswürdig heiter! Partheys und Fritzchens Flöte, Ihr und Dortchens Gesang, Hartmanns seelenvolles Gespräch, dies alles hat mir das Andenken des gestrigen Tages auf immer geheiliget. Wäre Hartmann minder heiter und fröhlich gewesen, dann hätten seine Sterbegedanken mir Sorge gemacht. Aber nun war mir so, als sprach ein Engel Gottes über die Verwandlung unsres Seins! Mein Stolzchen, ich habe den Namen der fünf Sterne vergessen, die ihrer Lage nach den Buchstaben W formieren; wenn Sie diesen Abend wieder im Altautzschen Garten sind und diese Lieblingsgestirne unsres Freundes mit ihm, mit Fritzchen und Parthey ansehn, dann sagen Sie ihm, daß auch meine Blicke auf diesen Gestirnen mit vollem Gedanken an Euch verweilen. Denken Sie sich doch den Ausdruck des Gesichtes, den Ton der Stimme, mit welchem unser Freund uns mit der Lage einiger Gestirne bekannt machte, und wie seine hinreißende Beredsamkeit uns das Unermeßliche des Weltalls und die Unendlichkeit unserer Seele und ihrer edleren Empfindungen ausmalte. Am Ende blieb er bei den fünf Sternen stehn und sagte: „Seht — seht das! Ist das nicht ein leibhaftes W? — Wiedersehn, ewiges Wiedersehn rufen diese Millionen Welten uns zu!“ Er

hielt unsere beiden Hände an sein stark pochendes Herz und sagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdrucke: „Dort — dort trennt uns kein Schicksal mehr! Hier wollen wir streben, der Seligkeit, die unsrer wartet, wert zu sein!" — Stolzchen, warum ist Hartmann nicht auch mein Bruder? Doch dies wäre ein zu reicher Segen Gottes, zwei solche Brüder lieben zu können! Fritzchen hat wirklich im Schwunge seines Geistes viel von Hartmann! Fritzchen, den darf ich mit reiner Schwesterliebe lieben, und Hartmann, den muß ich nur als Freundin ehren! Es ist meinem Herzen so wohl, daß ich Euch, Ihr teuren Lieblinge meiner Seele, noch beieinander weiß! Auch meine Seele ist mit ihren Gedanken bei Euch.

Lotte.

Schneppeln, den 30. September 1775.

Eben, liebes Stolzchen, brachte mir mein Schwager das aus Altautz an ihn adressierte Paket. Wie mich der Anblick der Züge so geliebter Hände freute, dies sagt Ihnen gewiß Ihr eignes Herz. Jetzt, liebe Seele, werden Sie, Fritzchen und Martini durch meinen letzten Brief schon einigermaßen beruhigt sein. Ich hoffe, wir werden uns wiedersehen, ohne daß zwischen mir und meinem Herrn eine Erklärung vorfallen wird. Als er sich mir heute in einer Weise nahte, die mir nicht gefiel, sagte ich mit kaltem Ernste, aber ohne Zeichen des Unwillens: „Unter uns, mein Teurer, sind solche Tändeleien überflüssig." Indem ich dies sagte, trat seine Schwester Sacken herein, und nun wurde mir ganz leicht ums Herz. Sie zog mich über den Putz der Braut zu Rate, indessen kam Kattrine zurück; ich kleidete mich unter meinem Mantel schnell an, Recke blieb wider seiner Gewohnheit bei mir; als ich angekleidet war, schloß er mich wieder in seine Arme und sagte, daß er doch gewiß das schönste Weib habe. Ich sagte mit einem etwas imposanten Tone, mein Stolz sei der und mein Bestreben würde dahin gehen, die treuste Freundin für ihn zu sein, und so nahm ich ihn am Arm, und wir gingen zur Gesellschaft hinüber. Mein Schwager und Landrat Taube fanden mich blendend schön, und es schmerzte mich, daß beide meinem Herrn solche Komplimente machten, daß er der Besitzer solcher Reize sei. Ich hatte nicht das Herz, die Augen

aufzuschlagen, und alle die Herren fanden zu meinem Ärger, daß ich weit interessanter, als die sehr hübsche Braut sei, und daß, wenn ich nicht eine Tochter hätte, mein schamhafter Blick Recke in den Verdacht bringen könnte, daß ich noch ein unschuldiges Mädchen wäre. Mir war dieses Gespräch verdrießlich, mein Schwager wurde durch meinen ernsthaften Blick ganz still, Recke verbarg seine Verlegenheit durch lautes Lachen und sagte, wenigstens müsse man ihn nicht für eifersüchtig halten, weil man mir sogar in seiner Gegenwart die Cour mache. Taube sagte: „Ja, wenn Sie nicht da sind, dann darf man es Ihrer Frau gar nicht sagen, daß sie fast alle Köpfe ganz wider ihren Willen verrückt, sie gibt einem dann selbst mit ihrer Engelmiene einen so strafenden Blick, daß man tot daliegt und nicht zu sprechen wagt. Da ist der kleine Karl Sacken; sein armes Herz brennt lichterloh, aber er, der sonst so dreiste wie ein Schäferhund ist, er zittert und wagt es gar nicht, seine Gottheit anzuschauen. Wie ein siebenjähriger Knabe steht dieser fröhliche Witzling da, sobald die Recken gegenwärtig ist." Mein Herr lachte herzlich und sagte, Sacken müßte an der Tafel bei mir sitzen, und er müsse es doch sehen, wie seine Frau ihren Gefangenen behandelt. Ich erwiderte mit vielem Ernste, ich hoffte, daß es mit der Gefangenschaft dieses biedern Mannes nichts zu bedeuten habe, ich hoffte aber auch zugleich, daß jeder, dem an meiner Achtung gelegen sei, keinen solchen Scherz treiben würde, der mir und dem guten Sacken gleich unangenehm sein müsse. Mein Schwager sagte: „Bei meiner Treue, ich kenne kein Weib, das die Männer so in Respekt zu halten weiß, als meine schöne, liebenswürdige Schwägerin." Indem trat Sacken in das Zimmer — sein ernster, melancholischer Blick war auffallend — ich sprach ganz ungezwungen von gleichgültigen Dingen mit ihm, machte, daß das Gespräch sogleich allgemein wurde, und entfernte mich gleich darauf, um an Sie, liebe Seele, zu schreiben.

Was Sie mir von unserm Hartmann sagen, beunruhigt mich! — Seine anhaltenden Todesgedanken machen mir innige Sorge! Sollten diese Gespräche Vorempfindung dessen sein, daß wir diesen seltenen Freund verlieren werden? Ich kann es mir wohl denken, daß Mama durch seine Bitte, falls er stirbt, im Urdsenwäldchen begraben zu werden, innigst bewegt gewesen sein muß. Daß Sie,

liebes Stolzchen, die ganze letzte Nacht, ehe Hartmann Altautz verließ, mit ihm im Garten aufgewesen sind und auf der großen Treppe gesessen und von mir gesprochen haben: dies ist mir nicht ganz unerwartet, da ich Eure innige Anhänglichkeit für mich kenne. Gott weiß es, ich bin in Ansehung Eurer Empfindungen für mich gewiß nicht Eure Schuldnerin, aber Hartmann, so unaussprechlich wert er mir auch ist, so werde ich es dem Edlen doch nie merken lassen, wie sehr sein Bild meine Seele beschäftiget. Ja, wäre er ein Weib, dann könnte ich mich dem süßen Gefühle, seine schöne Seele zu lieben, ganz ohne Rückhalt überlassen. Jetzt aber muß ich — so schuldlos meine Empfindungen für ihn auch sind — ihm diese zu verbergen suchen. Ich habe, weil Sie, liebes Stolzchen, es wünschen, an unsern Freund geschrieben, ich habe aber nicht, wie Sie es wünschen, geschrieben. Daß seine Gesundheit, daß sein Glück mich interessieren, daß ich seine unwandelbare Freundin bin, dies kann ich ihm sagen, aber höchst unrecht hätte ich, wenn ich es ihn nur ahnen ließe, daß der Wert seines Geistes und Herzens ihn mir nun so interessant gemacht haben, daß der Gedanke an ihn von meiner Existenz unzertrennlich ist. Auch Sie, Freundin meines Herzens, auch Sie werde ich bitten, auf Zukunft mit unserm Freund jedes Gespräch von mir zu vermeiden. — Eben verließ mein Schwager mich — wir haben viel über nichts geschwatzt — er scheint mich sehr zu lieben. Mit guter Art habe ich es dergestalt eingefädelt, daß er uns Weiber, die wir lange tanzen wollen, zusammen logieren läßt, seinem Bruder aber ein Zimmer für sich einräumt.

Den 20. Oktober. Ich wollte Ihnen, liebes Stolzchen, recht viel über die Hochzeit der jungen Brüggen schreiben, aber ich habe keine Zeit. Da die Verwandten meines Herrn sich in meinem Umgange gefallen, so will ich meine Stunden nicht am Schreibtische zubringen. Gestern und vorgestern sind wir mehr lustig als vergnügt gewesen; es ist sehr viel getanzt worden, Recke tanzt nicht und liebt auch nicht den Tanz; er war also diese beiden Tage sehr verdrießlich, er fuhr mich bisweilen in Gegenwart seines Bruders für nichts und wieder nichts an, machte über mich hämische Anmerkungen und versicherte mir, daß es die letzte Reise sein sollte, die er in meiner Gesellschaft macht, denn das Weibergeschmeiß sei unausstehliche Plage. — Ich schwieg wie gewöhnlich zu solchen Reden. Dadurch hat mein

Schwager, so leichtsinnig er auch ist, sich herzlich an mich attachiert. Leben Sie wohl, mein Stolzchen. Morgen reisen wir von hier ab.

Lotte.

Neuenburg, den 29. Oktober 1775.

Sie, liebes Stolzchen, wissen es, wie gern ich bei meinen guten Eltern bin, und wie lieb mir ihr Umgang ist, jetzt aber kann ich mein Versprechen nicht halten, ich kann nach Remten nicht kommen, denn meine gute Lieven wurde gleich zwei Tage, nachdem mein Herr nach Mitau reiste, schwer krank. Diese mir werte Familie war zum Besuch bei mir, und ein schweres, hitziges Faulfieber mit untermischten Krämpfen ergriff unsre junge Lieven. Mann, Schwiegermutter und Schwägerin sind außer sich, mein Zuspruch tröstet sie, und meine Pflege ist der leidenden Kranken, sobald sie ihr Bewußtsein hat, Beruhigung. Wäre ich dieser vortrefflichen Familie auch nicht den Dank schuldig, den ich für unsägliche Beweise wahrer Freundschaft in meiner Lage schuldig geworden bin, so könnte ich sie dennoch jetzt nicht verlassen, und so, Liebe, kann ich noch in keinen vierzehn Tagen bei Ihnen sein, weil keine Aussicht dazu vorhanden ist, daß meine Kranke früher genesen könnte. — — Genesen —! ach Stolzchen! Wird unser Hartmann genesen? Mit jedem Posttage erhalte ich schlimmre Nachrichten seines Befindens. Noch heute schreibt mein Herr mir im Ausdrucke des bittersten Schmerzes, Berentheusel habe gesagt, daß ihm keine Hoffnung bleibt, diesen seltenen jungen Mann zu retten! — Sie, Freundin meines Herzens, Sie kennen ihn, Sie wissen es auch, welche lautre Herzlichkeit meine Seele für ihn empfindet! — Gott! — Gott! — warum mußte ich ihn — warum mußte ich die Seligkeit kennen lernen, einer solchen Seele wert zu sein, und gerade dadurch eine Stütze in jeder Tugend zu erlangen! — Ach! Stolzchen! mein Herz ist zerrissen, meine Seele gebeugt! und außer meinem Fritz, meiner Doris und Ihnen, da wage ich es nicht, irgend jemand meine Angst, meine Furcht, meinen Schmerz ahnen zu lassen. Ich muß ein heiteres Gesicht zeigen, muß täglich über Hartmanns tödliche Krankheit sprechen hören und darf nicht sprechen, wie mir ums Herz ist. Gott! wie froh wäre ich, wenn auch ich jetzt schwer krank würde! Ich brauche dann nicht die heitre Miene zu äußern, die man sonst an

mir gewohnt ist. Meine gute Doris ist grade auch in meiner Lage, fest hängt ihre Seele an Hartmann, wie die meinige; ihre gute Mutter, der sonst vortreffliche Vater findet es unbegreiflich, wie man so über die schwere Krankheit eines Bekannten in Sorge sein könne. Daß ein Mann, den man seit so kurzer Zeit kennt, den man so selten gesprochen hat, mehr als Bekannter sein könne, dies finden diese guten Menschen ganz unmöglich. Mama Lieven sagte meiner Doris mit einem bitteren Vorwurf: „Mein Kind, was sind das für Tränen? — ich habe dich nicht einmal am Krankenbette deiner Schwiegerin so betrübt, als bei der Nachricht von Hartmanns Krankheit gesehen. — Nun, was ist? Er ist ein blühend junger Mann, er wird wohl wieder gesund werden, und wenn er auch stirbt, so hast du doch keinen Verwandten verloren. Für ein so gescheites Mädchen, da führst du, liebes Kind, dich jetzt recht kindisch auf." — Ist eine von uns beiden ernst und in Gedanken, dann heißt es: Die beiden klugen Damen denken gewiß an ihren kranken Professor! — Wie solche Reden mein Herz zerreißen! Ach Stolzchen! jeder Augenblick, den meine Doris und ich allein verbringen können, der macht unsern gepreßten Herzen Luft. Unser Pastor Witt, der fühlt unsern Schmerz mit uns! — Gott, wie gegenwärtig ist mir jetzt jedes Wort dieses teuren Sterbenden! Sterbenden? ja, mein Stolzchen! ich habe keine Hoffnung, daß Gott ihn uns erhalten wird! — früh wird er diese schöne Seele zur besseren Seligkeit leiten. Wie schwach, wie eigensüchtig sind wir, wenn wir am Grabe solcher Menschen weinen! Und doch! Liebe, Teure, schwer — schwer wird sich, wenn Hartmann stirbt, diese Wunde bis zur Narbe verheilen. Gott! hätte ich es doch nur, als er das letztemal vom Tode, von seinem vielleicht nahen Tode so herzlich sprach, ahnen können, daß der Teure so nahe am Rande des Grabes sei, dann hätte ich es ihm mehr geäußert, wie innig wert er meinem Herzen ist.

Doch nein! so ist es besser! verlieren wir ihn, dann wird er als seliger Geist in meiner Seele lesen, wie wert er mir war und ewig bleiben wird. Und vielleicht werde ich dieser schönen Seele dann noch lieber, da ich ihr selbst die reinste, die zärtlichste Freundschaft nicht ganz zu äußern wagte, weil ich fürchtete, diese heilige Blüte des Geistes könnte in unsrer Lage, wenn wir uns ihrem vollen Genusse überließen, verunedelt werden. Ach! Stolzchen, gern gäbe

ich einige Jahre meines Lebens hin, oder gerne wollte ich einige Jahre Leiden der Seele und des Körpers erdulden, wenn ich jetzt nur eine Stunde am Krankenbette unsres Freundes sein und seine Hand, die ich noch nie zu drücken wagte, an mein Herz drücken und ihm sagen könnte, daß sein Andenken auch nach seinem Tode in meiner Seele leben und Gutes fortwirken soll. Stolzchen! — wird er, muß er denn sterben? — Ach, mein Herz sagt es mir — diese zur ewigen Glückseligkeit reife Seele wird von uns abgerufen werden! und wir, Liebe, wir sollen über seine Glückseligkeit trauern? — Nein! mein Verstand freut sich der künftigen Seligkeit meines Freundes, aber mein Herz — mein Herz — dies trauert über den Verlust, den wir gewiß erleiden werden. — Stolzchen! die Spuren der Tränen, die Sie in diesem Briefe finden, sind mir Wohltäter, sie haben meinem Herzen Luft gemacht. — Seit ich unsern Freund am Rande des Grabes weiß, habe ich so nicht weinen können, als in dieser Stunde! Mein Kopf ist mir nun nicht mehr so krampfhaft zusammengepreßt! Gott — Gott! — könnte ich Sie, mein Stolzchen, jetzt um mich haben! — Wäre es nicht möglich, daß Fritzchen unsern Sterbenden besuchte. — Warum bin ich kein Mann, oder er kein Weib? — Auch wenn der Teure stirbt, wollen wir uns dennoch freuen, daß wir ihn kannten! Auch wir sterben einst — auch wir schlummern gewiß zum vollkommnern Sein hinüber. Vollkommneres Sein! — so nannte er ja den Tod!

Lotte.

Neuenburg, den 7. November 1775.

Seit dem 5. November vermehrt unser Freund die Wonne seliger Geister! In der siebenten Morgenstunde ward er uns entrissen. Unzählige Tränen fließen um ihn, aber meine Augen sind trocken! — Mein Herz ist beklemmt, und eine starre Todeskälte durchläuft meine Adern! — Mir ist — als liebte ich in diesem Augenblick nichts in der Welt! und doch Stolzchen! und doch Stolzchen! und doch liebe ich Euch, Ihr Teuren, mir noch Zurückgebliebenen, mehr als das Leben! — Liebe ich denn dies? Um Euretwilen werde ich es lieben lernen! Mein Kopf ist so schwer! — Hartmann sagte: „Tränen sind doch Linderung!" Ich habe jetzt keine Tränen.

Lotte.

Neuenburg, den 11. November 1775.

Mein Stolzchen! — noch kann ich mich freuen! Diese Erfahrung ist mir, seit ich Hartmanns Tod weiß, ganz neu — der gute Vietinghof besuchte mich ganz unerwartet. Dieser Schüler, Freund und Verehrer unsres Seligen kommt von dessen Leiche. In den Armen dieses edlen Jünglings schlummerte der uns Unvergeßliche zum vollkommnen Sein hinüber! Ich saß im Fenster der Turmkammer, auf der Stelle, auf welcher ich den teuren Seligen das letztemal gesprochen hatte, ich war allein — und dachte an den, der meine Seele ehrte. — Ich wiegte mich in dem seligen Traum, daß mich sein Geist umschwebt, als sein Freund, in tiefstem Schmerz versunken, vor mir stand und sagte: „Ich mußte Sie sehen, vielleicht werde ich an Ihrer Seite Tränen und Trost finden! — Diese Hände drückten die Augen eines Freundes zu, der Sie mit heiliger Liebe ehrte! Noch konnte ich keine Träne vergießen, und doch weint meine Seele! Ich schütze einen Besuch bei meiner Schwester in Schmucken vor, aber eigentlich komme ich zu Ihnen. Da Hartmann mir in dieser Welt das Liebste war, so kann ich nur an Ihrer Seite Beruhigung finden. Sie wissen es nicht, was wir — was Sie verloren haben! Ach! erst in seiner Todesstunde erkannte ich ganz den hohen Wert seiner Seele! — Ich liebte, ich ehrte ihn im Leben! aber jetzt!" — Hier schluchzte Vietinghof überlaut, und auch mir entflossen seit Hartmanns Tod die ersten Tränen. Meine Doris kam hinzu, der Schmerz dieser Teuren ist lauter, aber gewiß nicht stärker, als der meinige. — Ich kann Ihnen, liebes Stolzchen, unmöglich alles, was Vietinghof uns sagte, schreiben, denn mein Kopf ist mir so schwer, daß ich ihn nicht aufrecht zu halten vermag.

In seiner Phantasie soll unser Seliger von einem höheren Wesen, das in weiblicher Gestalt als Engel unter Menschen wandelt, gesprochen und gesagt haben, der Name sei ihm zu heilig, als daß er ihn sterblich nennen würde; würde er aber im Chore seliger Geister sein, da wolle er diesen Namen lobpreisen. In guten Stunden hat er Vietinghof gebeten, wenn er phantasiert, so viel möglich, alle Menschen von seinem Bett zu entfernen. Am letzten Abend seines Lebens, da ist sein Kopf ganz frei und er ist ganz heiter gewesen. Er hat mit Vietinghof viel von all seinen Freunden und von mir

gesprochen. Mit himmlischer Beredsamkeit soll er sich über die mehr als wahrscheinlich philosophische Gewißheit unsrer ewigen Fortdauer ausgedrückt haben. Er hat sich nach der Mitternachtsstunde seine Schatulle geben lassen, aus dieser eine Menge von ihm geschriebene Briefe genommen und sie alle verbrannt. Er hat dabei zu Vietinghof gesagt: „Die Gedanken und Empfindungen, die diese Zeilen enthalten, die werden mich ewig beglücken! So ewig meine Seele ist — so ewig sind auch meine Empfindungen für die Einzige." — Diese Briefe sind alle an mich geschrieben gewesen. Vietinghof hat dem lieben Seligen den Wunsch geäußert, mir diesen Schatz seiner Gedanken übergeben zu können. Da hat er mit erhabenem Lächeln erwidert: auch selbst nach meinem Tode müsse ich es nicht wissen, mit welcher innigen — doch edlen Liebe er mich geheiligt habe. Er hat sich in der letzten Nacht meine Sterbelieder vorlesen lassen, und wenn er mit Vietinghof allein gewesen ist, dann hat er von Altautz gesprochen und den Wunsch, dort begraben zu werden, wiederholt. — Gottlob! daß wir alle sterben müssen! Wir finden uns gewiß einst wieder!

Lotte.

Neuenburg, den 16. Dezember 1775.

So bin ich dem Grabe entkommen? Deine Liebe, Deine Pflege, mein Stolzchen, die brachte mich wieder ins Leben zurück! Durch Dich, Du Liebe, durch meinen guten Bruder und meine Friederike da soll auch das Leben Interesse für mich haben. Gottlob, daß ich bei Euch in Remten so krank war! — Dein tiefer Schmerz und der Schmerz meines Bruders brachten mir Liebe zum Leben ein. Ja, Ihr Teuren! so viel es in meinen Kräften steht, will ich dafür sorgen, daß der Tod mich Euch nicht entreißt! Ich möchte nicht, daß Ihr bei meinem Hintritte das fühlen möchtet, was wir, die wir Hartmanns Seele liebten, jetzt empfinden, da er uns entnommen ist. Der tiefe Schmerz, von dem Mama über den Tod unsres Seligen ergriffen wurde, der tut meinem Herzen wohl, weil ich, durch ihr Beispiel gerechtfertigt, mir auch in ihrem Beisein durch Tränen Luft machen konnte. Auch mein Vater ließ sich auf seinem Krankenbette oft Züge des Charakters unsres Seligen von Vietinghof erzählen und mischte dann seine Tränen zu den unsrigen. —

Mitau, den 10. Februar 1776.

Bei Großmama ist es, wie gewöhnlich, voll Welt und jetzt voll junger Herren, aus welchen Großmama in ihrem Herzen einen neuen Großschwiegersohn erwählt. Man überhäuft mich mit faden Komplimenten, die nur meine Sehnsucht nach Einsamkeit und Stille in mir vermehren. — Durch den Nerftschen hoffe ich Großmama doch so zu stimmen, daß sie die Idee, meine Scheidung zu befördern, aufgeben wird. — Immer noch ist die Trauer über unsres Hartmanns Tod hier allgemein. Mir war dabei so wohl und so wehe ums Herz. Sonntag war ich zur Kirche, Stolzchen! Wie mein Herz zusammengekrampft wurde, als ich an das Gewölbe kam, in welchem unsres Freundes Hülle liegt! Du, mein Stolzchen, wirst es verstehen, wie mir da war! Ja, hätte ich unvermerkt den vormals beseelten Staub des Edlen sehn, seinen Sarg öffnen können, dies wäre mir ein wehmutsvoller, aber wohltätiger Anblick gewesen.

Lebe wohl, liebe Teure! Lotte.

Altautz, den 22. April 1777.

Du, mein Stolzchen, bist mir so gegenwärtig, als lebte ich an Deiner Seite! — Alles, was ich hier sehe, bringt Dein teures Bild vor meine Seele! Bei jedem Schritt, den ich hier tue, weckt das Bild der Vergangenheit unsägliche Gedanken in mir auf! — Wehmut und Freude wechseln in meiner Brust! — Die Freude behält die Oberhand, weil meine Seele, zur Liebe geschaffen, es fühlt, daß ich Dich ewig lieben werde! — Hier! — Hier ward unsre Freundschaft geknüpft, die eine Ewigkeit hindurch währen wird! — Unwillkürlich führen meine Schritte mich am öftersten auf die Stellen, wo meine Friederike mir in ihrer letzten Krankheit so viele Beweise einer Seele gab, die Größe und unaussprechliche Kraft zum Guten hatte. Teures Kind! ich sage mit Klopstock: „Blume! — du stehst verpflanzet, wo du blühest!“[1]) — Ob Hartmann sich nicht vielleicht der frühen An-

[1]) Der Anfang von Klopstocks Ode: Die tote Clarissa, 1750 gedichtet. Die erste Strophe lautet vollständig:

Blume, du stehst verpflanzet, wo du blühest,
Wert, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,
Wert, schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Beßre Gespielin.

kunft meines Lieblings gefreut haben mag? — Ach! der Gute hätte mir gewiß so gerne Mutterfreuden gegönnt! — doch! da sie beide nun dem Geist der Welten näher als ich sind, so ist es mir ein süßer Gedanke, sie mir zusammenzudenken.

Mein Fritz, auf dem alle meine Kraft zu lieben doch vorzüglich ruht, den ich mehr als Euch liebe, ohne Euch darüber Abbruch zu tun — mit dem habe ich soeben im Saale in dem Fenster, in welchem ich mit Hartmann und Dir das letztemal sprach, ein sehr interessantes Gespräch gehabt. Nein! — so wie mein Fritz mich versteht, wie er die feinsten Nuancen meiner Empfindungen zu entwickeln weiß — so ist meine Seele doch mit keinem in Harmonie gestimmt. — Ich sagte meinem Fritz die Gefühle, die ich hatte, als Hartmann hier den letzten Abend mit Dir und mir über Tod und Leben sprach! — Es war ein schöner Septemberabend — der Mond leuchtete sanft — doch funkelten einige Sterne am Himmel. Hartmann nannte uns beiden einige dieser Gestirne. Ich und Hartmann, wir bogen uns hinaus, um die Stellung des Orions zu sehn — sein Gesicht kam mir so nahe, daß ich den Hauch seines Atems fühlte; er nahte sich mir noch mehr, da zog ich mich zurücke, der Krummkamm fiel aus meinen Haaren, meine Haare wehten ihm ins Gesicht, er küßte die Spitzen meiner Haare, ergriff meine Hand, küßte diese — ich fühlte seine heißen Tränen, ein nie gefühlter süßer Schauer durchbebte mich — von Euch beiden riß ich mich los! Dich schloß er dann in seine Arme — ich sah dies — und es tat mir wohl! Aber noch wohler ward mir, da ich, ungesehen von Euch, Hartmanns heiße Tränen von meiner Hand küßte. Mein Fritz schloß mich, da ich über alles dies mit ihm sprach, in seine Arme und sagte: „Gottlob, daß Du meine Schwester bist, Bruderliebe zu solch einer Schwester ist das höchste Wonnegefühl!" Ich sagte ihm, ich habe oft, solange Hartmann gelebt hatte, gewünscht, daß er mein Bruder sei. Fritzchen lachte herzlich, aber Lisette und Parthey kamen zu uns; nun sprachen wir von andern Dingen, bald kamen auch Dortchen und Schwenkner mit den jüngsten Brüdern — alle die guten Kinder lieben Dich herzlich. Ich bat Parthey, daß er die Arie „Dein gedenk ich" singen möge. Dortchen und Schwenkner sangen sie. Als aber die Strophe kam: „Ach! wie manchen riß von meiner Seite Tod, dein Arm, und Trennung du dahin!" verließ der gute Parthey bei diesen

Worten das Klavier, drückte meine Hand und sagte: „Hartmann! Stolzchen! — beste Frau! — auch Fritzchen und ich werden bald von Ihnen getrennt sein!"

— Ich erwiderte: „Entfernt, doch gegenwärtig! — auch Hartmann und Stolzen sind nicht von uns getrennt!"

## Die Verlobung und Vermählungsfeier der letzten Herzogin von Kurland[1])

### An Sophie Becker[2]).

Mitau, den 18. November 1779.

Ich habe Dir lange geschwiegen, meine Teure, ja nicht einmal geantwortet habe ich auf Deine verschiedenen herzvollen Briefe. Nicht Krankheit war die Notwendigkeit, die mich zum Schweigen verurteilte; aber es gibt Zustände, die noch gebietender als Krankheiten sind. Vieles von dem, was ich Dir mitzuteilen habe, wird nun schon durch den geschäftigen Ruf zu Dir gelangt sein. Teure! mein Herz ist noch so voll; ich weiß nicht, wo ich zu erzählen anfangen soll. So vernimm denn, wie sich das alles begab, was meine überfließende Seele mit den seligsten Empfindungen erfüllt.

Den 12. vorigen Monats kamen wir zur Stadt und wohnten einem Balle bei, den der Herzog zur Geburtsfeier seiner Mutter veranstaltet hatte. Wir waren dazu vom Herzoge selbst eingeladen worden, und zwar durch einen an unsere Mutter gerichteten, rätselhaften Brief, der, halb verhüllend, halb verratend, Absichten des Herzogs auf meine Schwester andeutete. Dem Herzoge gefiel es nicht, uns auf dem Balle, wo es an Gelegenheit dazu nicht fehlte, die Rätselworte seines Briefes zu lösen. Vier Tage nachher, den 19., hatte er, ebenfalls seiner Mutter zu Ehren, wiederum einen großen Maskenball angeordnet. Wir waren eingeladen und fanden uns ein. Meiner Schwester zuliebe, die mich an ihrer Seite zu haben wünschte, zog ich mich nicht zurück, so wie ich auch bei dem Balle am

[1]) Aus: Chr. A. Tiedge, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland. Leipzig, Brockhaus, 1823.

[2]) Tochter eines kurländischen Pastors, geb. 1754; Elisas spätere Reisebegleiterin.

15. nicht von ihrer Seite gewichen war. Der Tanz ging zu Ende. Der Brief blieb ein Rätsel. Mein Oheim, seine Familie und wir nahmen auf Verlangen des Herzogs, der, wie er sagte, dem Oheim, wegen seiner Korpulenz, und unserer Mutter, wegen ihrer Brustbeschwerden, keine Nachtfahrt zumuten wollte, ein Nachtlager in Schwedhof[1]) an. Wir fanden die Zimmer, welche für uns bereitet waren, verschwenderisch erleuchtet und die Tische mit mancherlei Erfrischungen besetzt. Der Herzog folgte uns auf dem Fuße nach, erschöpfte sich in verbindlichen Äußerungen und sprach auch viel mit unseren Eltern; aber der Brief blieb ein Rätsel. Endlich nahm er uns das Versprechen ab, den folgenden Tag die Fürstin Mutter zu besuchen. Nach 11 Uhr morgens am andern Tage begaben wir uns insgesamt zu der alten Fürstin. Man lud uns zur Tafel. Um 1 Uhr wurde gespeist. Der Herzog beschäftigte sich weder mehr, noch weniger mit meiner Schwester und mir, als mit allen übrigen. Der Brief blieb ein Rätsel. Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang gemacht zu der Orangerie. Die Alten blieben zurück. Meine Schwester und mich begleitete der Herzog, die übrigen der Hofmarschall. In dem Gewächshause nun führte dieser seine Gesellschaft abseits, so daß wir beide mit dem Herzog uns allein befanden. Während des Ganges drückte unser Führer die Hand meiner Schwester oft an sein Herz; die Arme ward sichtbar immer beklommener. Ich bat unseren Führer, uns mit der übrigen Gesellschaft wieder zusammen zu bringen. Er blieb stehen und sah meine Schwester mit einem Blick an, der freilich ausdrucksvoller als seine verbindlichsten Äußerungen war; dann richtete er an sie Worte der Zärtlichkeit, welche die betroffene Seele mit niedergeschlagenen Augen und errötender, jungfräulicher Zartheit erwiderte. Der Herzog versicherte unter andern, daß seine Leidenschaft für sie mit ihr aufgewachsen sei, so daß seine Tage ohne die holde Begleiterin, deren Hand er jetzt an sein Herz drückte, nicht mehr glücklich sein könnten. Ich nahm das Wort und sagte: „Ihnen, mein Fürst, wird das beredte Schweigen meiner guten Schwester nicht unverständlich sein, ich kenne ihre Gesinnungen und bin gewiß, daß sie, wären Sie ein Privatmann, Ihnen vor allen Bewerbern die Hand geben

[1]) Dort hatte das Fest stattgefunden.

würde." — „Ist das wahr?" fragte der Herzog meine Dorothea, und wahrlich ein Blick des Entzückens begleitete die Frage. Ein heißes Ja zitterte über Dorotheens Lippen; dann aber machte der Herzog auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich einer Vermählung mit meiner Schwester entgegensetzen würden, auf die beiden noch lebenden Gemahlinnen, besonders auf die russische Eudoxia[1]) hindeutend; hierauf erwiderte ich: „Verzeihung meiner Freimütigkeit! Wenn Ew. Durchlaucht von der Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeit überzeugt sind, so hätte von Ihrer Leidenschaft für meine Schwester gar keine Rede sein sollen." Der Herzog fühlte den Ernst dieser Worte und meinte, daß den widerstrebenden Umständen doch vielleicht wohl eine günstige Seite für die Sache seines Herzens abzugewinnen sein dürfte, wenn mit einer gewissen Klugheit und Vorsicht dabei zu Werke gegangen würde. Dann ersuchte er mich, ihm in meiner einsamen Wohnung mit meinen Eltern, meiner Schwester und mir eine geheime abendliche Zusammenkunft zu gestatten. Ich gestand ihm solche zu, und der nächstfolgende Abend wurde zu der Zusammenkunft festgesetzt. Der Herzog küßte freudig meiner Schwester die Hand, und wir kehrten mit noch schwererem Herzen, als wir gekommen waren, zu der Herzogin zurück.

Auf dem Heimwege von Schwedhof erzählte ich im Wagen den Eltern unsre ganze Unterhaltung mit dem Herzog. Diese waren sehr zufrieden mit mir. Den Abend des folgenden Tages besuchten mich zeitig die Eltern; zur bestimmten Stunde erschien auch der Herzog, verteilte kostbare Geschenke und trat dann bald mit der Angelegenheit hervor, welche die Veranlassung seines Besuches war. Mein Vater äußerte, unter Voraussetzung der Zustimmung der Herzogin Mutter, seine unbedingte Einwilligung in den seiner Tochter gemachten ehrenvollen Antrag. Hierauf zog der Herzog die Schwierigkeiten hervor, die sich besonders von seiten der Fürstin Eudoxia seinen Wünschen entgegensetzten, indem seine Scheidung

[1]) Der Herzog hatte sich von seiner ersten Gemahlin, einer Waldeckschen Prinzessin, ihrer unheilbaren Kränklichkeit wegen trennen müssen; von seiner zweiten Gemahlin, einer russischen Prinzessin Jussupow, ließ er sich „wegen widerstrebender Gesinnungen und Neigungen" scheiden, doch die vom kurländischen evangelischen Konsistorium ausgesprochene Scheidung wurde von der griechisch-russischen Kirche nicht anerkannt.

von ihr in Petersburg nicht anerkannt sei. Er tat daher den Vorschlag zu einer geheimen Heirat. Ich erschrak, mein Vater ward bedenklich, aber freudig nahm die Mutter den Vorschlag an. Als der Herzog uns verlassen hatte, wurde unter uns noch vieles, besonders was die geheime Heirat betraf, besprochen, erwogen und endlich beschlossen, die Angelegenheit fürs erste fest unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu bewahren und nur den Hofrat Schwander, diesen erfahrenen, einflußreichen Rechtsgelehrten, unsern vertrautesten Hausfreund, in das Geheimnis zu ziehen, um seinen Rat zu benutzen. Sogleich den folgenden Tag, den 22., wurde die Sache dem ehrwürdigen Schwander vorgetragen. Dieser fand die Bedenklichkeit des Herzogs begründet, billigte daher die Geheimhaltung der Verhandlungen, versagte aber einer heimlichen Heirat seinen Beifall.

Den 24. früh erhielt ich von dem Herzog einen Brief, der meine Eltern, meine Schwester und mich gegen 5 Uhr abends zu der Herzogin Mutter hinbeschied. Wir stellten uns ein und fanden den Herzog. Die ehrwürdige Herzogin, die Mitwisserin des Geheimnisses war, gab ihre höchste Freude über die Verbindung ihres Sohnes mit meiner Schwester zu erkennen, hieß sie nebst dem Herzog vor sich niederknien, gab beiden ihren Muttersegen: und sie waren verlobt. Doch war jetzt noch immer die Rede von einer geheimen Heirat. Als der Herzog nach dieser stillen Verlobungsfeierlichkeit meine Schwester und mich in das Nebenzimmer führte, um seine Braut zu beschenken, nahm ich Gelegenheit, dem Herzog, nach Schwanders Anweisung, von der Unbequemlichkeit einer heimlichen Ehe Vorstellungen zu machen; ich zeigte ihm, mit meines Freundes Beredsamkeit und Weisheit ausgerüstet, wie ruhestörend ein solches Verhältnis beiden Teilen einst werden könne, und daß nur durch eine gewisse Öffentlichkeit die Ehe zur Ehe werde. Ich setzte hinzu: der Freund unseres Hauses, der hocherfahrene Hofrat Schwander, sei eben derselben Meinung; doch würde er vielleicht Wege vorzuschlagen wissen, auf denen diese wichtige Angelegenheit anständig und mit Sicherheit durchzuführen sei. Der Herzog verlangte den Hofrat Schwander bei mir zu sprechen. Dies geschah den 27. Oktober. Schwander zeigte dem Herzog die angreifbaren Seiten, die eine heimliche Heirat feindlichen Gesinnungen darböte; dieser über-

zeugte sich, und es ward beschlossen, um nichts aufzuregen, was störend sein könnte, die Vorbereitungen zu der Vermählung durchaus geheim zu veranstalten, die Vermählung selbst aber so überraschend als möglich mit der vollen, fürstlich feierlichen Öffentlichkeit erfolgen zu lassen. Schwander übernahm nicht nur die zweckdienlichsten Vorkehrungen zu treffen, sondern auch die übelwollenden Gesinnungen, welche sich von seiten des Landschaftssekretärs Howen etwa fürchten ließen, zu entkräften und zu beseitigen. Dieser wurde durch eine vorteilhafte Domäne und tausend Dukaten für das Geheimnis gewonnen.

Der 6. November ward zum Tage der Vermählung festgesetzt. Der Plan gelang vollkommen. Frühmorgens an diesem Tage ergingen Einladungen an die Verwandten und an die sämtlichen Landesbehörden für den Abend zum Konzert und Abendessen. Dem Superintendenten wurde erst kurz vor dem Einsteigen in den Wagen mitgeteilt, daß er sich zu einer Trauung bei Hofe gefaßt halten möge. Von unserm trefflichen Schwander erhielt ich einen Zettel, dem ein versiegelter Brief von ihm an meine Schwester beigefügt war, den ich ihr kurz vor der Vermählung übergeben sollte. Als sie im vollen Fürstenschmuck dastand, übergab ich ihr den Brief; sie las, und eine Träne fiel auf das Blatt. Ihre Antwort erfolgte auf der Stelle. Wahrlich, es schien, als ob die innerste Tugendbegeisterung den Brautschmuck der schönen Gestalt zur Verklärung erhöbe. Nach 5 Uhr hatte sich die Gesellschaft in dem Courzimmer versammelt. Der Herzog mit der Herzogin Mutter trat herein und verkündete in einer kurzen Rede der Versammlung seine zu vollziehende Vermählung mit einer liebenswürdigen Tochter des Landes. Jetzt öffneten sich die Flügeltüren, und meine Schwester, von Eltern und Geschwistern umgeben, erschien und nahte sich dem Herzog. Dieser stellte sie nun der Versammlung als seine künftige Gemahlin vor, faßte ihre Hand und führte sie, nebst seiner Mutter, in den Audienzsaal. Die Versammlung folgte; dort stellte der Herzog mit seiner Braut sich unter den Thronhimmel, und die Trauung ward vollzogen. Du wirst Dir ohne meine Hilfe die Gewalt des Erstaunens vorstellen, welches die Versammlung überfiel. Aber wie stand unsere Dorothea da! Aus dem irdischen Fürstenschmuck leuchtete ein himmlischer Engel hervor. — Nach der Trauung

drängten sich zu der jungen Herzogin die Glückwünschenden, und die holde Hochgefeierte empfing diese Huldigungen mit der Milde des reinsten Wohlwollens und mit einem Anstande, in welchem sich jungfräuliche Anmut und fürstliche Würde vereinten. Gewiß waren in diesem Augenblick alle Glückwünschenden von einer und derselben Empfindung, von dem Gefühl der Zuneigung durchdrungen, und selbst Howen war in diesem Augenblick von der allgemeinen Stimmung ergriffen. So überwältigend, man möchte sagen, so heiligend sind Unschuld und Güte, besonders wenn sie im Fürstenpurpur erscheinen. Wie prächtig zu Abend gespeist wurde, davon sage ich Dir nichts, auch weiß ich davon fast nichts, ob ich gleich gegenwärtig war.

Den nächsten Sonntag nach dem Vermählungsfeste hielt das fürstliche Paar einen feierlichen Kirchgang. Die Bürgergarden paradierten. In der Kirche ward das Tedeum gesungen, und der Kanonendonner verkündete solches der Stadt und der Gegend umher. Abends war große Versammlung bei Hofe. Die junge Fürstin erschien, ein Stern, zu dem hin alle Blicke sich wandten, angetan mit dem Liebreiz, mit der Holdseligkeit und Freundlichkeit, mit der sanften Grazie, die so bescheiden und darum so mächtig ist, die mehr und höher als die Fürstenkrone sie schmückte. Sie sprach unbefangen mit allen, und alle waren bezaubert.

Nach einigen Tagen kamen vom Lande die Abgeordneten der Kirchspielkreise, um dem Fürstenpaare die Huldigungen ihrer Glückwünsche darzubringen. Dem Herzog wurde viel Schmeichelhaftes über die von ihm getroffene Wahl gesagt. Es ist Sitte, daß die an den Herzog gerichteten Reden der Landesvorstände von dem Kanzler, die an die Herzoginnen von dem Hofmarschall im Namen der fürstlichen Personen beantwortet werden. Die junge Herzogin aber erbat sich von ihrem Gemahl und selbst von dem Hofmarschall die Erlaubnis, ihre Antwort an die Abgeordneten der Kirchspiele selbst geben zu dürfen. Dann verlangte sie, daß die Gesandtschaften, wenn sie den Herzog verlassen würden, zu der Herzogin Mutter und dann zu ihr geführt werden möchten. Die junge Fürstin, von ihrem Hofstaat umgeben, und mit einer Fassung, als ob eine lange Gewohnheit sie eingeübt hätte, empfing in ihrem Versammlungs-

zimmer die Männer des Landes und sprach auf ihre Glückwünschungsreden im wesentlichen folgende Antwort:

„Tief gerührt bin ich von der Freude, welche mein Vaterland über meine Vermählung und Berufung zum Fürstenthrone durch Ihre Vermittlung, meine Herren, zu erkennen gibt. Ich habe mein Vaterland immer seit der früheſten Kindheit geliebt; immer hat es mich mit der lebhafteſten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich in dieſem mir ſo teuern Lande Wohlſtand verbreitet und Eintracht herrſchen ſah. Jetzt, da der Herzog mich an ſeine Seite berufen und zur Fürſtin erhoben, jetzt hat ſich um das Herz der Landestochter noch das Band der Landesmutter geſchlungen. Und wenn es mir in Zukunft immer gegenwärtig ſein wird, was ich bin, ſo werde ich auch nie vergeſſen, was ich war; doch nimmer — das fühle ich in meinen Geſinnungen — wird dies Doppelband mir Gelegenheit geben, in Zwieſpalt mit mir ſelbſt zu geraten. Mein Lebensglück hängt fortan mit der Zufriedenheit meines geliebten Gemahls auf das engſte zuſammen, und dieſe Zufriedenheit geht wiederum aus einem wohlwollenden Einverſtändnis zwiſchen dem Landesvater und den Landeskindern hervor. Von dem dahin ſtrebenden, aufrichtigen Willen meines Gemahls bin ich überzeugt, und ebenſo zweifle ich nicht an entgegenkommenden, freundlichen Wünſchen. Da nun die Eintracht von einem gegenſeitigen Willen abhängig iſt, ſo ſehe ich mit froheſter Hoffnung der Zukunft entgegen und übernehme mit Freudigkeit und Zuverſicht die neuen Pflichten meines Berufs. Ich von meiner Seite — das gelobe ich Gott, meinem Vaterlande und mir an dieſem feierlichen Tage vor Ihnen, meine Herren, die Sie einſt meine Zeugen ſein werden, — ich will alles, alles, was in meinen Kräften iſt, tun, um mich der treuen Anhänglichkeit und Liebe meines Vaterlandes, als Fürſtin, würdig zu machen. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, auch nur das Kleinſte dazu beizutragen, daß Eintracht und gegenſeitiges Wohlwollen unter uns walten. Eröffnen Sie, Edle Männer des gemeinſchaftlichen Vaterlandes, dieſe meine Geſinnungen, Vorſätze und Wünſche den verſchiedenen Kirchſpielen, deren Wort Sie geführt haben, und nehmen Sie für ſich noch dieſen Wunſch mit: daß Sie ſich mit Freude künftig dieſes Tages erinnern mögen."

So ſprach die junge Fürſtin zum erſtenmal öffentlich. Gottes

Kraft war sichtbarlich mit ihr. Auch nicht die kleinste Spur der Befangenheit ließ in ihrer Haltung sich wahrnehmen; nachher gestand sie mir wohl, daß zu Anfange ihrer Rede ein leises Zittern sich durch ihre Nerven geschlichen hätte. Alle Anwesenden waren überrascht, gerührt und begeistert. Ja, Freundin, ein besonderer Segen des Himmels ruht auf unserer Dorothea: alles geht ihr vonstatten, alles kommt ihr zustatten. Auch von Petersburg her ist kein bestimmter Widerspruch gegen ihre Vermählung, wenn auch keine entschiedene Zustimmung, eingelaufen. Der Baron von Krüdener, der bei den Nachfesten der Vermählungsfeier erschien, half sich, wenn er zu der Herzogin redete, mit der französischen Sprache durch. Verbindliche Glückwünsche sandten die Höfe Berlin und Warschau.

So hat Dir denn nun, geliebte Freundin, mein weitläufiger Brief der Länge und Breite nach erzählt, wie sich das alles begab, was meine ganze Seele in Bewegung setzt und mein Gemüt mit Entzücken und freudigen Hoffnungen erfüllt. Noch nie hat eine solche Lebendigkeit aller meiner Kräfte mich getrieben. Meine Tage seither waren Träume; schlaflos und gedankenvoll meine Nächte; und gleichwohl darf ich mir das Zeugnis geben, daß in meinem Kopfe die Besonnenheit regierte. Wie doch eine Idee den ganzen Menschen so innig durchdringen und so hinnehmen kann, daß nichts von ihm übrig bleibt, als nur eben diese Idee! Alle meine Leiden, meine Gegenwart und meine Zukunft waren untergegangen in dem einzigen Gedanken: meine Schwester und mein Vaterland glücklich zu sehen. Ich fühlte mich so gewaltig bewegt, und doch war alles in mir so sanft und so froh. Ich habe erfahren, daß es eine selige Unruhe gibt.

Seit zwölf Tagen ist denn nun unsere Geliebte die Landesfürstin unseres Vaterlandes, für uns aber ist sie, was sie immer war; daran zweifelst Du nicht. Komm bald zu uns. In ihrem Namen und in dem meinigen bitte ich Dich, uns recht bald zu besuchen. Viel, sehr viel habe ich noch auf dem Herzen, was der Brief nicht fassen konnte, wenn er kein Buch werden sollte. Komm, Liebe, und freue Dich, in der jungen Landesmutter Deine Dorothea wiederzufinden.

# Marie Helene von Kügelgen

Marie Helene von Kügelgen, geborene Freiin Zoege von Manteuffel, wurde am 24. November 1774 zu Eigstfer in Livland geboren, verlebte ihre Jugend auf dem väterlichen Gute Alt-Harm in Estland, seit 1800 vermählt mit dem Maler Gerhard v. Kügelgen, gestorben 24. Mai 1842 in Ballenstedt; Mutter Wilhelm v. Kügelgens, des Verfassers der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes". — Marie Helene von Kügelgen. Ein Lebensbild in Briefen. Leipzig, Richard Wöpke, 1900 (jetzt Belserscher Verlag in Stuttgart). Die folgenden Briefe sind diesem Werke entnommen.

## Eine Pockenepidemie in Estland

### An ihren Bräutigam G. von Kügelgen

Alt-Harm, 20. Mai 1800.

Den andern Morgen früh fuhr ich mit Dr. D. herum in Neu-Harm in den Riegen[1]), und er suchte sich den besten Aufenthalt für die Pockenpatienten aus. Am Nachmittag aber fuhr ich in den Merschen Dörfern herum und suchte gute Pockenmaterie, aber die wurde mir nicht leicht zu finden, denn die Kinder waren schon entweder genesen oder tot, oder sie lagen auch an den bösartigsten Pocken darnieder. Endlich fand ich ein Kind voll schöner, großer Pocken und führte Dr. D. den andern Tag dahin. Wir nahmen so viel Eiter, als wir brauchten, und ich half treulich, so ekelhaft mir auch die Arbeit war[2]). Gestern mußten die Kinder zusammenkommen, und Dr. D. war so gütig, sie alle (65 an der Zahl) zu inokulieren, ich aber half, schmierte Pflaster und verband ihre Ärmchen, und so ging der Tag wieder hin ... Johanni ist bald da, und dann bist Du auch da, bis dahin soll die Zeit mir nicht lang werden, da habe ich noch viel zu tun, meine Pockenpatienten zu pflegen. Dr. D. hat mir die Aufsicht über sie übertragen, und ich muß also für ihre Kost und Wartung und die äußerste Reinlichkeit in ihrer Wäsche sorgen, — o ich habe viel zu tun, und dabei würdest Du mich nur stören, denn so lieb ich die Menschen habe, so könnte es doch leicht kommen,

[1]) Kornspeicher.

[2]) Damals wandte man noch die direkte Überimpfung der menschlichen Pocken an; Jenners Einführung der Kuhpockenimpfung datiert erst aus dem Jahre 1798 und brach sich langsam Bahn.

daß ich an Deiner Seite manches vergäße und manches überhin besorgte, um länger mit Dir plaudern zu können ...

Alt-Harm, 10. Juni 1800.

Ich habe recht viel getan, gegangen, gefahren. Denke nur, heute wurde eins von meinen Pockenkindern begraben; ach ich möchte noch weinen. Es war ein liebes, liebes Mädchen und kam bloß durch ihrer Mutter Unvernunft ums Leben. Was habe ich mir für Mühe gegeben, früh morgens und abends spät sie besucht, ihr Suppe gekocht, sie gespeist, ihr eingegeben, kurz, ich versäumte beinahe die übrigen Patienten, um nur dieses Kind zu retten, doch umsonst — der Mutter Eigensinn und Torheit brachten das Kind ums Leben. Ach es ist doch was eignes um so ein sterbendes Kind; ich glaube immer einen fertigen Engel vor mir zu sehen. Ich habe das Mädchen entsetzlich geliebt, und jetzt ist sie tot! Und ich möchte die Mutter, die schuld an ihrem Tode ist, durchprügeln!

Heute ging ich in den Garten, brach einige blasse Rosen, wand davon einen Kranz und begleitete so die kleine Leiche mit zu Grabe ... Nach der Predigt wurde unsere kleine Leiche mit drei andern in eine Gruft versenkt, und es war recht schauerlich anzusehen — weinende Mütter, Väter, Großeltern und Geschwister der Verstorbenen standen herum und schluchzten so heftig, daß mir das Herz weh tat. Ein alter Mann stand gebückt und ohne Tränen da, zwei seiner Kinder wurden mit begraben. Plötzlich stürzte ein junges Weib zu ihm hin, riß ihn herum und schrie ihm zu: „Lauf nach Hause, dein Sohn ist eben im Verscheiden." Es ist schrecklich, wie die Kinder in Kosch bei Manteuffel an den Pocken sterben; er hat jetzt schon vierzig Kinder verloren. In Harm ist eins gestorben, und dabei soll es hoffentlich bleiben. Ich fahre alle Tage in den Dörfern herum, gehe von Haus zu Haus, tröste die besorgten Mütter, schelte die nachlässigen, unreinlichen, gebe den kranken Kindern Arzenei, den schwachen Kraftsuppen und lasse andere bähen und waschen, und gottlob! noch sind sie alle erhalten, und ich hoffe, es soll keines mehr sterben.

Heute habe ich meine Tour schon gemacht und bin auch so müde, so müde, daß ich die Feder kaum halten mag. Die Bewegung bekommt mir aber recht gut. Glaube nur nicht, daß ich mich zu sehr

anstrenge; ich tummle mich gründlich, das ist wahr, aber ich bin dabei gesund und schlafe oft bis 8 Uhr morgens. Dr. D. ist schon seit einigen Tagen fort, auf der Rückreise kehrt er wieder hier ein, und ich freue mich schon jetzt auf seine Ankunft.

Alt-Harm, 15. Juni 1800.

Da hab' ich eben wieder meine Kinderchen im Dorfe besucht — viele, viele von ihnen sind krank, und ich bin recht in Sorge, denn Dr. D. ist noch nicht zurück. Drei von ihnen habe ich auf einen Bauernwagen gepackt und mit herbringen lassen, denn sie müssen alle zwei Stunden einnehmen, und so habe ich's doch leichter, für sie zu sorgen. O guter Gott! könnte ich sie doch alle retten! In Mex wütet der Tod schrecklich! Es ist nicht mein Tod mit dem freundlichen, sanften Blick, den man so gerne kommen sieht — nein, es ist ein schrecklicher Tod — es ist der Würgengel, der mit finstrer Stirn alles um sich niederwirft. Da besuchte ich gestern den alten Mann, der am vorigen Sonntag zwei Kinder begrub. Ein Mädchen von vierzehn Jahren fand ich wieder tot auf dem Stroh vor, und einen Jüngling von zwanzig und einen Knaben von sieben Jahren daneben krank an den Pocken darniederliegen. Es war ein schauderhafter Anblick! Das Mädchen lag da, entstellt — schrecklich — und blutend im Gesicht und doch ausgeschmückt mit Blumen und bunten Bändern — der Jüngling, den Kopf auf die Hand gestützt, saß da und betrachtete die tote Schwester mit sterbendem Blick, als wollte er sagen: „So werde auch ich bald liegen" — der Knabe wimmerte vor Schmerz und Angst. Die Mutter saß mit gefalteten Händen neben der Leiche und schluchzte, und der Vater stand abgewandt vor der Tür und hobelte an einem Sarge und wischte sich von Zeit zu Zeit eine große Träne von den Wangen. O mein Gott! Gerhard, was ist das für ein herzzerschneidender Ton, wenn ein Vater an dem Sarge seines Kindes hobelt; ich glaubte, er hobelte mir ein Stück vom Herzen mit weg.

„O womit habe ich Gott so schwer beleidigt!" fing jetzt die Mutter leise an und rang die gefaltenen Hände — „womit? daß er so hart mich straft — alle meine Kinder hin!"

„Wie kannst du glauben, du Arme," sagte ich weinend, „daß Gott zürnt, wenn er die Menschen sterben läßt! Weine dich recht satt, aber versündige dich nicht an Gott, der nicht im Zorne straft."

„Alle meine Kinder hin, alle meine Kinder!" klagte die trostlose Mutter und verbarg ihr Gesicht in die Schürze, die schon ganz feucht von Tränen war.

Ich setzte mich zu dem kranken Jüngling und erkundigte mich nach seinem Befinden; ich hatte Arznei mitgebracht und hoffe gewiß, die beiden Söhne noch zu retten. Der Vater hobelte schweigend fort, und eine stille Träne jagte die andre; als ich ihm aber sagte: „Deine Söhne werden gesund", schüttelte er den Kopf langsam und sah mich an — so traurig — so traurig und dabei so dankbar freundlich, daß die Wehmut mich beinahe erstickte. Warum ist der stumme Schmerz immer rührender als die schönste Klage? Warum zerreißt der Schmerz des Mannes das Herz, da die Tränen des Weibes bloß sanft rühren? Wenn ich das Weib ansah, so weinte ich mit ihr, und die Tränen taten mir wohl; fiel mein Blick aber auf den schweigenden Mann, wie er den Sarg zimmerte, ohne Vorwurf, ohne Klage, so fühlte ich einen Dolch im Herzen, so heftig schmerzte es mir in der Brust. O könnte ich etwas dazu beitragen, ihm wenigstens diese letzten Kinder zu retten! Viere sind ihm schon gestorben.

Jetzt erst denke ich daran, wie sonderbar ich meine Zeit hinbringe unter Kranken, Sterbenden und Toten. Und doch bin ich Braut, und den Bräuten soll sonst der Himmel voll Geigen hängen, sagt man. Doch bin ich denn darum trauriger als andere Bräute? Ach Gott schenke, jeder Braut diesen frohen Sinn und diese Herzensruhe, mit der ich jeden Morgen und jeden Abend kommen sehe. Weinende Kinder sind meine Gesellschaft und Trauergesänge meine Musik — aber das schadet nichts, das Herz schlägt mir dennoch freudig in der Brust, wenn mir hier eine Mutter ihr Kind hinreicht und sagt: „Da küsse dem Fräulein die Hand, ohne ihre Hilfe wärst du nicht mehr", oder eine andere empfängt mich schon an der Tür mit dem Freudengeschrei: „Meine Tochter kann schon die Augen öffnen, sie ist nicht blind geworden, die Bähung hat geholfen" — ach, da ist mir so wohl, so unbeschreiblich wohl, und ich vergesse darüber oft, daß Du in der Welt bist. Denke ich dann daran, und daß ich dann ganz bei Dir sein werde, so schwillt mein Herz vor Freude, und ich strecke beide Hände dankend zum Himmel, daß er mich so glücklich werden ließ.

## Aus der Kindheit des „alten Mannes"

### An ihre Schwester

Dresden, Dezember 1805.

... Ich bin meinem Kinde jetzt allein alles, an mir hängt er mit ungeteilter Seele, niemand streut Unkraut in meine Aussaat: unverdorben und ungestört entwickelt sich sein kleiner Geist, und ich habe das Anschaun und das beseligende Gefühl, wie mit jedem Tage seine kleinen Kenntnisse sich erweitern, seine Begriffe klarer werden und deutlicher, und wie mit jeder Stunde beinah sein kleines Herz sich mit mehr Zutrauen und Liebe an das meine schließt. Was ich ihm sage, ist ihm Evangelium; er verläßt seine liebsten Spiele, wenn ich mit ihm spreche, er folgt, wenn ich ihn ansehe — und dennoch zittere ich, wenn ich an seine fernere Erziehung denke. Ein finsterer Blick, ein böses Wort, eine Drohung — selbst die Rute — bewirken ganz das Gegenteil bei ihm, wie bei andern Kindern, denn statt ihn geschmeidig, furchtsam und gehorsam zu machen, wird er durch jene Mittel unbiegsam, halsstarrig und tückisch. Versieht er aber etwas, und ich sage es ihm mit Ernst, aber mit freundlichem Ernst und mit Liebe, so ist er zu jedem Opfer bereit, das ich ihm auferlege. Diese Bemerkung haben wir bei tausend Gelegenheiten erprobt und nun Abrede genommen, ihn immer nur mit Liebe zurechtzuweisen, und es hat uns noch nie gereut. Kommt aber dieser Junge einmal unter die Hände mürrischer, harter Lehrer, so ist er verloren, er wird widerspenstig sein im höchsten Grade, denn durch Prügel oder Drohungen ihn bezwingen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit — wir haben es versucht — und das ganz ohne Erfolg. Da sann ich lange nach, was anzufangen sei, versuchte diese neue Methode mit ihm, und, wie gesagt, es hat uns nicht gereut. Er ist lenksam, dankbar, und seine Liebe zu uns bis zur höchsten Leidenschaft gestiegen. Er duldet von seinem Vater alles und schmiegt sich bei der härtesten Strafe an ihn, nur duldet er keine Schläge und gibt jedes ihm kränkend erscheinende Wort zurück, wenn er auch weiß, daß er es schwer büßen muß. Sogar, wenn Gerhard ihn zum Spaß „klein Kribbelmummu" nannte, ward er feuerrot und sagte mit trotziger Gebärde, er sei kein Kribbelmummu, er heiße Willa Kügelgen! Wie gesagt, diese Anlagen erfüllen oft mein Herz mit

beseligender Freude, aber machen es auch oft in sich erzittern. Er wird ein von Leidenschaft flammender Mensch, der, wenn diese bekannten liebenden Stimmen der Eltern sein Ohr nicht mehr erreichen, gewiß manche Torheit anrichten wird. Schande wird er uns nie machen, aber oft Sorge und Unruhe — und der Gedanke, der Tod könnte mich von seiner Seite reißen, ehe mein Werk vollendet wäre, und ihn in die Gewalt harter, liebloser Menschen geraten lassen — der Gedanke allein könnte mich zur Verzweiflung bringen.

## An ihre Mutter.

Dresden, Dezember 1805.

... Am 20. November feierte ich Wilhelm seinen Geburtstag. Ich war geschäftig wie ein Kind, ich hatte gar nicht mehr zu erleben gehofft, daß Wilhelm drei Jahre alt würde. Als er die Augen aufschlug, gratulierte ich ihm gleich mit tausend Küssen und Liebkosungen; er mußte schnell aufstehen und fand eine neue Kleidung von Tuch, die erste, die ich ihm von Tuch gemacht, ein Paar hübsche neue Schuhe und hübsche reine Wäsche. Ich zog ihn schnell an, wusch und kämmte ihn, und Gerhard und ich führten ihn ins Zimmer, wo auf seinem Tischchen ein Zypressenbaum mit drei Lichtern stand und die Geschenke herum. Er war wie erstarrt. Nie habe ich eine rührendere Freude gesehn — es dauerte lange, ehe er alles bemerkte, denn jedes Gefundene fesselte ihn so ganz und auf so lange, daß er für das übrige kein Auge hatte. Den Kuchen sah er bis zuletzt nicht an, wo er sich hinsetzte und anfing, die Violine zu spielen. Den Nachmittag kamen seine kleinen Freunde, die ich alle heimlich hatte bitten lassen, alle Kinder hier im Hause, auch die vier des Gärtners. Ich hatte einen runden Tisch gedeckt für acht Kinder, trug ihnen nun den großen Kuchen auf mit Pflaumen und Birnen, setzte die kleine Nina zur Wirtin ein und verließ dann die Gesellschaft, um im Nebenzimmer zu hören, was sie beginnen würden. Es ging alles mit der größten Ordnung zu — dann fingen die Spiele an, und erst am Abend trennte sich die kleine glückliche Gesellschaft. Vier Tage darauf war mein Geburtstag ... Doch bald hätte ich vergessen zu erzählen, daß Wilhelm, wie er gehört, es sei mein Ge-

burtstag, schnell in seinen Winkel lief und mir seine Violine brachte, sein Liebstes, das er erst vier Tage besaß, und seine Trommel brachte. Ich verschloß beides, und bis auf diese Stunde hat er noch keins von beiden zurückverlangt. Weihnachten will ich ihn aber mit seinen eigenen Geschenken überraschen ...

## An ihre Schwester

Dresden, Mai 1808.

... Wir sind, gottlob, wieder alle wohl. Meine Adelheid kennst Du noch gar nicht. Hübsch ist sie bis jetzt nicht, aber ich denke, ihre Bildung wird sehr interessant. Sie hat große braune Augen, wie Du, und etwas sehr Imposantes in ihrer kleinen Physiognomie. Als man sie mir das erstemal in die Arme gab, sah sie mich an und ich sie — ein Kind von fünf Jahren hätte mich nicht durchdringender anblicken können. Dabei ihre hohe Nase, ihr verständiger Mund! „O lieber Mann," rief ich, „dies Kind muß Adelheid heißen!" Mein Mann stutzte — wir hatten beide nie an den Namen gedacht — aber er gestand auch, sie sähe ganz aus, wie Adelheid klingt. Jetzt erst fällt mir ein, daß mein Mann eine Vaterschwester hatte, die so hieß und die Bewunderung aller Menschen war, die als Braut starb, und von der meine Schwiegermutter nie satt werden konnte, zu erzählen. — Das Gefühl kann ich Dir nicht beschreiben, als ich mit Adelheid zum erstenmal in den Garten ging — sie und ich dem Tode entronnen! Und jetzt hielt ich sie in meinen Armen, die Sonne schien so warm auf uns beide Wiedergenesene, die Bäume schüttelten leise ihre Blüten über mein Kind, und dieses sah den wolkenlosen, heitern Himmel mit großen, offenen Augen an und lachte. „Ach, liebe Mutter," sagte Wilhelm, „Adelheid sieht gewiß die Engel im Himmel; sieh nur, wie sie immer hinlacht!" „Siehst du denn auch Engel?" fragte ich ihn. „Ach nein," antwortete er traurig, „ich bin wohl schon zu unartig." Ich begriff nicht, wie der Junge darauf kam, denn nie hatte ich ihm dies gesagt. Und auch jetzt noch, wenn ich arbeiten will, so drehe ich die Wiege gegen den Tag. Da starrt das Kind die fliegenden Wolken an und hört nicht auf zu lachen (wie alle kleinen Kinder tun, wenn sie was Helles sehen). Da beobachte ich Wilhelm oft, wie er mit Neid ihr zusieht. „Nein, Mutter,

es ist gewiß, sie spielen mit ihr!" „Wer denn?" fragte ich. „Ach die Engel und vielleicht auch meine Maria[1])." „Woher glaubst du denn das?" „Ja sieh, Mutter, die Kinder kommen doch von Gott, das hast du immer gesagt, und die Engel sind ja bei Gott. Nun kennen sie Adelheid noch und spielen mit ihr, wenn sie so lacht, weil sie noch gar nicht unartig ist." Trotz dieses Glaubens ist er aber doch manchmal recht unartig. Er liest schon recht hübsch, und da habe ich ihm Campes Kinderbibliothek geschenkt und bemerke nun erst, was ich früher nie bemerkte, daß sie mehr für die Mädchen, als für Knaben geschrieben ist. Wilhelms Charakter zu entziffern, macht mir mehr Mühe als den Gelehrten ihre Hieroglyphen. Er ist zart, blond, mädchenhaft, oft sentimental, und dabei wild, hart, bestimmt, oft trotzig über alle Beschreibung. Gerhard hingegen ist eine entsetzlich große Maschine, brünett, ernst wie ein Mann, hat aber einen süßen, einen wahren Engelsausdruck und ist mit einem Wort von mir zu regieren. Er ist zwei Jahre alt und hat noch keinen Schlag bekommen, da ich hingegen Wilhelm sehr streng halten muß ...

[1]) Die verstorbene älteste Schwester.

# Karl Baron Bruiningk

K. A. Chr. Baron Bruiningk, geb. 1782, livländischer Landrat, Präsident der „Livländischen Gemeinnützigen und Ökonomischen Sozietät, gest. 1848.

## Ein Jugend- und Altersbekenntnis[1])

### An Garlieb Merkel[2])

Halle, im königlichen Pädagogio, 3. Oktober 1797.

Edler, verehrungswerter Menschenfreund!

Verschmähen Sie diese Zeilen nicht, die ein Jüngling Ihnen widmet, der durch Ihre Schilderung der Letten, durch Ihre darin geäußerten menschenfreundlichen Gesinnungen zur Hochachtung gegen Sie, zur Bewunderung gegen Sie hingerissen wird. Unbekannt mit Ihrer Wohnung und nur in der Vermutung, Sie möchten sich vielleicht in Dresden aufhalten, übergebe ich Ihnen diese wenigen Zeilen, die eigentlich der Ausdruck des Dankes und der Verehrung, edler Menschenfreund, sein sollen, wozu ich aber keine Worte finde.

Seien Sie dreimal von mir gedankt für Ihre Schrift, zumal wenn, wie ich gehört habe und wie vor einiger Zeit ich in der Hamburger Zeitung las, sie dazu gedient hat, die Leibeigenschaft in Livland abzuschaffen, worüber noch die Genehmigung des Kaisers zu erwarten ist. Schon oft habe ich über die Erniedrigung der Menschheit geseufzt. O könnte ich beitragen zum Glück dieser armen Sklaven, so wollte ich mich glücklich schätzen! Sind die, welche wir so verachten, die wir so niederdrücken, nicht unsere Mitmenschen? Haben sie nicht vom Schöpfer gleiche Rechte, gleiches Ansehen erhalten? O Gott, das Erdenleben hat schon so manche Mühe, manchen Kummer, und man will seinem Nebenmenschen noch vollends alle Freuden rauben? — ihn noch unter das gebeugte Lasttier

---

[1]) Aus: Julius Eckardt, Die Baltischen Provinzen Rußlands. 2. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot, 1869.

[2]) Garlieb Merkel, geb. 1769 in Loddigen (Livland), gest. 1850 in Riga, war der Hauptvorkämpfer für die Menschenrechte der leibeigenen baltischen Urbevölkerung. Sein Hauptwerk: „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts", erschien 1796.

krümmen? — ihn grausam seinem Weibe, seinen Kindern entreißen? — ihn fast verhungern und zugleich für fremdes Glück arbeiten lassen? — Ich staune ob der Grausamkeit! ... Es ist ausgemacht, manches gnädige Herrchen schätzt sein Hündchen mehr als seinen Mitbruder, indem jenes auf Federn ruhet, fuchtelt er diesen zu Tode. — Der Mensch — und solcher gibt es unzählige — hat ein Pantherherz!

Ich bin nun im sechzehnten Jahre und seit dem siebenten schon aus Livland heraus; dennoch bin ich voll Liebe zu meinem Vaterlande und bedaure den Starrsinn des Adels und das Elend des bedrückten Landvolks; doppelt ist die Blindheit des Adels zu bedauern, der, wenn er die Augen nicht bald öffnet, ein gleiches Schicksal mit dem französischen zu erwarten hat. — Ich bin hier in Deutschland Augenzeuge vom Elend der französischen Emigrierten und von Menschenbedrückung gewesen: von jenem bei meinem Aufenthalt in Neuwied am Rhein, dem Hauptsitz der französischen Emigrierten, von diesem bei meinem Aufenthalt in Uhist an der Inn bei Bautzen unter den Wenden. Jetzt bitte ich Sie, kennen Sie meinen Vater, den Oberlandgerichtsassessor B. v. Bruiningk auf Hellenorm und Samhof? Und wenn Sie ihn kennen, — ach so möchte ich so gerne wissen, wie er mit seinen Bauern umgeht; in betreff derselben hat mein guter Vater so oft menschenfreundlich sich geäußert.

So gram ich den gallischen Freiheitsjägern auch bin, die um eine nicht existierende Schimäre, ich möchte sagen, verrückt werden, so möchte man vereint mit ihnen darauf dringen, das leidige Wörtel „von" von den Namen zu verbannen, weil Menschen, die dies besitzen, das Recht zu haben glauben, ihre Nebenmenschen, die kein „von" vor dem Namen haben, zu foltern.

Mit der größten Hochachtung, die Ihnen die ganze Menschheit schuldig ist, bin ich Ihr

ergebenster Diener Bruiningk.

An denselben

Dorpat, 16. August 1840.

Verehrter Herr Doktor!

Vor einigen Jahren wandte ich mich eines Geschäftes wegen an Sie. Damals waren Sie so freundlich, mir in Erinnerung zu bringen,

daß ich schon im Jahre 1797 aus dem Hallischen Pädagogio — in einer heiligen Angelegenheit der Menschheit — an Sie geschrieben und daß Sie auf jenen Brief des Jünglings einigen Wert legen. Wohl unvergeßlich bleibend ist der Eindruck gewesen, den Ihre „Letten" auf mich gemacht haben, aber der Umstand mit dem Briefe war in der langen Reihe von Jahren aus meinem Gedächtnis entschwunden. Jetzt habe ich ihn im zweiten Teil Ihrer Darstellungen wieder gelesen, und es erwacht alles wieder in meiner Erinnerung.

Welcher Wechsel der Zeiten und Jahre hat seitdem stattgefunden! Sie haben im hohen Alter das freudige Bewußtsein, daß vor allem durch feurige Worte der Wahrheit, die Sie der Welt verkündeten, die Aufhebung der Leibeigenschaft des Landvolks in den Ostseeprovinzen gefördert und Ihnen ein großes Werk zur Menschenbeglückung gelungen ist!

Wenn ich, als Jüngling, Ihnen Zeugnis davon ablegte, daß mein Herz für Recht und Wahrheit glühte und für Ihre Lehre empfänglich war, so darf ich — jetzt dem Greisenalter nahe — es aussprechen, daß ich diese Gesinnung treu bewahrt habe und in diesem Sinne, wenn auch mit geringen Kräften, zu leben und zu wirken bemüht gewesen bin. Vergeblich war im Jahre 1817 und 1818 mein eifrigstes Bemühen, dem Landvolke bei der Freilassung teure Rechte zu retten, nämlich die durch das Gesetzbuch von 1804 ihm erteilte erbliche Nutzung des Landes. Die Früchte der Freiheit reifen so vielleicht um ein Jahrhundert langsamer. Was ist aber ein Jahrhundert dem Ewigen! Nur wir Kinder des Augenblicks messen mit unserm Pygmäenmaße! Und jene langsam wachsende und reifende Frucht wird ein desto herrlicheres Gewächs werden. Mit dieser Überzeugung scheide ich vom Leben. Ich preise mich glücklich, daß auch im gegenwärtigen Augenblick ich bestimmt und berufen bin, für die Wohlfahrt des Landvolks — in einem größern Kreise und, ich darf es hoffen, mit Erfolg — zu wirken. Wohl weiß ich, daß es nur ein Geringes ist, was ich leistete und leisten werde, und ich klage mich an, daß ich ein unnützer Knecht gewesen; ich blicke aber hoffend zu dem Engel, dessen Träne im Protokollbuch des Ewigen meine Schuld auslöscht!

Ich habe geglaubt, daß ich Ihnen dies Bekenntnis abzulegen

schuldig war, rücksichtlich der gütigen und freundlichen Anerkennung, die Sie mir dem Jüngling und Manne in Ihrer Schrift zuteil werden ließen — mehr gewiß, als ich verdiene.

Mit den Gefühlen der Hochachtung, mit welchen ich mich 1797 unterzeichnete, wiederhole ich als Ihr

ergebenster Diener Bruiningk.

# Ferdinand Walter

Ferdinand Walter, geb. 1801 in Wolmar (Livland), evangelischer Prediger, Generalsuperintendent von Livland, Bischof[1]), gest. 1869.

## Auf der Wacht der evangelischen Landeskirche[2])

### An einen Amtsbruder

Riga, August 1860.

Im Begriffe, eine amtliche Fahrt zu unternehmen, verabschiedete ich mich beim Fürsten Suworoff[3]), und er forderte mich auf, für die Zeit des Besuches, mit dem der Großfürst-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch Riga zu beehren willens sei, wieder in Riga zu sein.

Ich kam darum am 28. Juli nach Riga. Den 29. Juli ersah ich in der Konsistorialsitzung, daß durch ein Schreiben des Herrn Ministers des Innern und durch mehrere Schreiben des Erzbischofs Platon an das Konsistorium, die noch übrigen Reklamierten, bis auf vier, von der griechischen der lutherischen Kirche waren zurückgegeben worden.[4]) Ich fuhr darob, am 30. Juli, zum Erzbischof und forderte ihn auf, auch die übrigen vier noch zurückzugeben, damit ich bei der Ankunft des Großfürsten dem Grafen Strogonow, der mich gewiß darüber fragen würde, sagen könnte: Der Erzbischof ist nach des Kaisers Willen human gewesen, und hat die für die griechische Kirche Reklamierten, aber ihren Übertritt in dieselbe in Abrede stellenden Leute, welche der h. Synod für Griechen erklärt hatte, alle von der Orthodoxie losgelassen. — Er fragte mich, ob ich den Grafen Strogonow kenne? was ich bejahte, und worauf er sagte: so gern er's möchte, ginge es doch nicht mehr an: heute ist's schon zu spät, morgen ist Sonntag, und am Montage ist der Großfürst schon hier. —

---

[1]) Kein Amt, sondern ein Titel, der von den russischen Kaisern evangelischen Predigern als besondere Auszeichnung verliehen wurde.

[2]) Aus: Bischof Dr. Ferdinand Walter. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. Leipzig. Duncker & Humblot 1891.

[3]) Der damalige baltische Generalgouverneur.

[4]) Es handelte sich um lettische Bauern, die nach Angabe russischer Priester zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten waren, aber selbst diesen Übertritt in Abrede stellten und beim evangelischen Konsistorium Schutz suchten.

Auf meinen Rat, sich die Akten nochmals anzusehen, und durch seinen Notar mir mündlich sagen zu lassen, was er später schriftlich festmachen könne: „ich würde diese mündliche Anzeige als offiziell respektieren", ging er ein, und den 31. meldete der Notar mir: zwei lasse der Bischof noch los, die letzten zwei könne er aber nicht loslassen. Ich ließ durch den Notar ihm sagen: solange auch nur noch einer festgehalten wird, — könne ich ihn nicht human nennen.

Den 1. August zog der Großfürst unter Glockengeläute über die schön geschmückte Schiffsbrücke in das prachtvoll geschmückte Riga unter donnerndem Hurrarufe des Volkes ein, und sein eigentlich vorherrschend ernstes und fast trübes Gesicht schaute unter freundlichem Grüßen herzlich froh in den jubelnden Empfang. Seinen Vater, unsern Kaiser, sah ich drei Jahre vorher, mit Tränen im Auge und erblassend vor Bewegung, in denselben Jubel hineingrüßen. Es war derselbe Jubel, aber um des Vaters und der Mutter willen: denn was wußten wir vom siebzehnjährigen Jünglinge? Der Vater aber hatte geschrieben: Nehmt meinen Sohn so freundlich auf wie mich: mir hats sehr wohl getan. Und uns mußte es gut tun, wenn ein so wohltuender Eindruck ins junge Herz, und vielleicht seit es schlägt im selbstbewußten Menschen, zum erstenmal, eindrang. Und mich dünkt, das hatte der Vater uns zugedacht, neben der Liebe der baltischen Provinzen für den Sohn. Und der Sohn mußte das, bei seiner Bescheidenheit, beim Empfange herausfühlen: denn er schrieb dem Vater: „Dein Volk hier muß Dich sehr lieben: denn man hat mich über enthusiastisch aufgenommen."—Auch der Mutter trüber Gedanke, daß des Sohnes Ähnlichkeit mit ihr ihm des Volkes Liebe nicht gewinnen werde, sollte, nach den zur Reise drängenden Wünschen des Fürsten Suworoff, verscheucht werden. Und er wäre für immer aus ihr gründlich verscheucht worden, wenn sie des Sohnes Empfang gesehen hätte; denn der war nicht nur prächtig im Schmucke der Stadt, und er bot nicht nur im Glockengeläute ihm Ehren, die sonst nur regierenden Häuptern zukommen, sondern er war voll herzerhebenden Jubels.

Vor und hinter seinem Wagen, in dem der Generalgouverneur Fürst Suworoff neben ihm saß, — von der reitenden Garde geleitet, und durch das Spalier der Fußgarde — zog er erst zur griechischen Kathedrale, wo ihn die griechische Geistlichkeit empfing,

und von da zurück bis ins Schloß, wo der Gouvernementschef und der Kommandant, der regierende Bürgermeister, der residierende Landrat und der Landmarschall ihn empfingen. Als es zu dunkeln begann, begrüßten die vereinten Sängerkorps, unter dem Schein bunter hochgetragener Laternen in den Schloßhof ziehend, den Großfürsten. Er trat zweimal an das Fenster und dankte für den schönen Gesang. Darauf fuhr er, vom Fürsten Suworoff begleitet, durch die reich illuminierte Stadt.

Den 2. August war Cour angesagt. Wir versammelten uns im Kaisersaale, und da ich ziemlich ans Ende der Reihe placiert war, sagte Suworoff zum residierenden Landrate, der an der Spitze der Reihe stand: „Ich weiß nicht, was bei Ihnen Sitte ist; sonst aber ist's überall Sitte, daß bei Vorstellungen die Geistlichkeit obenan steht." Die Herren nahmen mich danach an ihre Spitze. Der Großfürst kam, und nachdem der Generalgouverneur mich ihm vorgestellt hatte, sprach er: „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sie sind schon lange mir bekannt als treu und willfährig (?) und durch Ihre ausgezeichnete Beredsamkeit." Darauf erkundigte er sich nach den Kirchen Rigas, der Größe meiner Diözese, nach meinen Dienstjahren und meiner letzten Anwesenheit in Petersburg. Er empfahl sich und ging weiter, indem er dem Generalgouverneur sagte: „Sie hätten den Bischof nicht in der allgemeinen Cour, sondern vorher in meinem Zimmer mir vorstellen sollen: ich hätte ihn gern allein gesprochen!" was mir Suworoff, sich darob entschuldigend, mitteilte. Als der Großfürst den Saal verlassen hatte und die Versammelten sich entfernten, trat ich zum Grafen Strogonow, um mich ihm vorzustellen. Er sagte mir: „Wir sollen alte Bekannte sein, Herr Bischof?" Ich antwortete: „Daß Ew. Durchlaucht mich vergessen, liegt einem Manne Ihrer hohen Stellung sehr nahe; ganz so, wie es mir nahe liegt, Sie nicht vergessen zu haben." „Wo haben wir uns denn kennengelernt?" „Hier in Riga, Erlaucht, während der ersten Cholera. Sie waren schon Obrist und ich ein junger Landprediger." „Das war eine ernste Mission, die ich hatte", sagte er. „Eben dadurch, Erlaucht, ward Ihr humanes und furchtloses Auftreten von allen, die Sie kennenlernten, mit dem Ihnen damals gewiß nicht verborgen gebliebenen Enthusiasmus aufgenommen. Darum hätte ich Sie nicht vergessen, auch

wenn ich Sie nicht auf dem Dampfboote wiedergesehen hätte, das Sie wie mich zu Kaiser Nikolais Silberhochzeit nach Peterhof brachte." Dessen entsann er sich, und auf seine Bitte, zu verzeihen, daß er mich vergessen gehabt, versicherte ich ihm, daß ich mich ihm vorgestellt, nicht, um ihn an mich zu erinnern, sondern um ihm zu sagen, daß wir mit herzlicher Freude es vernommen, als er, trotz seines Alters und seiner Unabhängigkeit, den schweren Beruf bei der Person des Thronfolgers übernommen, und daß wir Gottes Segen ihm dazu erflehten. Er dankte, und ich empfahl mich — das „wir sollen alte Bekannte sein" auf Platons Rechnung stellend.

Nach der Cour besuchte der Thronfolger den Erzbischof Platon und besah sich die Sehenswürdigkeiten an Gebäuden und Kirchen der Stadt, wobei er auch in die Jakobikirche kam. Hier empfingen ihn der Präses des Livländischen Hofgerichts, Baron Ungern Sternberg, als weltlicher Oberkirchenvorsteher der Jakobikirche, der Oberpastor Berkholz und ich vor der Kirche. Wir führten ihn unter Orgelspiel nach kurzer Begrüßung in unsere Kirche, und zwar bis zum Altarchor, damit die Gemeinde alles hören könnte. Hier winkte ich, daß die Orgel schweige, weil weder ich des Großfürsten Fragen, noch er meine Antworten hören konnte. Den Inhalt unseres Gesprächs, d. h. der Fragen des Großfürsten und meiner in der erhöhten Stimmung des Augenblicks gegebenen Antworten zu fixieren, wurde ich zwei Tage darauf vom Grafen Strogonow selbst aufgefordert: „Ich wünsche," sagte der Graf, „daß der Großfürst diese Worte nicht vergessen möge, die Sie ihm sagten, und pflege dies mit allem so zu tun, was auf den Großfürsten Eindruck gemacht hat." Den Inhalt dieses kurzen Gesprächs gab ich, so viel ich mich entsinnen kann, dem Grafen Strogonow in folgendem wieder:

„Die Ritter- und Kronskirche zum St. Jakob hat weder Denkmäler berühmter Männer aufzuweisen, die in ihr beerdigt sind, noch sonstige Merkwürdigkeiten, die, neben ihrem 650jährigen Alter und dem 500jährigen Alter des Altars und neben ihrer 300jährigen Stellung als Metropole unter den Kirchen Livlands — die Aufmerksamkeit der Fremden anziehen könnten. Wohl aber gibt es dagegen für Ew. Kaiserliche Hoheit, als dem Fremden in dieser unserer Kirche, Denkwürdigkeiten hierselbst, auf die Sie hinzuweisen meine Pflicht ist.

Erstens, dort im Gewölbe über dem Altare blickt drohend auf uns herab ein Bote des Großfürsten Alexei Michailowitsch, der diese Bombe bei der Belagerung Rigas in diese Kirche warf; und sie bezeugt, ob auch Riga sich nicht ergab und die Belagerung aufgegeben ward, doch, daß Rußlands Bomben treffen können." Auf die Frage des Grafen Strogonow, ob die Bombe oben im Gewölbe stecken geblieben, antwortete ich: „Sie ging ehrlich durch, ward aber da ins Gewölbe eingemauert, wo sie eingeschlagen, damit sie, welche die Kirche hatte zerstören sollen, in ihr die Erbauung fördere."

„Und zweitens jene Bombe wieder, die von Peter des Großen Belagerung herstammt, sie bezeugt, daß wir dem russischen Reiche vereint wurden nicht durch sündigen Treubruch — wir ließen es doch darauf ankommen, daß die Bomben in die Kirche schlugen —, noch durch feige Bombenscheu — Alexeis' Bomben wirkten das nicht —, sondern durch die Gewalt des Siegers, der zu schützen versprach, was uns heilig war, und was seine Bombe verletzt hatte.

Und drittens die Kanzel dort, sie ward geweiht am Gedächtnistage des hundertjährigen Friedens, den Livland zum ersten Male während seiner Geschichte, und zwar unter russischer Oberhoheit, genossen hatte. Wir haben die Bomben dort oben im Gewölbe nicht übertüncht, damit sie neben diesem Denkmale des Friedens als geschichtliche Zeugen selbst im Heiligtume mit dazu dienten, die hier zur Erbauung durch das Evangelium versammelten Gemeindemitglieder auch zu treuer und dankbarer Untertänigkeit unter unsern Kaiser zu kräftigen.

Und daß wir dazu auch in bezug auf unsers Kaisers größtes Kleinod, seinen Thronfolger, reich erstarken möchten, dazu hat uns Gott hier den Fürsten Suworoff, die vierte Merkwürdigkeit in unserer Kirche, gegeben, der dafür sorgte, daß Ew. Kaiserliche Hoheit kein Fremder wären in dieser unserer Kirche, indem er von der unbegrenzten Liebe, welche er, neben seiner treuen Ergebenheit an unseres geliebten Kaisers, Ihres Vaters hohe Majestät, — für Sie, Kaiserliche Hoheit, im Herzen hegt, so oft und so liebenswürdig zu uns geredet hat, daß sie auch uns, ehe wir Sie von Angesicht geschaut, ins Herz gedrungen, so daß unsere Gebete hier Ihrer viel und herzlich gedachten und gedenken. Auch der Chorgesang, der

eben soll angestimmt werden, ist solch Gebet für Ew. Kaiserliche Hoheit, das ich Ihnen dolmetsche, wenn ich Ihnen wünsche des Vaters treue Liebe zu allen seinen Völkern und des Großvaters Energie. Beides geeint, kann einst einen Kaiser geben, wie Peter der Große war, und dessen wird Rußland bedürfen und wir mit ihm. Dazu segne Sie der gnadenreiche Gott, der Ihren hohen Vater, unsern treu geliebten Kaiser, Ihnen und uns lange noch erhalten möge. Amen."

Der Gesang vom Orgelchor begann, und ich begleitete den Großfürsten hinaus. Er fragte auf dem Wege: „Sind das Choristen, die singen?" Ich antwortete: „In unserer Gemeinde, Kaiserliche Hoheit, wird nicht für Geld gesungen. Die Gemeinde singt und betet für den Großfürsten." Er sprach: „Das ist sehr schön."

In den Wagen steigend, tat er noch einige Fragen und empfahl sich, um zur Domkirche zu fahren.

Zum 3. August war ich von der Ritterschaft zu einem Feste geladen, das dem Großfürsten in Treiden gegeben ward. Den Großfürsten in Kokenhusen aufzunehmen war von Petersburg aus wegen der Unsicherheit der neuen Bahnstrecke untersagt worden; man kam daher dem Wunsche des Großfürsten, das Aatal von Treiden mit seinen Burgruinen kennenzulernen, durch ein dort veranstaltetes Fest nach. Während unten im Tale ein Volksfest gegeben ward, tafelte man im Schloßgarten von Treiden in den Laubhallen uralter Linden. Als ein leichter Regen das Mahl störte und man dem Großfürsten einen Regenschirm bot, lehnte er ihn ab, da er ihn nicht brauche, und der Fürst Suworoff sagte, einem so jungen Soldaten dürfe er nicht erlauben, einen Regenschirm zu benutzen. Erst als der Regen stärker ward, wurde der Schirm gebracht, um den Großfürsten und die neben ihm sitzende Dame zu schützen.

Der Großfürst erwiderte den Toast auf den Kaiser und die Kaiserin, indem er das Wohl der Ritterschaft ausbrachte. Nachdem der Landmarschall den Kaiserlichen Gast gefeiert hatte, ergriff der Erzieher des Großfürsten, Herr von Grimm, das Wort und brachte das Gedeihen Livlands aus, „das uns so freundlich aufgenommen", und der Großfürst rief: „Es lebe Livland!" Als es dunkelte, zog man durch den prachtvoll erleuchteten Park in das Aatal hinunter, um in Segewold das Nachtlager zu nehmen. Die Gutmannshöhle

war unten und oben schön mit Lampen beleuchtet und ein Platz am Felsen geglättet und mit Eichenlaub eingefaßt. „Wozu ist das?" fragte der Großfürst, und man reichte ihm einen Bleistift, um der Sitte nach seinen Namen einzuschreiben. Er zog aber sein Taschenmesser hervor und schnitt selbst seinen Namen in den Sandstein.

Am 4. August war ich zur Tafel des Großfürsten, der ein Diner gab, geladen. Bevor ich zur Tafel ging, machte ich dem Grafen Strogonow meine Visite. Er nahm mich freundlich auf. Wir kamen auf sein schweres Amt als Kurator des Thronfolgers zu sprechen, und ich äußerte, daß in diesem Amte dem Reiche endloser Jammer bereitet werden könnte. Da sagte er: „Nicht diese Stellung ist es, die vornehmlich schaden kann, weit mehr können die schaden, die dem Großfürsten nahestehen, wie das Hemd dem Leibe. Wenn diese mit ihren Schmeicheleien kommen und derlei, dann kann man schier verzagen in meiner Stellung, in der man sich glücklich schätzt, wenn auch nur das gelingt, diese verderbenden Einflüsse zu beseitigen und unschädlich zu machen." Ob er auf Suworoff anspielte, dessen grenzenlose Liebe wohl verwöhnen kann?

Ich sagte, der Großfürst sei mir sehr reif erschienen für sein Alter — und ich müsse gestehen, daß mir das mehr Schmerz als Freude erregt, weil er das mit dem Verluste seiner Kindheit bezahlen müsse! Warum kann man dem Großfürsten nicht gönnen, wie jedes andere Menschenkind, durch ungetrübte und uneingezwängte Kinder- und Jugendjahre zum Menschen zu reifen. Dann mag er, in sich gekräftigt, ins großfürstliche Joch gespannt werden. Der Graf meinte: „Das sind Gedanken, die ich auch gehabt. Es geht aber nicht, weil er so nie sich ins Leben des Hofes und seines Berufes finden würde. Er muß von klein auf ein Auge bekommen für all das Schlechte und für das wenige Gute, das ihn am Hofe umgibt — um beides recht zu würdigen."

Wir kamen auf die griechisch-orthodoxe Kirche zu sprechen und darüber, daß ihren Geistlichen notwendig bessere Bildung und bessere Subsistenz zu schaffen und durch Wegräumen des Zölibats für die höheren Stellen der herrschsüchtigen Hierarchie müsse vorgebeugt werden. Er ging darauf ein, wie auch darauf, daß ich auf seine Äußerung, die griechische Kirche habe bei ihren festen historischen Grundlagen nie Bedürfnis noch Neigung zur Proselyten-

macherei gehabt, antwortete, nicht die griechische Kirche, sondern die russische Regierung sei früher tolerant gewesen.

Auf die Frage, ob bei der Gräzisierung in Livland nicht die Laßheit der lutherischen Pastoren die Schuld getragen, antwortete ich: ich wollte die Schuld gleich auf uns nehmen, wenn er selbst unter den armen übergetretenen Leuten, die ich niedrig genug angeschlagen, wenn ich behauptet, daß sie für vorgespiegelten Landbesitz usw. ihren Glauben verkauft haben, auch nur einen fände, der, darüber befragt, den von ihnen verlassenen Predigern das Lob abstreitet, daß sie treue Arbeiter gewesen, und namentlich ohne Widerrede treuer, als ihre jetzigen griechischen Geistlichen. Auf die Frage, was denn den Übertritt verschuldet, antwortete ich: lediglich politische, und zwar ganz niedrige politische Wühlerei und ihre obrigkeitlich gestützten Maßregeln. Ich erinnerte ihn daran, daß eben darum sein Vater, in demselben Strogonowschen Parke, der ihm jetzt gehört, mir gesagt: Jeder gebildete Russe speit aus über diese Gräzisierung Livlands.

Ich bat ihn, seinerseits darauf zu influieren, daß der Erzbischof Platon nicht nach Warschau versetzt werde, wie verlautet wäre: „Wir haben uns mit ihm eingelebt und wissen nicht, ob das mit seinem Nachfolger ebenso gehen werde." Da fragte der Graf mich, wie es mit den 56 Reklamierten stehe, und ich sagte ihm, was ich den 30. Juli Platon gesagt, um durch den Namen Strogonows der Sache förderlich zu werden; und daß Platon mir darauf auch zwei wieder losgelassen, aber leider doch noch zwei zurückbehalten habe, die ich indes durch gerichtliche Untersuchung auch noch zurückzukriegen hoffte. Ich hätte sie allerdings jetzt lieber alle von Platon freigegeben gesehen! „Also doch noch zwei!" sagte er und entließ mich.

Um 4 Uhr versammelten wir uns zum Diner. Auch der Erzbischof Platon trat ein und kam gerade auf mich zu und sagte mir ins Ohr: „Ich gebe Ihnen die letzten zwei auch frei, nur sagen Sie's dem Grafen Strogonow." Ich dankte ihm und ging auf die andere Seite des Saales hin, wo der Fürst Suworoff mit dem Grafen Strogonow sprach. Ich sagte zu Suworoff: „Ich bin schuldig, Ihnen vor allen die Freude mitzuteilen, die ich eben gehabt: denn Sie haben sich vor allen anderen dieser armen Leute treulich angenommen. Der Herr Erzbischof hat nämlich eben die beiden letzten

Reklamierten losgelassen." Der Fürst gratulierte mir dazu und sagte, als ich bemerkte, daß mir eine Bedingung gestellt sei: „Wieder schon eine Bedingung!" Als ich ihm aber sagte, daß diese Bedingung leicht zu erfüllen sei und nur in der Mitteilung an den Grafen Strogonow bestehe, lachte er und teilte es Strogonow mit — und der nickte mir lachend zu und sagte: „Also doch!" — Bei der Tafel saßen zu des Großfürsten Rechten der Erzbischof Platon und sein Archimandrit, zur Linken Suworoff und ich, gegenüber wie immer sonst der Graf Strogonow.

Der Fürst Suworoff erzählte mir, während der Großfürst mit Platon sprach, folgendes: „Wir kamen in Kurland auf einen Markt, und viele Bettler sprachen den Großfürsten an. Er hatte bald sein Geld an sie verteilt und wollte von mir vorgeschossen haben. Ich sagte, ich werde nun auch mein Teil geben, um sie zu befriedigen, und griff in die Tasche und warf das Geld unter die Bettler. Da legte der Großfürst mir die Hand auf die Schulter und bat mich: „Macht es Ihnen nicht Freude, dem Armen wohlzutun, dann geben Sie ihm lieber nichts; aber werfen Sie ihm Ihre Gabe nicht zu wie einem Hunde; das macht dem Armen die Armut unerträglich." Ich antwortete: „Ich bin wohl 41 Jahre älter als Sie, aber doch danke ich Ihnen für diese Belehrung: ich werde fürder nie dem Bettler was zuwerfen!" — Nach einer Weile wandte sich der Fürst Suworoff zu mir und sagte: „Der Großfürst hat mir eben gesagt, daß er Sie über alles gern möchte predigen hören. Er hat mir wohl nicht erlaubt, es Ihnen wieder zu sagen; ich weiß aber, daß er mir's noch auftragen wird." Ich antwortete: „Es ist vor der Abreise des Großfürsten dazu keine Gelegenheit, aber auch wenn sie sich böte, würde ich dem Großfürsten abraten, in seiner Stellung die Gelegenheit zu nutzen, um des Anstoßes willen, den er dadurch denen geben könnte, deren treue Anhänglichkeit er sich erhalten muß."

Suworoff teilte darauf dem Großfürsten Partien aus meiner Petersburger Predigt mit über den Text: Wo das Aas liegt, da sammeln sich die Geier — und die Folge war, daß der Großfürst beim Aufheben der Tafel dem Fürsten zurief: „Sagen Sie's ihm", worauf Suworoff zu mir gewandt sagte: „Ich sage Ihnen die vorher mitgeteilte Äußerung jetzt offiziell und rate Ihnen, dem Großfürsten ins andere Zimmer zu folgen, um mit ihm zu sprechen."

Ich ging dem Großfürsten in das Nebenzimmer nach. Er war an das Fenster getreten, und ich trat zu ihm und dankte ihm für seine mir durch Suworoff mitgeteilte freundliche Äußerung. Er sagte: „Es ist das keine Floskel, sondern so ehrlich gemeint, wie was Sie mir in Ihrer Kirche sagten. Ich hörte Sie sehr gern predigen und meine, es müßte auch das zu meiner Durchbildung mit beitragen."

Ich antwortete: „Wenn Kaiserliche Hoheit einmal Ihrer Kirche dazu helfen, daß sie lebendig werde, dann werden Sie die Redner nicht in fremden Kirchen zu suchen haben, was jetzt zu tun, böte sich auch die Möglichkeit dazu, ich Ihnen um Ihrer Stellung willen abraten müßte."

„Haben Sie viel gute Redner in Ihrer Kirche?"

„Wir haben deren."

„Welche, wie heißen sie?"

„Das ist nicht so leicht gesagt; doch ich nenne Ihnen zuerst den Pastor Sokolowski, der aus seiner Gemeinde entfernt ward, weil er den Umtrieben der Gräzisierung Livlands entgegentrat."

„Wo wohnt der?"

„In Ronneburg."

„Und weiter? Haben Sie auch in Dorpat welche?"

„Jawohl: da gibt's eben jetzt viele gute Redner. An guten Rednern gibt es, wie an jeder geistigen Auszeichnung, Zeiten der Ebbe und Zeiten der Flut. In Dorpat ist eben jetzt Flutzeit."

„Sie kennen unstreitig die griechische Kirche und auch ihre Mängel. Wie fangen Sie's an, daß Sie an guten Rednern reich sind?"

„Erlauben Sie die Frage umzustellen: denn zu sagen, wie wir in diesem Augenblicke an guten Rednern reich geworden sind, ist schwerer, als was Kaiserliche Hoheit scheinen wissen zu wollen: wie nämlich die griechische Kirche zu guten Rednern kommen mag."

„Das meinte ich."

„Zuvörderst müssen die Geistlichen vor zeitlichem Mangel gesichert sein, damit sie nicht die Schenke besuchen müssen, auf daß die Bauern sie nicht verhungern lassen. Zweitens müssen sie ihren Gymnasial- und Universitätskursus durchgemacht und die Prüfung bestanden haben, bevor sie um die geistliche Weihe bitten dürfen. Nicht aber dürfen Sie wie bisher im Kindesalter dem Seminar

übergeben und zu Geistlichen bestimmt werden, ehe man weiß, ob sie die Gaben und Lust zum Amte haben. Endlich müssen die verheirateten Geistlichen zu den höheren Ämtern zugelassen und dadurch das Zölibat beseitigt werden; denn wer dem Familien- und damit dem lebendigen Staatsverbande fremd ist, kann in der Regel als Redner die nicht ergreifen, die in solchem Verbande stehen."

„Das scheint alles richtig, und das letzte freut mich um so mehr aus Ihrem Munde, weil mir ein lieber griechischer Geistlicher gesagt hat: Schafft das Zölibat ab, und unsere Kirche wird sich heben."

„Das Zölibat durch ein Gesetz abzuschaffen geht nicht; es wird aber verschwinden, wenn die Verheirateten auch in den höchsten kirchlichen Stellen werden gesehen werden. Ich höre, im h. Synod sei darüber beraten worden."

„Wirklich? Ach, aber — auch hier heißt's wie bei viel Wünschenswertem: Es geht nicht!"

„Niemand darf sich erdreisten, Kaiserlicher Hoheit solch Wort zu sagen. Was gut und also von Gott ist — das geht immer; es geht, ob auch Sie selbst den Sieg nicht sehen sollten; ebenso gewiß wie alles Böse, also das wider Gott ist, gewiß zuschanden wird, ob auch Ihre Augen es für eine Zeit scheinbar siegreich sehen. Ersteres fassen Sie immer getrost an — und es geht —; und letzteres scheuen Sie sich anzufangen — denn es geht nicht bleibend und wird zuschanden."

„Ach — es geht nicht!"

„Darf Ihnen das niemand sagen, dann dürfen Sie's selbst auch nicht sagen. Vergessen Sie nicht, daß eine der höchsten Tugenden der Herrscher — die Geduld ist, und zu der müssen auch Sie, wenn Sie Edles erstreben wollen, sich kräftigen. Der Herrscher darf nie verlangen, daß die heute gestreute Saat gleich zum Baume und zur Frucht soll erwachsen sein. Da will's gewartet werden, bis Gottes Segen die gute Saat zu guter Frucht zeitigt und fördert."

„Ja, ich will mich vorbilden zur Geduld."

„Sie bedürfen deren um so mehr, als Ihr Vater, unser hoher Kaiser, ein gewaltiger Säemann ist. Er hat vieles begonnen, was, wenn Gott unsere Gebete erhört und ihn noch lange leben und regieren, also vieles von dem Begonnenen auch ausführen läßt — Ihnen doch Arbeit die Fülle nachläßt und Geduld ver-

langt, soll Ihre einstige Regierung Ihnen und dem Reiche Segen bringen."

„Jawohl; ein halb Jahrhundert mag's wohl währen, bis alles Begonnene ausgeführt ist."

„Mehr noch! Gott gebe nur dem Kaiser langes Leben, daß er sein Teil schaffe und Ihnen Raum gebe, sich so zu schwerem Kampfe vorzubereiten, gleich wie ihm seines seligen Vaters lange Regierung dazu Zeit gab."

„Ich will die Zeit wohl nutzen."

„Nutzen Sie sie, wie Ihr Vater auch, um zu sehen und zu hören als Großfürst, was dem Kaiser niemand zeigt noch sagt."

„Vergessen Sie aber nicht, daß ich erst siebzehn Jahre alt werde, und wieviel ich noch zu lernen habe, um nur ein gebildeter Mensch zu sein."

„Es versteht sich, daß ich das nicht vergesse; denn je mehr Sie sich Bildung aneignen, desto tüchtiger werden Sie, auch das zu üben, was heute Ihren Vater, obgleich ihn, den Kaiser, niemand mehr sehen und hören läßt, was er als Großfürst kennenlernte, fähig macht, die Kräfte des Reiches und seine Mängel in Anschlag zu bringen bei allen den gesegneten Maßregeln, die er ergriffen. Auch Sie können heute sehen und hören, was Sie auch als Großfürst später weder zu sehen noch zu hören bekommen."

„Ach, das war das Unglück des armen Nikolai, daß er von dem allen nichts ahnte."

Der Großfürst wandte sich und besprach sich mit anderen.

Als der Thronfolger auf dem Dampfboot auf der Düna abreiste, wies Strogonow, wie Todleben erzählte, ihn auf das Leben in Riga, die Segel- und Dampfschiffe auf dem Flusse, die schön geschmückte Brücke und die schönen Bauten hin und sagte: „Das alles hat der Krone keinen Kopeken gekostet. Das liegt daran, daß die Stadt Geschichte hat. In jedem Jahrhundert wuchs die Zivilisation, der Wohlstand und der Verstand in ihr, und sie verlangte von der Krone nur: nicht gehemmt zu werden. Wir dagegen in Petersburg sind von gestern und haben keine Geschichte: darum muß zu allen Unternehmungen die Krone das Geld hergeben, und es wird doch nichts daraus."

Beim Abschiede in Dünamünde soll Graf Strogonow dem Groß-

fürsten gesagt haben: „Vergessen Sie den wohltätigen Eindruck nicht, den diese Provinzen auf Sie machten. Es sind die zivilisiertesten und loyalsten Provinzen des Reiches und verlangen nur, nicht genörgelt zu werden."[1])

[1]) Der Großfürst-Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch ist nicht zur Regierung gelangt; er starb schon 1865, und die Thronfolge ging auf seinen jüngeren, ganz anders gearteten Bruder Alexander (den späteren Kaiser Alexander III.) über.

# Viktor Hehn

Viktor Hehn, Kulturhistoriker, geb. 1813 in Dorpat, Lektor der deutschen Sprache an der dortigen Universität, von Nikolai I. wegen „politischer Unzuverlässigkeit" 1851 nach Tula verbannt, von Alexander II. 1855 begnadigt, Oberbibliothekar der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg, gest. 1890 in Berlin.

## Lebensbetrachtungen eines Zweiundzwanzigjährigen[1])

### An seinen Bruder Julius

Wilna, Palmsonntag 1835.

Lieber Bruder!

Endlich kommt heute Dein längst erwarteter Brief. Ein Jahr, sagst Du selbst, ist verflossen, ohne daß wir uns gesehn, uns geschrieben. Und welch ein Jahr! Um wieviel bin ich älter geworden seitdem! wie bin ich selbst in meiner eignen Schätzung gesunken! wie ist meine Ansicht der Dinge und Menschen immer richtiger, d. h. immer trüber geworden! Aber soll ich heute jammern, heute, da Dein Brief mir in frische Erinnerung gebracht, daß ich in der Ferne ein mir brüderlich zugetanes Herz besitze, heute, da der schönste Frühlingshimmel voll tausend Messeglocken hallt? Ich brauche Dir nicht zu erzählen, in welche Verhältnisse ich hier geraten bin. Welcher Art meine Leiden gewesen sind, kennst Du zum Teil aus eigener Erfahrung, und, was das Schlimmste ist, so werden wir uns beide gestehen müssen, daß auch ein wenig Schuld auf unsre Unbekanntschaft mit der Welt, auf unsre eigene Trägheit, Schwäche und Demut fällt. Im ganzen scheint mir Deine jetzige Lage nicht verächtlich. Du lebst in einer großen Stadt, hast Deine völlig freie Zeit, Überfluß an Büchern und Zeitungen, Verwandte in der Nähe: was kann ein Armer, der von seiner Tagearbeit lebt, eigentlich mehr verlangen? Freilich bist Du nur für den Augenblick untergebracht

[1]) Hehn war 1835 in Wilna Erzieher der Kinder des Generals Geismar; die Tochter des Hauses, Marie, war damals Gegenstand seiner schwärmerischen Verehrung. — Die beiden folgenden Briefe sind der Hehnbiographie von Prof. Th. Schiemann (Stuttgart, Cotta 1894, entnommen.

und wirst am Ende des Jahres nichts Großes erspart haben. Wenn ich, was wahrscheinlich ist, zu Anfang des Sommers dies Haus verlasse, werde ich doch ungefähr sechshundert Rubel in der Tasche haben. Dafür könnt' ich beinahe zwei Jahre in Dorpat leben. Aber ist das Geld alles? Ein neues Jahr meiner Jugend wird hin sein, und wenn ich die Rechnung schließe, werd' ich, außer dem Gelde, im Herzen, im Kopfe auch etwas Gewonnenes mit forttragen? irgendeinen Fortschritt, einen neuen geistigen Besitz, die Erinnerung irgendeines Genusses? Welch ein Zustand, wo man freudig die Tage zählt, die schon vergangen, die man schon überstanden! Hab' ich nicht schon mit meiner eigenen Unfähigkeit und Untätigkeit zu kämpfen, und ich muß noch äußere Fesseln tragen! Es ist jetzt Frühling, und ich bin 22 Jahre alt. Wie müßte meine Seele also voll Hoffnung, Keckheit und siegbewußter Kraft sein! Und ich bin siech, ich erwarte keine Erfüllung, ja ich habe kaum mehr einen Wunsch. Ich lebe und webe jetzt ganz in Lord Byron, der mich bis in den Grund der Seele trifft. Ich suche ihn englisch zu lesen, in welcher Sprache ich täglich Fortschritte mache. Erinnerst Du Dich der lieblichen Haida? Mich hat dies holde Geschöpf besonders gerührt, weil ich unwillkürlich ihrem Bilde Marie Geismar unterschiebe. Alle Morgen von acht bis neun sitze ich am Flügel, in dem Zauber zweier blauen Augen befangen, von dem Dufte der reinsten Anmut und Offenheit berauscht. Ich bin ihr so nah, ich fühle den Hauch ihres Atems, der leiseste Gedanke ist auf dem beweglichen Gesichte zu lesen. Ich bin ihr so nah — und doch so weit, doch unerreichlich. Sie eine Königin, und ich ein Sklave, nicht gehaßt, aber unbeachtet, ohne Reichtum, ohne Schönheit, ohne Manneskraft, ohne leichtsinnige Liebenswürdigkeit, schweren Blutes und trägen Geistes. Weißt Du, worin ich Abwehr suche gegen verliebte Anfechtungen? Die ganze Stadt ist voll katholischer Kirchen, darunter hat besonders eine eine wunderschöne Orgel, und es ist fast immer Gottesdienst darin. Ich trete hinein, und die Musik, der Weihrauch, die Kerzen, die hohe Wölbung der kühlen Halle erwecken in mir himmlische Gedanken und heilige Schauer, die ich lange nicht gehabt. Ich bin der katholischen Kirche sehr zugetan. Katholik oder Freigeist — ich bin bald das eine, bald das andre, hier oder dort ist die Wahrheit.

Mittwoch, morgens um acht.

Heute ist keine Klasse, und ich kann meinen Brief fortsetzen. Wenn ich die letzte Zeit überdenke, so hab' ich doch Petersburg und einen großen Teil des westlichen Rußland gesehn, einen Vorgeschmack des Südens bekommen, die polnischen Zustände von mancher Seite kennengelernt, mit russischer Sprache, Sitte, Denkweise und Bildungsstufe bessere Bekanntschaft gemacht, die große Welt, ihre Toilette und ihren Gedankenkreis von ferne beobachtet und vor allem schwere und kostbare Erfahrungen über mich selbst und das Hauslehreramt gemacht. Gedenkst Du noch unsrer gemeinschaftlichen Reisepläne? Ich gestehe, daß mir während des Winters auch diese Lust vergangen war, der Frühling hat sie mir wiedergebracht. Mir fällt wieder Lamartine ein. So ein Pariser Dichter reist doch anders als ein deutscher Stubenpoet. Er hat sein eigenes Schiff, seine eigene Karawane, die arabischen Stämme strömen verwunderungsvoll zu dem fränkischen Emir. Als ich das Buch gelesen, war in meiner Phantasie ein wundersames Gemisch von Palmen und dürren Felsen, von Wüsten, Sternen und Meeren, von Perlen, Ebenholz und Piastern, von Tabak, Kaffee und Scherbet, von schwarzen Rossen, Teppichen, Arabesken, Minaretten, Schleiern, Springbrunnen, Märchen usw. Ich glaube, Du hast das wollüstige orientalische Leben bei Deiner Reise nach Grusien etwas kennengelernt. Und man kommt in dem Buche nicht bloß äußerlich in das Morgenland, auch innerlich in ein geistiges Morgenland, in eine fremde Welt der Frömmigkeit und des Gebets, die in seltsamem Gegensatz zu unsrem zerrissenen, von den Schmerzen der Erkenntnis gefolterten Jahrhundert steht.

Du hast mir einmal Notre Dame de Paris empfohlen. Ich muß Dir nun sagen, daß ich selbst Claude Trollo, ein junger Fürst Leo Sapiecha der Kapitän Phöbus und Marie Geismar die Esmeralda ist. Sie hat einen jungen Hasen, den sie sehr liebt und den einer der allzeit dienstfertigen Adjutanten ihr geschenkt hat: das ist die Ziege. Aber, um ernsthaft zu sprechen, so waltet in dem Roman die düstere Glut einer mächtigen Phantasie, die dem Mittelalter nicht die romantischen, wie die mittelalterliche Dichterschule Deutschlands, sondern die greuelhaften Elemente entnommen. Viktor Hugo hat eine gewisse abgekehrte Seite des Mittelalters zur Anschauung

gebracht. Nicht Rittertum und Minnetum, nicht Ehre, Tapferkeit, Glaube, nicht Burgen und Münster, auch nicht das finstere Kirchentum, wie in unzähligen Romanen; sondern Alchimie und Kabbalistik, Zigeunerwesen, die schrecklichen gerichtlichen Prozeduren, die barbarischen Universitäten, die Gaunerbanden, die fanatischen Selbstpeinigungen, die Hexenprozesse, Pranger und Galgen, die Mysterien, die ganze rohe Wildheit im Innern der Städte des Mittelalters — das alles mit Wahrheit, genauer Kunde und großer poetischer Kraft geschildert, macht einen überwältigenden Eindruck. Die beiden schönsten Szenen sind der Sturm der Gauner auf Notre Dame, und Phöbus und die Esmeralda in der Bodenkammer. Jede Person des Romans ist eine eigentümliche, merkwürdige Schöpfung. Quasimodo, der auf Notre Dame lebt wie das Reptil auf seinem Baume, mit dem es eins ist; Claude Trollo, der mich am meisten interessiert und der am unglücklichsten ist; Gringoire, der den wahren Ausspruch tut: „qu'est-ce que c'est que la mort? un passage de peu de chose à rien;" die Esmeralda, der Smaragd und Phöbus, der nicht bloß nichtswürdig (das würde nichts schaden), sondern auch unbedeutend ist usw. Welche Höhen und Abgründe der menschlichen Leidenschaft! — —

Ich bin ins Schwatzen hineingekommen, verzeih mir das. Du fragst, wie mir Petersburg gefallen. Kalte Pracht. Ungeheure Bauwerke ohne Seele. Die steinerne Stadt hat keinen lebendigen Umlauf heißen Blutes wie London und Paris. In eine nordische Wüste gebaut und vielleicht bald jenen Trümmern ähnlich, die in der Wüste von Palmyra und Baalbeck ragen. Petersburg ist eine künstliche Stadt, reißend schnell entstanden, und wenn das russische Reich zerfällt, wird es ebenso schnell vergehen. Petersburg ist nichts durch sich selbst, durch seine Lage, seine Geschichte, sondern alles als Residenz der russischen Kaiser. Als solche ist es aber auch einzig, und der Ausländer muß staunen. Wäre das ganze Reich in solchem Kulturstande wie seine Hauptstadt und deren Umgebung! Aber dasselbe gleicht einer Aschenbrödel, deren Nasenspitze recht rein gewaschen ist.

Du schreibst mir, daß Du an Livland gekettet bist. Auch ich fange an, in diesen russischen Umgebungen mein provinzielles Vaterland zu lieben. Du glaubst nicht, wieviel Landsleute ich überall in Ruß-

land gefunden habe und wie sie alle ein gewisses Gepräge tragen, dessen Gleichheit man erst unter einem fremden Volke erkennt. Ich vergleiche unsere deutschen Ostseeprovinzen mit den hellenischen Ansiedlungen an den Küsten des Schwarzen und Mittelländischen Meeres. Sie haben deutsches Recht, deutsche Sprache, Sitte, Religion, Betriebsamkeit; sie hatten ein ritterliches und katholisches Mittelalter, Burgen, Klöster, Bischöfe, städtische Gemeinden und Körperschaften, ein beschifftes Meer zur Seite; was für geschichtliche Erinnerungen aus der Heldenzeit des Ordentums und der Hansa! Und noch jetzt sind sie die ersten im Heer, in der Verwaltung; sie bilden die Jugend (welches letztere ihnen übrigens oft schlecht gelingt). Schreibe mir, ob Du etwas von meinen hiesigen Lehrerverhältnissen zu wissen begehrst oder sie schon kennst, und überhaupt, was Du willst, daß ich Dir von diesem letzten Jahre nachhole. Sehr belustigt hat es mich, daß Dein Schüler taubstumm ist. Auch die meinigen sind stumm, wenn sie auf eine Frage in der Lehrstunde antworten sollen, und taub, wenn man ihnen etwas befiehlt oder verbietet.

Schreibe mir auch von Deiner Lektüre und liebe mich wie bisher.

Dein Bruder Viktor.

## Jugendromantik und Lebensprosa

### An denselben

Rosenbeck[1]), den 15. Mai 1837.

Lieber Julius!

Gestern kam ich in der schönsten Mainacht von Wenden[2]) nach Hause. Kennst Du die Gegend? Der Weg ist vielleicht der schönste unsrer Provinz, und selten ist meine Brust so voll dichterischen Entzückens gewesen, jeder Atemzug war flüssiger Duft; durch das Dunkel der Nacht traten die Bäume mit ihrem frischen Frühlingslaube als seltsame Traumgestalten mir gegenüber oder schwebten wie riesenhafte Priesterinnen der Natur mit rauschenden Gewändern über

[1]) Ein Nachbargut von Weinsel in Livland, wo Hehn seit September 1836 in der Familie des Barons Lilienfeldt Hauslehrer war.

[2]) Livländisches Städtchen an der Aa.

Berg und Tal. Das alte Schloß der Heermeister war uns im Rücken geblieben; ein langer, steiler Berg führt durch schwarze Tannen zu der Aa hinab, und unser Wagen hielt am Fuße, bis das Floß hinüberkam. Ich horchte währenddessen einer fernen Nachtigall, deren Stimme aus dem jenseitigen Walde kam; ihr Gesang kam bis zu mir wie der immer blassere Schein eines roten Flämmchens, der durch die Nacht streift und einen Kreis um die Glut des Mittelpunktes zieht. Es war für mich einer jener seltenen Augenblicke, die ich nicht beschreiben kann und für deren Phantasiebild ich in keiner Kunst einen Ausdruck finden könnte, weil es ebenso unbestimmt als entzückend ist. Am heutigen Morgen erwachte ich mit dem dunkeln Bewußtsein dieser Fahrt; sie und die wehmütige Freude, die sie mir gab, war wie ein Traum verschwunden. So wechseln im Leben des Einzelnen verschiedene Naturen wie die Stunden; welche aber die vorherrschende ist, die bestimmt seinen Rang. Es gibt viele Menschen, die immer den Tieren, wenige, die zuweilen den Göttern verwandt sind. —

Lieber Bruder, welche unerträgliche Prosa lastet auf mir! Wären es eiserne Bande, ich hätte vielleicht Kraft, sie zu sprengen. Aber es sind tausend unsichtbare Fäden, von denen jeder einzelne nicht drückt, nicht zu verfolgen ist; es ist eine erschlaffende Atmosphäre, die durch tausend feine Adern dringt und das Herz in der Brust verwandelt. Wäre ich in einem glücklichen Lande geboren, hätte meine Kindheit eine Fischerin zur Mutter, einen Seeräuber zum Vater gehabt, und ich hätte Muscheln gesucht am Gestade des blauen Meeres, dessen Unendlichkeit meine junge Seele erzogen, dessen rauschendes Wiegenlied mich eingelullt hätte — ich wäre ein Dichter zeitlebens gewesen. Oder ich wäre der Sohn eines Guerillero in den Gebirgen Spaniens gewesen und lernte früh die braune Flinte führen, durch reißende Waldströme schwimmen, das Herz der söldnerischen Feinde treffen und gläubig vor der Mutter Gottes knien! Oder als ein Klephte, der kühle Brunnen mein einziges Getränk, mein Roß mein treuer Gefährte, zwei versilberte Karabiner meine Waffe, die Freiheit der Berge mein Kleinod! Oder als ein Hirtenknabe der Sennen auf der Alp, dessen Stimme die Lawinen belebt und ins Tal zu den schwerwandelnden Kindern der Sorge, wie Homer singt, hinabtönt, der unter Adlern und

Alpenrosen wohnt und, wenn er niedersteigt, am Ufer des Sees schlummert:

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade.

Dann wäre mein Leben Poesie. Aber Essen und Trinken, Schlafen und Lesen, und so fort, bis jene Nacht anbricht, wo ich mich röchelnd mit bleifarbenem Antlitz und hervorgequollenen Augen auf dem Sterbebette winden werde. Das Leben ein schlammiger Sumpf und dahinter ein schrecklicher Abgrund voll Grauen! Hast Du von Uly Hidan gehört, dem edlen Helden, den der Pöbel der Behaglichen einen norwegischen Räuber nennt, der alle Abgründe und Klippen kannte und die Armen reich, die Reichen arm machte? Oder von dem Freunde Lord Byrons, dem Seeräuber der tropischen Gewässer, der mit Tigern, Palmen und vergifteten Pfeilen der Malaien sein beneidenswertes Leben geschmückt? Ich schließe, um in mein bequemes Bett zu steigen, das ich alle Abend habe; hungrig bin ich auch nicht, bin ich nicht also glücklich zu preisen? Gute Nacht!

Den 17 Mai.

Wir sind seit einigen Tagen in Rosenbeck, wo ich in der Herberge wohne. Von dem Fenster meines Schlafzimmers geht der Blick in den Garten; dort ist der Mai mit allen seinen Gaben. Die Apfelbäume, die noch vor kurzem rötliche Knospen trugen, von der weißen Last wie niedergedrückt — neige odorante du printemps; der Weg mit weißen Blättern bestreut; frische, reinliche Beete; summende Bienen; bläulich-roter Flieder in voller Pracht; hinter dem Obstgarten ein ebener Rasenplatz, auf den die hohen Bäume des Parks hinabsehen, die hoch gegen den Himmel aufschlagen und zugleich tausend Arme zur Erde senken. Dort jubelte gerade eine Nachtigall, die Offenbarung einer unbekannten Freude. Da wandelte ich (die Sonne mußte eben hinter den Bäumen im Untergehen sein) als Zeuge der stille schaffenden Natur, aber nicht als ein Glied von ihr, aus ihrer Befriedigung getreten und der unsteten Sehnsucht im Reiche wesenloser Schatten nachjagend.

## In russischem Gefängnis

Ende Juli 1851.[1])

Zimmer niedrig, sieben Schritt lang, ebenso breit. Zwei Fenster von vier Scheiben, mit Eisenstangen vergittert. Dunkler Korridor, nachts beleuchtet. Durch die Glastür die steife Figur der Schildwache, die jede meiner Bewegungen vor Augen hat. Tür von außen verschlossen. Ein eisernes Bett, zwei Stühle, Tisch, roh von Holz, gelbbraun angestrichen. Alles Schneidende entfernt, auch mein Federmesser mir genommen. Die einzige Unterbrechung: morgens acht Uhr der Kaffee, zwei Uhr Mittagessen, sieben Uhr Tee. Aussicht auf einen hoch umbauten innern Hof. Unter den Fenstern eine auf und ab wandelnde Schildwache. Über den Hof streichen Gendarmen aller Grade, reitend, zu Fuß, klirrend; Soldatenkinder, buntscheckige Weiber höheren und niederen Standes, denn viele Wächter, Schreiber usw. sind verheiratet.

Mir gegenüber ein Torweg, der in einen anders eingeschlossenen Hof führt. Morgens halten hier Offiziersequipagen; an den Fenstern drüben Gesichter russischer Offiziere, Beamte usw. In einiger Entfernung bauen Arbeitsleute unter Gesang und Geschrei einen neuen Wagenschauer; über die hohe Mauer blicken getürmte Dächer. Ein Stück Himmel; mittags kommt die Sonne zu mir und verschwindet um zwei Uhr. Jetzt ist Vollmond: etwa um neun Uhr zeigt er sich an dem Stück Himmel, das für mich frei ist: groß, mild, tröstend.

An heiteren Tagen halte ich mich in erträglicher Stimmung, bei Regenwetter möchte ich verzweifeln vor Unmut und Qual. Dabei hängt noch das Schwert einer ganz ungewissen Entscheidung über mir. Der Wechsel des Zimmers ist von übler, sehr übler Vorbedeutung.

Wie sehne ich mich nach Menschen! Nur eine Stunde täglich! Diejenigen, die in Freiheit sind, wissen nicht, was sie an ihr besitzen; so geht es mit den köstlichsten Gütern; wir atmen gedankenlos, aber wird uns die Luft entzogen, dann empfinden wir, welche Lebenswonne im Atem liegt. Jeden Tag erwarte ich das Urteil, es kommt

[1]) Während der Untersuchungshaft in Petersburg, vor der Verbannung nach Tula. — Aus der Hehnbiographie von Prof. Th. Schiemann (Stuttgart, Cotta 1894).

nicht. Von zehn bis zwei Uhr morgens ist Sitzung in der Kanzlei — da horche ich ängstlich bei jeder Bewegung, die über den Hof geht. Wird man mich holen, gilt's mir? Und doch bebe ich vor dem letzten Moment, er kann das Schrecklichste bringen.

Seit vierzehn Tagen kein deutsches Wort, kaum ein russisches. Der Kerkermeister, ein Gendarmenwachtmeister, ist noch der gefälligste. Er ist schlau und scheint im Vertrauen der Obern. Er tröstet mich russisch-gutmütig, doch bin ich zu schwach in der russischen Sprache. Er hat viel zu tun, und nur nebenbei fällt ein Wort für mich.

Wie lange soll dies noch dauern? In die freie Luft zu treten, mich in den Wagen zu setzen, und ging's in die fernste Wildnis — wäre mir jetzt Labsal. Nur heraus aus diesem bewachten vergitterten Gefängnis!

Nachts ist's am schrecklichsten, wenn ich aufblickend den Schein der Öllampe aus dem Korridor in mein Zimmer fallen sehe, draußen die Schildwache den Kolben der Flinte auf den Boden stößt und die schwere eiserne Tür am Aufgange des Korridors auf- und zugeschlossen wird. Dann bin ich wie lebendig begraben, Mauern liegen mir auf der Brust.

Der Tabak ist doch für einen Gefangenen eine Wohltat, er beschäftigt.

Seit zwei Tagen leide ich an meinem alten Unterleibsübel, verbunden mit Durchfall. Das bringt mich herab und nimmt mir den Mut.

Bei alledem eine gute Charakterschule, eine Erinnerung fürs spätere Leben und ein Blick in das geheime Getriebe, den moralischen Zustand einer Welt wie diese! Die militärische Atmosphäre ganz so, wie ich sie vor Jahren bei Geismar kennenlernte. Selbst die kleinsten Kinder schon in Knöpfen und stehenden Kragen.

Neben mir in ähnlichem Behälter zwei andere Gefangene, ein totenblasser Tschinownik, schon seit drei Monaten hier, und Baron Brunnow aus Mitau. Unter mir noch zwei Unglückliche.

In der Ferne hinter Mauern blickt der oberste Wipfel einer Linde herüber, doch für mein Auge zu fern. In ihr, um sie wie eine Biene schwärmen! Sonst nichts Wachsendes, nur Pflastersteine und Quadern und von Menschen nur Soldaten.

Die russische Vorliebe für Tauben. Auf dem Hofe flattern deren gegen zwanzig. Man streut ihnen Futter, dann kommen sie, drehen sich zierlich, nicken, buhlen. Zuweilen verirrt sich eine an mein Fenster, erschreckt flattert sie augenblicklich wieder fort. Zwei Katzen treiben mit ihnen ihr Spiel.

Abscheulich ist mir der Kasernengeruch, der gemeine Tabaks- und Kohlduft, der vom Hof gegen mein Fenster aufsteigt. Nicht bloß die freie Luft abgeschnitten, sondern diese verdorbene mir entgegengeschickt.

In der Einförmigkeit der langen Tage sind mir das Glas Kaffee morgens, das Glas Tee abends, das mehr als frugale Mittagessen Festpunkte. Wenn der Schlüssel in der Tür sich von außen dreht, ist mir zumute, wie dem Schweine, wenn es die Tritte der alten Hausmagd vernimmt, die mit dem Eimer Spülicht kommt.

Oft habe ich an die Empfindung Goethes in den Briefen an die Stein denken müssen, da wo er ihr nach der Harzreise schreibt, zu wieviel Gebrauch allein ein Stück Papier dienen kann, wie man in der Not alles zu allem brauchen kann, wie man erfinderisch wird, wenn man aus dem tausendfach vermittelten Kulturleben in Entblößung geworfen wird.

Gestern abend zogen sieben Mann böhmischer Musikanten durch die vielen Höfe dieser weitläufigen Burg. Wie ihre Walzer aus der Ferne mich rührten! Zu Tränen! Ich lehnte meinen Kopf an die Eisenstangen, und mein früheres Leben, meine Jugendträume, die sich alle in Not und Schande auflösen, flossen wie Wellen über mein Herz ...

## Aus der Journalistenpraxis[1])

### An Georg Berkholz[2])

Petersburg, 23. Januar 1864.

... Mehrere Deiner Briefe liegen vor mir, auf die ich die Antwort schuldig bin. Du schreibst: „Auf die Wirkung der vereinigten

[1]) Baltische Monatsschrift, Bd. 46.

[2]) Hehn schrieb in den sechziger Jahren „St. Petersburger Korrespondenzen" für die von G. Berkholz geleitete „Baltische Monatsschrift".

November- und Dezemberkorrespondenz bin ich sehr neugierig; so etwas ist hierzulande noch nicht dagewesen." Glückliches Land — für Schriftsteller ein wahres Eldorado —, wo man mit ein paar unbedeutenden Journalkorrespondenzen hoffen kann, Aufsehen zu machen und Ärger oder Freude zu bereiten. Du schmeichelst mir, alter Freund, oder hältst Dein Journal, da Du selbst drin lebst und webst, für gleich wichtig auch in den Augen aller übrigen Menschen. Hier in Petersburg habe ich der Korrespondenzen auch mit keiner Silbe noch erwähnen können, selbst Schiefner, der alles herausschnüffelt, weiß von ihrer Existenz nichts. Nur Brevern sagte mir in bezug auf das Oktoberheft: Die Korrespondenz ist ja wohl von Ihnen; er kannte sie aber offenbar nur, weil in demselben Heft Deine Beurteilung Schleidens stand.

Für meinen italienischen Aufsatz halte ich Dich beim Wort, d. h. Du mußt ihn abdrucken. Du hast unvorsichtigerweise das Schwein im Sack gekauft. Ich denke ihn Dir im Sommer zuzustellen, damit er dann ein paar Hefte füllen und Du ohne Manuskriptsorgen das Seebad brauchen oder eine Reise machen kannst. Das Ding liegt bis auf einige Kleinigkeiten fertig und ist höchst langweilig. Vor einiger Zeit mußte ich bei Fräulein Rahden in Gegenwart der Prinzessin Wied[1]) Stücke draus vorlesen. Der Abend verlief ganz in der Weise, wie Du sie kennst. Man machte mir Komplimente über meinen schönen Stil; ich nahm sie für das, was sie wert sind, d. h. für gar nichts. Die deutsche Prinzessin, ein Naturkind nach hiesigen Begriffen, mit recht viel Pensionsbildung, gefiel mir sehr wohl, und ich hätte ihr gern einen Kuß geraubt; daß sie am hiesigen Hofe, wo feinster Takt und maliziöse dialogische Epigrammatik Erfordernis sind, gefallen könne, bezweifle ich. Die deutschen Prinzessinnen sind immer noch bürgerlicher als die geringste französische Portiersfrau. Fräulein Rahden ist so liebenswürdig gewesen, einen im Redaktionsbureau von Katkoff in Moskau seit Jahren verloren gegangenen Aufsatz für mich aufsuchen zu lassen und mir wieder zuzustellen; als ich eines Morgens sie besuchte, um dafür zu danken, fragte sie mich zum Schluß, ob es mir Vergnügen mache oder nicht, abends zu ihr eingeladen zu werden.

[1]) Die spätere Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).

Ich möchte mit freister Aufrichtigkeit antworten, ganz die reine Wahrheit sagen. Ich stand in der ungeheuersten Verlegenheit da, war aber doch zu schwach zu antworten: Lassen Sie mich in Ruhe, das gefällt mir am meisten — und stotterte allerlei unbestimmte Ausflüchte. Vielleicht hat sie mich verstanden, denn ich habe seitdem keine Einladung erhalten. Oder vielmehr — sie hat mich doch nicht verstanden. Mein allergeheimstes Bewußtsein sagt: sie sollte mich so lange mit gewaltsamem Heranziehen quälen, bis die Sache mir bequem, gewohnt, leicht geworden, dann würde ich gern kommen und gewiß viel Nutzen und Vergnügen davon haben. Ich merke es durch, daß sie ein herzensgutes Geschöpf ist, daß ich ihr Freund werden, daß der Schatz ihrer Erlebnisse und Erfahrungen mich bereichern könnte. Wie würde ein anderer diese gebotene Gelegenheit ergreifen! Daß ich es unterlasse, spricht ebenso für mich als gegen mich ...

Auf meine Mitarbeiterschaft ist schwerlich noch lange zu rechnen. Der monatliche Tribut stört mich in Wichtigerem, und die Vorbereitungen nehmen mir zu viel Zeit und zerstreuen mich. Daß Du selbst auch gar nichts lieferst und nicht durch kleine Beiträge den Inhalt mannigfacher machst, ist sträflich, unverzeihlich, Sünde wider den Heiligen Geist. Dein Griffel ist scharf, Dein Geist klar, Deine Bildung weit und tief — warum lässest Du die Zeit verstreichen, worüber brütest Du? Wenn kein anderer Grund, so sollte Dich der Ehrgeiz treiben. Du willst, was Du machst, zu gut machen, bedenkst aber nicht, wie ephemer ein Journalheft ist, wie bald es vergessen wird, und daß daher der Zufall walten muß, der das Geschriebene einmal gelingen, ein andermal mißlingen läßt. An dem einen und an dem andern liegt nicht viel — nur die Hände regen, nur die Drehorgelmelodie derselben Grundsätze immer wieder aufspielen, bis sie den Leuten zuletzt im Ohre bleibt.

Petersburg, 1. März 1864.

Gestern ist meine neueste Sendung an Dich abgegangen. Du wirst dem Ding anmerken, daß ich widerwillig daran gearbeitet habe, und daß die alten, diesmal nur mechanisch angewandten Künste nicht mehr verfangen wollten. Beim schließlichen Durchlesen kam mir gleich anfangs die Ironie bei Besprechung des Pfand-

rechts zu grob vor, die Stelle über den zoologischen Garten hält B. für zu feindselig, das über Finnland Gesagte ist sehr stark, und vielleicht kann die Redaktion in einer Anmerkung hinzufügen, daß, wie die Zeitungen melden, die Todesstrafe bereits abgeschafft ist und der körperlichen Züchtigung ein gleiches bevorsteht; die Polemik gegen die „Revalsche Zeitung" wäre vielleicht am besten zu streichen, da sie Eitelkeit des Verfassers zu verraten scheint. Und doch war Eitelkeit nicht das Motiv, sondern Haschen nach Gelegenheit zu belustigen, Furcht, den Leser zu langweilen, und dadurch diesen flüchtigen Betrachtungen ihr Hauptverdienst zu entziehen. Dies alles sage ich nur, um Dir zu Korrekturen, Auslassungen, Zusätzen usw. Mut zu machen und ausdrücklich das Recht zu verleihen. Fremde Augen sehen klarer als die des Verfassers, der von lauter entgegengesetzten Bedenken rechts und links getrieben zuletzt ganz den Kompaß verliert. Schreibe mir ein aufrichtiges Wort des Urteils.

Daß das mitgeteilte Aktenstück mich interessiert hat, kannst Du Dir denken. Ich glaube, daß die scheinbar Zürnenden, indem sie den Verweis erteilten, selbst im Herzen gelacht haben. In der Provinz nimmt man aber solche Zeichen der Ungnade ernster auf als hier; Verweise gehören hier zum täglichen Brot der Zensoren. Die Sache besteht gerade darin, mit der Preßbehörde im täglichen kleinen Kampf zu liegen, sie durch ewigen Widerstand und unablässige Verteidigung mürbe zu machen und so sich allmählich freiere Gewohnheiten zu erobern, wie das hier zum Teil gelungen ist — nicht aber nach dem ersten Verweise gleich die Flügel einziehen! Ein hiesiger Zensor würde wahrscheinlich wegen der Eselsohren reklamiert und selbst noch den Ankläger gespielt haben, was sich freilich aus der Ferne nicht tun läßt.

Schlimmer ist es dem Moskauer Zensor mit dem Januarheft des „Russkiy Wiestnik" gegangen. Dort stehen gesammelte Gedichte von Maikoff, darunter eins: „An meinen Freund Ilja Iljitsch." Dies wird als Satire auf zwei allerhöchste Personen gedeutet, und der Zensor ist vorläufig eingesteckt worden. Der Dichter ist ein kranker Mensch, der selbst nicht wußte, was er mit seinem Gedicht eigentlich wollte. Die Frage ist, ob Katkoff geflissentlich auf Skandal ausgegangen ist — des Absatzes wegen — oder sich gleichfalls hat

täuschen lassen: zum ersteren ist er schlau genug. Er hat mehr politisches Talent, als die übrigen alle, ist aber ein ganz ebensolcher Podlez[1]).

Petersburg, 25. April 1864.

Mit freudiger Überraschung empfange ich die goldene Meldung, daß Dir zwei „zum Teil schon geschriebene" Abhandlungen vorliegen: zur Urgeschichte der Litauer und Letten und zur alten Geographie Litauens und Kurlands. Eine dritte Abhandlung möchte ich mit Dir zusammen schreiben: „Ur- und Kulturgeschichte der Esten, resp. Finnen, erschlossen aus der Sprache derselben." Es ist merkwürdig, wie sich die ältesten Berührungen der Esten mit Germanen, Slawen, Litauern, die Völkerstellung dieser nordöstlichen Gegenden in den Namen für Kulturbegriffe spiegeln. Es gibt Wörter, die nach Asien weisen und von den ungetrennten Indogermanen aufgenommen scheinen, z. B. Tochter, Schwester; andere, die germanisch sind, aber vor der deutschen Lautverschiebung entlehnt; andere, die skandinavisches Gepräge tragen; noch andere, die rein slawisch sind usw. Dazu kommt ein schwerwiegendes, chronologisch bestimmtes, ausführliches Zeugnis, das des Tacitus, aus dem wir unter anderm ersehen, daß die Esten am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. den Ackerbau, das Pferd usw. nicht kannten. Ich habe manches für diesen interessanten Gegenstand gesammelt, aber ein besonders mächtiger Kultureinfluß war der der benachbarten Litauer — deren Sprache mir unbekannt ist, so daß ich nicht beurteilen kann, was im Estnischen lettisch oder vielleicht umgekehrt im Lettischen estnisch ist. Und da müßtest Du eintreten. Was meinst Du zu einer solchen Dioskurenarbeit, und lohnt sich's, das Ding weiter zu verfolgen?

Jetzt Glossen zu einer andern Stelle Deines Briefes. Ich hatte gesagt, Dein Aufsatz pro ordine civico sei zu gedrängt, und Du fügst hinzu: „Daraus ersiehst Du meinen mangelnden Beruf zur politischen Schriftstellerei." Du hast zu jeder Art Schriftstellerei Beruf, und zwar eminenten, und was Dir fehlt, ist nichts als Entschlossenheit. Ich wollte mit meinem Urteil keinen Tadel, sondern gerade

[1]) Russisch = Schuft, Gauner.

das höchste Lob aussprechen. Ich meinte nur: da Du nicht lauter Leser hast wie mich, der ich eine solche Behandlung zu genießen weiß, so ist es Verschwendung, Schüsseln von purem Golde aufzutragen. Ein Ärmerer als Du hätte daraus zwei lange Artikel gemacht. Du fährst fort: „Mir fehlen auch allerlei Vorbedingungen, ich bin z. B. in der historischen Literatur ungemein unbelesen." Wieder nur Deine Ängstlichkeit! Wer kann alles lesen! Gebildete Leute von unserem Schlage ersetzen durch Witterung, was andere durch mühselige Autopsie nicht erreichen. Glaubst Du, ich hätte das alles genau studiert, worüber ich mir erlaubte in den Petersburger Korrespondenzen ein Urteil abzugeben? Ich horchte halb hin und verließ mich auf mein Gefühl. Und wenn auch etwas mit unterläuft — — die nächste Welle verschlingt das Richtige und das Falsche! Journalistik ist ephemer, und Deine Kenntnis und Belesenheit reicht für die „Baltische Monatsschrift" tausendfach aus. — Daß Dir der Mut fehlt, an die Ausarbeitung gewisser philosophischer Themata zu gehen, begreife ich; Du hast schon zu lange damit gezögert; man glaubt den Schatz wohl geborgen zu haben, man glaubt sich Meister, ihn jederzeit zu haben: unterdes aber wird er immer leichter und versinkt zugleich immer tiefer, und fängt man einmal zu graben an, so ist, ehe man noch an das Metall gelangt, die Stunde der Weihe verflogen. Nicht einmal — zwanzigmal ist es mir so im Leben gegangen. Merke: gehe an keine Arbeit unvorbereitet, aber lasse auch keine Idee sich verliegen.

Petersburg, 18. Juni 1864.

Meine Fragmente über Italien schicke ich Dir unfehlbar von Pernau mit dem Dampfboot. Du wirst dann sehen, ob sie sich für Dein Blatt eignen. Denn daß Du sie nicht etwa murrend aufnehmest, aus Freundschaft oder früheren Versprechens wegen, darum bitte ich ernstlich. Das Ding ist 1. an sich langweilig, 2. für die „Baltische Monatsschrift" fremdartig, 3. halb belletristisch, halb gelehrt, mit lateinischen und griechischen Zitaten, also nicht Fisch, nicht Fleisch. Zugleich so lang, daß es durch wenigstens drei Nummern geht. Übrigens ist das Ganze zu so verschiedener Zeit, mit wechselndem Interesse zusammengestoppelt und dann wieder durch Überarbeitung so künstlich zu scheinbarer Einheit gebracht worden,

daß ich selbst alles sichere Urteil darüber verloren habe und Deine Kritik erwarte.

Da lese ich heute einen Artikel im „Denj“ ... Es sind Klagen eines Esten über Bedrückung — nicht politisch bürgerlicher Art, sondern Bedrückung durch Deutschtum, deutsche Sprache, gewaltsame „obunjemetschenije“[1]); lauter freche Lügen oder perfide Halbwahrheiten, verfaßt wahrscheinlich von irgendeinem russischen Lehrer oder Beamten in den Ostseeprovinzen. Die Moskauer Zeitung nimmt den Artikel auf und fügt hinzu, sie haben ähnliche Artikel von Letten bekommen, sie aber nicht aufgenommen, um die Verfasser nicht Verfolgungen auszusetzen. Jener Este im „Denj“ sagt, wenn sein Volk einmal auf dem Wege einer fremden Sprache sich bilden sollte, so sei die russische, die allgemeine Reichssprache, dazu passender als die deutsche usw.

Noch niemals war die Lage der baltischen Länder eine so gefahrvolle als jetzt! Der Kaukasus ist unterworfen, Polen gründlich gebändigt, Finnland arm, hungernd und vorläufig nach Hause geschickt. Und die Landtage, die nichts oder so gut wie nichts getan haben! Noch immer glaube ich, daß liberale Reformen, und zwar in kühnerm, unbeschränkterem Geiste, das beste Mittel gewesen wären, den Sturm zu beschwören. Die papiernen Freibriefe sind nur in den Augen von Stubengelehrten, die die Welt nicht kennen, oder von frommen politischen Kindern eine Schutzwehr, in Wirklichkeit sind sie ein Spielwerk oder noch weniger.

---

[1]) Russisch = Germanisierung.

# Graf Alexander Keyserling

Graf Alexander Keyserling, geb. 15. August 1815 zu Kabillen in Kurland, Naturforscher, seit 1847 in Estland als Besitzer des Gutes Raikûll ansässig, 1857—62 estländischer Ritterschaftshauptmann (Adelsmarschall), 1862—69 Kurator der Universität Dorpat und des Dorpater Lehrbezirks, gest. in Raikûll 8. Mai 1891. — Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild von seiner Tochter Freifrau Helene v. Taube. 2 Bände. Berlin, Georg Reimer, 1902. Sämtliche folgenden Briefe sind diesem Buche entnommen.

## An Otto von Bismarck[1])

Raikûll, den 25. Februar 1855.

Teurer Jugendgenosse!

Deine Zeilen vom 29. Dezember durch einen Reisenden des Hauses de Luze wurden mir in Mitau übergeben, wo ich mich einige Tage unter alten Bekannten mit heiteren Erinnerungen ergötzte. Sie trugen so sehr dazu bei, mich in die Zeiten der eigenen jugendlichen Träume zurückzuversetzen, daß Mr. Layard bei der Entdeckung der ersten Keilschriften von Ninive nicht größere, gewiß aber weniger begründete Freude empfunden hat, als mir der Anblick Deiner Schriftzüge erregte. Sie sind fester geworden, übrigens unverändert und zeugen von mehr Charakter, als ein Diplomat mit Bequemlichkeit gebrauchen kann, wie es mir an den verschiedenen Höfen, die ich mit den Augen eines Paläontologen bisher habe beobachten können, geschienen hat. Erinnerst Du Dich nicht dessen, daß Du mir in wahrscheinlich lichten Momenten vorhergesagt hast: Konstitution unvermeidlich, auf diesem Wege zu äußern

[1]) Keyserling hatte als Student in Berlin 1833 viel mit Bismarck verkehrt, und die damals geschlossene Jugendfreundschaft hat bis zum Alter angehalten, wie die weiter unten abgedruckten Briefe zeigen. Daß Bismarck ihn außergewöhnlich hoch schätzte, beweist u. a. seine Äußerung zu dessen Sohn: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich respektierte." 1872 hatte Bismarck ihn als Nachfolger Mühlers für das Amt des preußischen Kultusministers ins Auge gefaßt, aber dann den Gedanken wieder fallen lassen. Auf die Nachricht von Keyserlings Tode telegraphierte Bismarck den Verwandten in Estland: „Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich Ihre Meldung vom Tode meines ältesten und intimsten Freundes."

Ehren, außerdem muß man innerlich fromm sein? Ich wollte Dich besternte Exzellenz als weißer Pilger, als armer Bruder Graurock, als ein Versenkter in den Freuden des ewigen Geistes dann aufsuchen. Das Geschick hat gezeigt, daß ich in der Ausführung der Jugendträume schwächer gewesen bin als Du. Nachdem ich in einer innigen Allianz mit den Präsidenten der Geologischen Gesellschaft von Frankreich und England — die beiläufig sich besser bewährt hat als die entsprechenden politischen Allianzen — Rußland geognostisch durchforscht hatte und in hochmütiger Selbstzufriedenheit auf den einsamen Pfaden der Wissenschaft nach neuen Eroberungen für den menschlichen Verstand herumjagte, wurde mir die Verpflichtung zuteil, eine Frau glücklich zu machen, ein Landgut mit den hierzulande daran hängenden Regierungsverpflichtungen einträglich zu bewirtschaften, Kinder zu erziehen, ja selbst große Lümmel zu bessern. Von der einen Seite standen Tausende längst verstorbener, höchst interessanter, urweltlicher Bestien — von der anderen Seite meine Mitmenschen, unter denen, nicht zu leugnen, recht langweilige; wäre nicht die Notwendigkeit des schnöden Gewerbes und Erwerbes hinzugetreten, ich hätte mich nicht entschlossen, die im Capua der Gedankenwelt verwöhnten Hände an die rauhe Wirklichkeit zu legen. Nach hartem Kampfe ist es mir gelungen, den stolzen Verstand zu bändigen und die Aufgaben des Herzens zu würdigen. Also meine Frau hält jetzt sehr viel von mir, meine Bauern sind unter meiner Regierung zufriedener als zuvor, an Kindern habe ich als Naturforscher nur eines von jeder Sorte mir angelegt, ein Weiblein und ein Männlein, mit denen ich mich gern beschäftige und die mich dafür lieben. Ich erziehe vortreffliche Pferde, feine Schafe, edle Schweine und mittelmäßige Rinder; steigere den Ertrag von Feldern und Wiesen durch Be- und Entwässerung, habe die Frone abgelöst und mich zum Präsidenten des Estländischen Vereins der Landwirte aufgeworfen. Ein estländischer Landwirt ist übrigens ein universeller Mensch, namentlich ein Jurist. Ich spreche daher in meinem Hause Recht über die zehntausend Menschen meines Kirchspiels, der Pastor schreibt es auf. Auf den Landtagen hört man mich an, und ich sitze im Rate der Männer in Reval. Im kleinen habe ich auch erfahren, daß Politik dasjenige Gebiet ist, auf dem mit dem größten Aufwand von

Charakter und Geist das Geringste produziert wird. Willst Du ein Land sehen, wo man ohne Bureaukratie lebt, und zwar viel besser als mit studierten Juristen und Schreibern, so komme her. Mein Magen gewährt mir weniger Freuden; ich bin mäßig. Auf einen Wolf habe ich vor sechs Wochen vorbeigeschossen, bin eben ein unvollkommener Jäger geblieben.

Schreibe mir, wenn Deine Zeit es erlaubt, über Reval, Runafer nach Raikküll, lauter Rs. Gott erhalte Dich, und führt er uns mal zusammen, so wird es ein froher Tag für Deinen alten Freund sein. Neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt werden, so wird er Dir wohlschmecken.

Alexander Keyserling.

## Aus Varzin und Friedrichsruh

### An seine Tochter

Varzin, 31. Juli 1867.

Liebe Helene!

Der Ort, von dem ich diesen Brief datiere, ist bisher auf den Karten nicht zu finden. Er wird erst berühmt, da Bismarck dieses Gut oder diese Herrschaft gekauft hat. Vorgestern erhielt ich durch einen ausgezeichneten Freund des Bismarckschen Hauses, von Keudell, die Aufforderung hierher. Es war der einzige Augenblick, an dem ich Bismarcks Besuch erwidern konnte. Ich entschloß mich zu der großen Reise, die dank der Eisenbahn in zwölf Stunden abgemacht werden kann. Suche auf der Karte, so findest Du zwischen Stettin und Danzig die Stadt Köslin. Bis dahin fuhr ich durch ein Land von lauter Sand und Torf, recht einsam in der ersten Klasse und konnte mich nur mit Lesen beschäftigen. Ich hatte ein Buch mit Notizen über allerlei russische Familien, die Keyserlings kommen auch darin vor. Meist nur Skandalgeschichten von Pierre Dolgorukow, einem der gemeinsten Klatschmeister dieser Welt. Darauf fuhr ich zwei Stationen Post durch ein mit alten herrlichen Waldungen besetztes Hügelland. Es erinnert diese Gegend etwas an Edwahlen[1]), nur

[1]) Ein Gut in Kurland, im Besitz von Keyserlings Schwager.

an der Vegetation erkennt man, daß man in Deutschland ist. Herrliche Buchenwälder fehlen uns. Mitten in diesen Waldhöhen liegt das große Landhaus Varzin, von außen im Lazarettgeschmack gebaut, d. h. mit zwei langen Flügeln, aber im übrigen ganz ordinär, mit vielen Fenstern, nichts von Schloß- oder Villastil. Hier trat mir die liebenswürdige Gräfin trotz des schlechten Wetters auf der Treppe entgegen, und ich kam in die gemütliche Familie. Ein 78jähriger ehrwürdiger Puttkammer begrüßte mich, darauf erschien der Sohn Herbert, ein frischer Primaner, dann auch die Tochter Marie, nicht hübsch, aber etwas außerordentlich Biederes und Reines im Ausdruck. Später erst trat der große Mann ein, der eine Ausfahrt gemacht hatte. Er hat sich hierher zurückgezogen, um ungestörte Erholung zu finden. Aber viel scheint nicht daraus geworden zu sein. Es schießen ihm immer ernste Gedanken durch den Kopf, ewiges Wetterleuchten, Papiere kommen in großer Zahl angeflogen, und wie er sagt, seit fünf Jahren hat er kaum einen Tag ohne Geschäftssorgen. Wir setzten uns zusammen auf das Feldbett, mit dem er in die Königgrätzer Schlacht gezogen war, und hörten unter einzelnen gemütlichen Gesprächen die herrliche Musik an, die uns Herr von Keudell machte. Er spielte uns am Klavier großartig Schubertsche Kompositionen und sang uns auch etwas von Schumann vor. Müde waren wir alle und zogen uns früh zurück. Ich geriet in ein Bett, das alle Vorzüge vereinigte, und schlief dadurch so schnell, daß ich fertig war, als noch tiefe Stille im Hause herrschte. Leider ist das Wetter hundekalt, und es gießt. Nur durch das Fenster sehe ich auf die reizende Parkanlage, auf die großen Bäume und kleinen Tempelchen und die verschiedenen, aus dem grünen Laube hervorlugenden weißen Statuen. Was nun weiter aus uns werden soll? Ich erwarte etwas Sonnenschein, um wenigstens einige Farnkräuter der Umgegend kennenzulernen. Ich schreibe Dir auf einem Papier, das man mir hier zurechtgelegt hat, mit dem Wappen des Hausherrn, also auch ein Andenken. Von allen Seiten kommen Herren angefahren, um sich dem Begründer Norddeutschlands bemerklich zu machen. Von einem gelehrten Geheimrat aus Königsberg, Herrn Förster, war die Rede. Zwei dicke Bände „Geschichte der Deutschen" in der Hand, wollte er den Zugang ertrotzen. Die Gräfin erklärte ihm, niemand würde zugelassen, selbst auf eine halbe

Minute sei es unmöglich. Er teilte ihr mit, es habe der Marschall Niel den Krieg gegen Preußen für das nächste Frühjahr einem Vertrauten angekündigt, und das müsse er doch dem Retter des Vaterlandes eröffnen. Bis zum nächsten Frühjahr, antwortete die Gräfin, ist es zu lang; mit solchen Aussichten beschäftigt sich mein Gemahl nicht. Da rollten die Augen des Redners so sehr, daß die Gräfin einen Schreck bekam, der Wahnsinn könne ausbrechen, doch glücklicherweise sprang der Mann auf und hinaus. Solche Szenen und ärgere umlagern das Haus. Auf den Höhen weht der Sturm!...

## Aus Keyserlings Tagebuch

Raikûll, 17. Mai 1890.

Bismarck hat mir durch die Baronin Bertha Pilar sagen lassen, ich sollte ihn doch jetzt in Friedrichsruh besuchen. Er ist traurig. Seine Verabschiedung ist so ganz unbemerkt von ihm vorbereitet gewesen. Wohl trägt er seinen Sturz mit Würde, empfindet ihn aber als ein Begräbnis bei lebendigem Leibe. „Wenn man sich so vollständig noch leistungsfähig fühlt, dann aus dem Dienst zu kommen ist schwer" — so ungefähr hat er gesagt. Ich will nun nach Reval fahren, mir Urlaub und Paß so schnell als möglich besorgen und mich dann nach Lübeck einschiffen. Vor dem Tode uns wiederzusehen, ist doch ebenso wie sein Wunsch auch der meinige, wenn es auch eigentlich zu jenen unzweckmäßigen Bewegungen treibt, die Darwin aus überströmender Nervenkraft so glücklich erklärt — ein Überschuß, der gerade bei 75 Jahren nicht groß ist.

## An seine Tochter

Friedrichsruhe, 4. Juni 1890.

Liebe Tochter!

Hier sitze ich nun, nachdem ich mit Kaffee herrlich gefrühstückt und die Nacht in einem Haufen von prächtigen Pfühlen verbracht habe; das Bett war für meine Gewohnheiten unbegrenzt in seiner Ausdehnung. Bei offenem Fenster spielt die Morgenluft angenehm hinein, und das Gezwitscher der Vögel aus dem herrlichen, üppigen Buchenwalde mit schönen Gehölzen und Büschen am Rande, und

Wasserflächen und Wiesen zwischen den schwellenden Gehängen. Ein schönes Stück Erde, das der große Mann zu seiner Ruhestätte für die letzten Lebenstage bewohnt.

Doch nun von meiner Reise. Schlimm war wohl der Sonnabend und zum Teil der Sonntag, wegen Sturm und Regen auf der See ... Dienstag um 6 Uhr morgens waren wir in Lübeck. Um 8 Uhr früh ging der Zug über Büchen direkt hierher. Vom Bahnhof aus konnte ich das Schloß nicht erblicken und fragte mich durch — es liegt nur auf einige Schritte ab, doch von Bäumen versteckt und ummauert wie ein Nonnenkloster. Als ich endlich einen offenen Zugang in der Mauer erblickt hatte, trat mir ein Lakai entgegen. „Einige Minuten vorher", sagte er, „sind die Herrschaften leider nach Hamburg gefahren", da sie mich heute nicht erwarteten. Beim Eintritt begrüßte mich aber eine Dame mit anmutiger Vornehmheit, mit ganz weißen Haaren, aber mit schönen Zügen. Sie erzählte mir, Hamburg wollte den Fürsten durch ein Mahl in der schönen Umgebung feiern; auch sollte Bismarck einige Besuche den großen Handelsherren und auch dem kommandierenden General erwidern — in privatester Form ... Meine Dame hier war eine alte Freundin der Fürstin aus Berlin, Frau von Willenberg, Gemahlin des Administrators der Königlichen Landgüter. Sie hatte die Honneurs im Hause zu machen für einen Tag übernommen. Wir dinierten, und mir wurde eine ganze Flasche Champagner zugemutet, so daß ich vor der Konsumtion hierorts sogleich Respekt bekam. Dann fuhren wir durch den herrlichen Wald, wo die riesigsten Buchen stehen, spazieren, sahen Hirsche herumstreichen, doch auch abgefrorene junge Kiefernpflanzungen. Es war mir recht angenehm, mich im Gespräch mit meiner Dame über die Zustände in diesem Zauberschloß zu orientieren. Endlich, um 11 Uhr abends, kamen die Herrschaften zurück. Unser Wiedersehen mit Bismarck war von beiden Seiten eine rührende Freude. Ich fand ihn sehr frisch, erfreut über die Dankbarkeit, mit der man ihn in Hamburg umdrängt hatte, und gleich auf unsere alten Erinnerungen versessen. Die Fürstin, voll warmer Erregung wie immer, sprach von dem Herzen, das nicht untergehn kann; leider aber doch mit den Anzeichen einer immer zunehmenden Brustwassersucht. Die Grafen Herbert und Wilhelm mit seiner Frau und seinen beiden Töchterchen

sind hier, auch der treue Lothar Bucher. Bis Mitternacht wurde noch geschwatzt; aber dann unterwarf sich Bismarck den oft wiederholten Mahnungen der Gattin[1]).

Raikûll, 24. Juli 1890.

Ich kopiere die verstreuten unvollständigen Notizen, die ich während meines dreiwöchigen Aufenthalts in Friedrichsruhe vom 3. Juni bis zu meiner Abreise am 28. Juni gemacht habe.

Bei jedem Gange, bei jeder Fahrt, mit seltenen Ausnahmen standen am Ausgange und Eingange Menschen, Männer, Frauen, Kinder, um den Fürsten hoch leben zu lassen, zu bejubeln, besonders die Damenwelt; die rannten heran mit freudestrahlendem Gesicht, reichten Bukette, suchten Händedruck. Rührend ist diese Teilnahme der Bevölkerung für Bismarck.

Nach Hamburg und Flottbeck hatte der Senator Petersen den Fürsten mit allen Hausgenossen geladen, da ein offizieller Empfang in Hamburg nicht recht paßte; immerhin muß Bismarck als Generaloberst auch bei dem Kommandanten von Altona, General Dörnberg, Besuch machen, in Uniform; übrigens ganz ohne Staatskleid den ganzen Tag, in seiner ihm bequemen Zivilkleidung. Große Ovationen umgaben ihn, denn Hamburg ist dankbar für die rücksichtslose Strenge, mit der es in den Zollverein hineingezogen ward, da Bismarck oberhalb und unterhalb die Elbe zuzuschnüren Anstalt machte.

---

[1]) Am 14. Juni sollte sich Keyserling in Lübeck nach Reval einschiffen doch man ließ ihn nicht fort, und die Fürstin schrieb ihm:

Mein lieber, lieber Graf!

Bitte, bitte, telegraphieren Sie gleich ab und schenken Sie uns noch acht Tägelchen! Einmal tun Sie das beste Werk an uns Armen, die den Glauben an fast alle Menschen verloren und solchen Himmels- und Herzenstrost an Ihrer geliebten Liebe haben und sich aufrichten an der übermächtigen Liebe, mit der wir an Ihnen hängen. Also vor allem deshalb müssen Sie noch bleiben, lieber, teurer Graf, und dann erretten Sie mich vor einer Reise, die ich machen müßte, — d. h. für deren Unterbleiben ich keine Entschuldigung hätte, — als diese Ihres köstlichen, beseligenden Hierseins. Darum bitte, bitte, bitte — telegraphieren Sie ab zur übermenschlichen Wonne Ihrer

alten Freundin

Johanna Bismarck.

Daraufhin blieb Keyserling noch vierzehn Tage in Friedrichsruhe.

Jetzt ist es aufstrebend geworden, wie noch nie, und reich über alle Erwartung. Bismarck kehrte zurück, sichtlich erfreut von dem Jubel der ihn überall umdrängenden Hamburger. „Auf Wiedersehen!" riefen viele.

Die Fürstin ist sehr asthmatisch, übrigens die treuherzige Freundin in alter Lebendigkeit — doch mit allen Zeichen der herannahenden Brustwassersucht; Dr. Schweninger gibt nichts und sagt, es sei nichts dagegen zu tun.

Der Fürst kann seine Augen in der Nähe gebrauchen bis in die Nacht hinein; nur wegen geringerer Fernsichtigkeit trägt er eine Brille beim Spazieren. Er hört sehr scharf. Er hat bis auf zwei abgebrochene alle seine Zähne; sein Gang ist behinderter; sein Pferd besteigt er von einer Bank aus, und ein Diener hebt das Bein hinüber. Um 11 Uhr muß er zu Bett, und es war eine Extravaganz, daß er bis 12 Uhr mit mir blieb.

Herbert erinnert in den Gesichtszügen sehr an den Vater; seine Zukunft ist nicht klar; Land- und Forstwirtschaft ist seine Sache nicht; ein Botschafterposten würde ihm passen.

Zu den mit Gewalt Beglückten rechnete Bismarck außer Hamburg auch den Augustenburger und den Battenberger.

Der kommandierende General von Altona, von Dörnberg, 54 Jahre alt, spricht über das von ihm gelesene Schriftchen: „Videant Consules"; nach ihm ist es ein perfides, aber nicht verächtliches Machwerk; — wirkliche intime Schwächen sind da aufgewiesen, die nur derjenige kennen konnte, der in die Generalstabsgeschäfte eingedrungen ist, so daß der Feind davon Nutzen ziehen könnte.

Tatsache bleibt es, daß der Fürst und Graf Herbert länger im Banne des kaiserlichen Zaubers gelebt haben als die brave Fürstin. Hinzpeter ist ein zu Mißdeutungen aller Äußerungen des Fürsten über den Kaiser geneigter Hausgelehrter ... Niemand hat eigentlich besänftigend gewirkt ... Es ist recht schwierig, sich zu orientieren — denn an Doktrin, an Prinzip hat es doch gefehlt, wenn auch Bismarck von Prinzip nichts wissen wollte.

Hätte Kaiser Wilhelm ihm gesagt: „Ich kann nicht mehr unter fremder Leitung regieren, ich vertrage es nicht, für einen Schattenkaiser angesehen zu werden oder mich selbst dafür zu halten" — dann, meint Graf Herbert, hätte es ausklingen können wie mit

Moltke oder ähnlich ... Graf Herbert ist bei dem berüchtigten Frühgespräch über Windthorst nicht zugegen gewesen — Bismarck war avertiert und erwartete den Kaiser. Bei Graf Herbert stieg der Kaiser, wie so häufig, ab; es erwies sich, daß der Kaiser die Order, durch die er sich bei Bismarck anmeldete, tags zuvor gegeben hatte, aber spät, und dann werden der Regel nach die Bestellungen erst am folgenden Tage ausgerichtet. Als das Gespräch in der Amtswohnung angeknüpft war, entfernte sich Graf Herbert. Beim Wegfahren war der Gesichtsausdruck der Majestät verdüstert, doch gab es für Herbert ein freundliches Zuwinken. On se sent joué — und das gibt Verbitterung bei Bismarcks.

Endlich erfahre ich den Anteil Bismarcks an jener Aktion, die für die baltischen Provinzen in konfessioneller Beziehung unter der vorigen Regierung eine leider nur vorübergehende Lizenz zur Folge hatte. Bismarck schrieb privatim an Gortschakoff und wurde in schnöder abweisender Erwiderung ermahnt, dergleichen innere Reichsangelegenheiten nie mehr zu berühren. Der preußische Gesandte Röder hat nicht geschickt die Sache zu erörtern verstanden; es war ein unbeholfener Krawattendiplomat. Bismarck betonte: den russenfreundlichen Elementen in Preußen erschwerte die baltische religiöse Frage die Pflege der guten Beziehungen zu Rußland. Oubril als verlogener Diplomat und persönlicher Gegner Bismarcks dürfte wohl in unliebsamer Weise übertriebene Meldungen von den bezüglichen Unterredungen in Berlin gemacht haben ...

Merkwürdig, daß Böttticher bereits den 18. Januar dem Grafen Herbert gegenüber äußerte: „Der Kaiser hält an niemand, leider auch nicht mehr an dem Kanzler." In der Ministersitzung vom 9. Februar teilt Bismarck mit, daß er ein Abschiedsgesuch von seinen preußischen Staatswürden einreichen und nur Reichskanzler und Minister des Äußern verbleiben will. — In einem späteren Immediatvortrag ändert Bismarck diese Erklärung. Er erklärt dem Kaiser, nach erneuter Prüfung vermöge er nur entweder ganz zu bleiben oder gar nicht. Das Datum dieses Vortrages fehlt!

Da sagt der Kaiser: „Also alles bleibt einstweilen beim alten." Dabei war sein Gesichtsausdruck etwas mißvergnügt! Diese Äußerung kann eine bittere Ironie enthalten haben, die Bismarck nicht verstanden hat. Bismarck hielt die Äußerung für definitive Zustimmung.

Lucanus sagte zu Herbert Bismarck: „Majestät wünschen des Fürsten Entgegenkommen in der Arbeiterfrage, daran er mit unlenkbarer Zähigkeit festhält, und sieht darin mit Besorgnis die Quelle von Schwierigkeiten pro futuro." Das ist schon am 18. Juni geäußert.

Bei dem Immediatvortrag vom 25. Februar bespricht Bismarck, wie man im Falle des Konflikts den Reichstag immer wieder auflösen und neu wählen lassen könnte, und bei dieser Gelegenheit bekennt sich der Kaiser zu dem Motto: No surrender. — Bismarck verstand, daß er sich zu diesem Verfahren dem vorliegenden Reichstag engagiert habe; doch könnte es sein, daß der Kaiser die Maxime billigte, ohne ihre Anwendung zur Zeit für nötig zu erachten.

Lucanus: ein ehrlicher Kaiserdiener — ohne Intrige.

Tiefer Grimm könnte durch den Verkehr mit den Großkindern bei Bismarck gesänftigt werden.

Nach Geschäften ist Bismarck nie und von keiner Seite nach seiner Entlassung befragt worden. Man fürchtet vielleicht die allzu große Bedeutung seines Rats in der allgemeinen Vorstellung — das psychologische Übergewicht, sozusagen. Von Kaiser Wilhelm I. erhielt Bismarck bei Gelegenheit des Niederwalddenkmals ein Handbillett, darin es hieß: „Eigentlich Ihr Denkmal." —

Das diplomatische Rundschreiben, davon die Zeitungen sprechen, mit der Erklärung, daß gewissen Äußerungen, die aus Friedrichsruhe berichtet sind, kein Wert beizulegen sei, ist tatsächlich erlassen und nach Befehl des Kaisers von Holstein redigiert. — Die Macht ist nicht vorhanden, die den Äußerungen ernste Folgen geben könnte; aber eine gewisse Verantwortlichkeit dafür belastet dennoch Bismarck. Ist der Versuch, die Geister von der herrschenden Macht abwendig zu machen, auch nicht gefährlich genug, um damit zu rechnen, so genügt er doch, um ihm Schuld für kleine Mißerfolge aufzubürden ...

Die in verschiedenen Zeitungen, doch wahrscheinlich von Friedrichsruhe her ausgehende Verteidigung der Bismarckschen Auslassungen den Zeitungsreportern gegenüber ist nicht ungeschickt; aber führt nicht hinaus über das bloße Recht dazu. Die Berechtigung Bismarcks zu freier Rede ist unzweifelhaft; ihre Opportunität ist aber nicht

anzuerkennen, solange die Frage nach Zweck und Ziel unbeantwortet bleibt.

Was soll aber seitens Bismarcks den Ehrendeputationen und den Auskünftlern gesagt werden? Bloß Nichtssagendes? Mit solchen Redensarten sich genügen zu lassen, das hat Bismarck sein lebelang nie gekonnt. Daher spricht er sich darüber aus, was in der Gegenwart ihn selbst und die Angeredeten gemeinsam und zumeist interessiert, und was man nicht schon überall in den Tageblättern zu lesen bekommen hat: über die Gründe seines Rücktritts — über seine Meinung in bezug auf Allianzen und politische Tagesfragen; andern Stoff hat ja Bismarck nicht. Die Äußerungen erfolgen gelegentlich und sind auf kein fernes Ziel berechnet. Man hat unrecht, diesen Äußerungen viel weitere Ziele und Zwecke beizulegen. Dann aber unterliegen diese Äußerungen auch dem Urteil der Gegenwart. Zwar ohne Zweck und ohne Ziel mögen sie sein, aber nicht ohne Schärfen. Die wenden sich teils gegen den Kaiser, teils gegen die Minister. Auch wohnt den Äußerungen wegen der Persönlichkeit, von der sie kommen, ein ganz ungewöhnliches traditionelles Gewicht bei. Um das zu mindern, sollten der Kaiser und die Minster die bloß historische Bedeutung Bismarcks durch unaufhörliche Verehrung in den Vordergrund drängen, und seinen Äußerungen über die gegenwärtigen Angelegenheiten unstörbare Ruhe entgegensetzen; Todschweigen, das ist das Verfahren, das der Regierung zu empfehlen wäre. Aber sie wird provoziert; sie könnte versucht sein, Bismarcks Persönlichkeit herabzuwürdigen, um sie für die Gegenwart aller Bedeutung zu entkleiden, um sie geringfügiger zu machen. Die Regierung würde einen Fehler begehen, wenn sie einer solchen Versuchung nachgeben wollte.

Der Rücktritt ist vor der Welt genügend klargelegt. Fabeln von Gewaltszenen, bei denen nach Tintenfässern als Geschossen gegriffen worden ist usw., mögen umherschwirren — die lasse man unbeachtet. Ehrerbietung in der Form hat seitens Bismarcks nie gefehlt. — Erschöpft ist die Krisis als interessante Materie für die Zeitungen. Bismarck ist wider Willen transfiguriert durch die Strahlen seiner großen Vergangenheit — für die kleine Gegenwart, was bleibt ihm? Bestmögliche Beziehungen mit den Menschen und zwischen den Menschen gilt ohne Unterschied auch für ihn. Das Geschäft des

Theaterrezensenten paßt für den Helden des Schauspiels nicht. Die Berechtigung zu diesem Geschäft bleibt ihm unbestritten — aber die Pflicht dazu keineswegs — Gutes bewirkt er ja damit gar nicht. Zweck und Ziel bleiben verworren ...

Gestern sah ich zum ersten Male im Leben sowohl Interviewer als auch Schwarzwild. Letztere Sauerei gefiel mir besser. Die Interviewer sind wie Sturmvögel, die erscheinen, wo Unwetter zu erwarten ist — und dennoch will Bismarck ihnen zuweilen einen Zweig der Friedenspalme, wie er sagt, in den Schnabel stecken. — Auch mit den Macbethhexen lassen die Reporter sich zuweilen vergleichen, wenn sie die Bedeutung und die zukünftige Wirkung von Personen und Dingen übertreiben.

Psychologisch kann durch Eitelkeit viel erklärt werden. Doch es reicht nicht hin, um verständlich zu machen, warum der Kaiser so zähe an allerlei sozialdemokratischen Vorstellungen klebt. Die Übertreibungen des Absolutismus steuern übrigens von selbst in sozialdemokratische Richtung. — Bismarck war für die Besitzenden; diese aber waren für ihn kein Halt. Die materielle Macht ist Bismarck entzogen, aber die psychologische Macht ist ihm geblieben, und in dieser Hinsicht gibt es keine in Deutschland, die so groß wäre wie die seinige. Bismarck kommt wieder! Damit ist jetzt jede Opposition gegen Caprivi stillzukriegen ...

Mir kam es so vor, als würde der Fürst von gewissen Seiten doch zu vergeblicher Tätigkeit aufgehetzt, vielleicht aus persönlichen Absichten. Vergeblich ist die politische Tätigkeit ohne Macht hinter sich — ohne Hoffnung vor sich.

In Bismarck steckt noch alte Kampflust, die ihn beim Hervortreten erfrischt. Wenn auch kein Ziel — er folgt seinem Drange. Es machte ihn ungeduldig, als die verschiedenen Glieder der Familie K. ihm mehrfach wiederholten: „Nach so großer Arbeit solle er sich Ruhe gönnen!" ...

Bismarck ist der „Beschäftigung, die nie ermattet", beraubt worden und zur Nichtstuerei verurteilt worden, die er kaum zu ertragen vermag. Seine Religiosität scheint mir eine naturgemäße Ebbe und Flut durchgemacht zu haben. Als Student skeptisch bis zum Extrem, dann in der Liebe (zum Weibe) dem Naturtriebe (ohne große Skrupel) folgend, muß er darin sehr ernste und schmerzliche Er-

fahrungen vor der Ehe gemacht haben. Die Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurechtzukommen. Mit dem Alter schliefen die erotischen Triebe und vielleicht auch die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gotte ein. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert.

## Beim Tode seiner Tochter Marie[1])

### An Professor Strümpell

Reval, 23. Februar 1874.

Verehrter Freund und Professor!

Sie haben es richtig gefühlt. Meine Marie war ein unendlich liebreiches, anmutiges Wesen. Die innigste Liebe klang in ihren Worten, und die Liebe zog sie hinüber zu Gott. Sie wäre gern noch bei uns geblieben, wie sie mir das oft in ihrer Krankheit gesagt hat, aber der Tod, meinte sie, habe für sie nichts Erschreckendes. Dem Bruder hat sie noch in der letzten Zeit gesagt, in der Krankheit wäre sie dessen gewiß geworden, wie ihre Seele so ganz etwas anderes als die Liebe wäre, sie wußte sich ewig durch die Liebe zu Gott. Die Verstandeskräfte nehmen ab, das Gedächtnis wird lückenhaft bei langem Kranksein — nur die Liebe verläßt den Menschen nicht. Die verwickelten religiösen und philosophischen Vorstellungen sind ein Luxus, den sich der Gesunde erlauben kann. Von dem Kranken fallen sie ab und scheinen ihm gleichgültig. Der Tod meiner Marie war ohne Schmerz, aber auch dann ist er ein plötzlicher. Ein nie Empfundenes ergreift den Menschen, der weiß, die Stunde ist gekommen. Nach den Abschiedsworten zögerte der Tod, und da sagte die Sterbende: „Meine Agonie ist lang"; aber noch fünf Minuten, und sie fuhr fort: „Gute Nacht — alle, alle!" — Noch zwei lange Atemzüge, und sie war nicht mehr.

[1]) Geb. in Raikül am 1. Mai 1856, gest. daselbst am 23. Januar 1874. Sie war Keyserlings jüngste Tochter und ihm besonders ans Herz gewachsen. Über sie schreibt er einmal in sein Tagebuch: „Sie ist der reine und warme Sonnenstrahl meines Lebens geblieben. Als Marie zur Welt kam, ließ sich eine Nachtigall (Philomele) in Raikül hören, wo sie früher nie vernommen worden."

Öde ist es nun im Hause, und wir leben in den wehmütigen und doch so lieben Erinnerungen ...

Leben Sie wohl. In treuer Freundschaft

Keyserling.

## An Graf Eduard Keyserling

Reval, 23. Februar 1874.

Lieber Bruder!

Ich danke Dir für Deinen teilnehmenden Brief vom 8. Februar. Habe ich den Schmerz erleben müssen, von einem sterbenden geliebten Kinde Abschied zu nehmen, so ist das menschliches Geschick, und nichts läßt sich an die Stelle eines derartigen Schmerzes setzen, da er zu den von aller Selbstsucht freiesten und reinsten Empfindungen gehört. Dann gibt es für den einzelnen Fall besondere Umstände, die ihm oft eine eigenartige Bedeutung geben. Es bestand zwischen meiner Marie und mir, wie Du sagst, eine besondere Gemeinschaft, weil ich ihren Unterricht in Form gemeinsamer Studien Jahre hindurch geleitet habe, als meine beiden andern Kinder abwesend waren. Außerdem stellte Marie, ihren Anlagen und ihrem Alter nach, den eigentlichen Einigungspunkt für die Liebe in unserer kleinen Familie dar; die Eltern wie die Geschwister wurden durch ihre heitere und des Liebens außerordentlich fähige Natur angezogen und enger verbunden. Sie war, wie sie es selbst auf der Rückreise zur See in dem ersten Krankheitsstadium aussprach, gleich den anderen Gliedern für den Bestand unseres kleinen Familienkreises notwendig, und er kann sich nicht wieder schließen. Man gedenkt dann wohl des ewigen Seins, das ja nur ein übersinnliches sein kann, und fühlt, wie die Liebe uns gerade auf den Ewigen, auf Gott hinweist. Solche Gedanken leiten uns auch für den Augenblick etwas ab ... Aber was wir vermissen und im Herzensgrunde betrauern, ist die Fortsetzung des Lebens auf dieser Erde, und müssen wir dem entsagen, so ist es für Menschen berechtigt und schön, es mit dauernder Wehmut zu tun. Einige mühen sich mit Betrachtungen, wie sie hätten verfahren müssen, und können sich in die Lage nicht finden, daß sie über Tod und Leben nicht selbst sollten zu verfügen haben, und das ist eine Torheit — andere wollen den Kummer

unterdrücken und verkehren, das scheint mir wider die Natur und die Wahrheit. An ein Zusammenfinden im Ewigen glaube ich, nicht aber an ein Wiedersehen, zur Wiederaufnahme unserer zeitlichen Verhältnisse. Wie enthaltsam ist auch die Bibel darüber! Die griechischen, heidnischen Vorstellungen über Unterwelt und Totengespräche sind, trotz ihrer zum Teil spöttischen Darstellungen, der Boden, auf dem vorzugsweise die Ansichten des zeitlichen Wiedersehens, wie ich glaube, sich unbewußt gebildet haben. Wir sollen aber dem Zeitlichen entsagen, indem wir schon hier, gleichnisweise, uns dem Dauernderen zuwenden und schließlich durch die Liebe zum Ewigen gelangen, ohne es vermeintlich klarzumachen, durch sinnliches Verständnis ...

## Die Zukunft unserer Kultur

### An Baron von Üxküll

Raikül, 29. März 1882.

... Sie fragen nach meinen Vorstellungen über die Umgestaltung, die ich von der Beimischung der gelben Kultur erwarte! Aber ich kann mir ein rechtes Bild davon ebensowenig vorstellen wie Sie. Welcher Hellene konnte sich ein Bild davon machen, wie seine unsterblichen Kunstwerke in Pergamum, Olympia usw. zertrümmert unter dem Schutz der Barbarei würden begraben werden, die mit den unter den Semiten entstehenden Auferstehungsreligionen herbeizog, und wie diese Werke nach mehr als anderthalb Jahrtausenden mit unendlichen Opfern wieder würden hervorgesucht werden, und zwar von den Berlinern oder Norddeutschen, die durch ihre Versuche mit der Feuerbestattung bezeugen, daß sie den Leib für die Auferstehung nicht mehr aufbewahren wollen. So anmaßend darf niemand, denke ich, sein, ein Bild über die fernen Umgestaltungen des menschlichen Denkens sich machen zu wollen. Nur so viel scheint mir gewiß: 1. die gelbe Kultur wird nicht mehr lange in ihrer Abgeschlossenheit bleiben; 2. sie ist über Christentum und Islam, von einem tieferen und älteren Ansatzpunkt, hinausgewachsen und wird nicht sich darunter stellen lassen; 3. die Masse ist zu groß und eigenartig, um nicht die übrige Menschheit durch

ihre Beimischung tief zu affizieren; wie sich das im kleinen in Kalifornien und Australien schon beängstigend geltend gemacht hat. Sie sprechen mit vielem Grunde von der religiösen Verödung unserer Zeit, und diese scheint in Japan weiter vorgeschritten und älter zu sein. Wird nicht eine traurige Zeit eintreten, kann man sich fragen, wo solche harmonische Naturen, wie z. B. Frau von Bunsen, gar nicht möglich sein werden? Diese Zeiten, glaube ich, können doch bloß Durchgangsmomente sein. Die Poesie wird unter den Menschen sich immer neu entzünden, an der Natur, an der Liebe, an der Hingebung für Vaterland und Menschheit — ihre Form muß bis zu einem gewissen Grade sich immer verjüngen und verändern, aber mit Gefühlsseligkeit überschwenglicher Art wird sie immer für die Individuen verbunden sein. Ich bin geneigt zu glauben, daß das Quantum des Glückgefühls unter den Menschen sich wenig ändert und seit der Pharaonenzeit um dieselbe Konstante schwankt. Was sich aber unendlich verändert hat, ist der Zusammenhang aller Menschen. Diesen immer inniger und größer zu machen, darin sehe ich die höchste Aufgabe der Menschen, und daran messe ich ihre Fortschritte. Das ewige Werden tritt dabei mehr und mehr an die Stelle des angeblich vollkommenen Ausgangspunktes. Aber ergreifende Kunstwerke, von ewigem Werte, hat die neue Denkweise vielleicht noch nicht hervorgebracht, und sie kann zurzeit dem menschlichen Verehrungsbedürfnis schon aus diesem Grunde nicht genügen. Noch lebt das Alte, aber Neues knüpft sich an ...

## Die baltische Landesverfassung

### An Baron von Taube

Raikküll, 9. Juni 1889.

... Um Estlands Rechtskonstitution zu verstehen, ist es nötig, sie aus einer Konföderation der Gutsbesitzer herzuleiten, mit der Pflicht und dem Rechte, die nötigen Mittel zur lokalen Verwaltung, Rechtspflege sowie für Schule und Kirche durch Grundsteuer vom Lande mittels Mehrheitsbeschlusses zu erheben und mittels unentgeltlicher Dienstpflicht zweckmäßig zu verausgaben. Sieben Jahrhunderte lang unter Oberherrschaft von Bischöfen, Ritterorden,

Dänen, Schweden, seit 1710 unter Rußland, ist der öffentliche Dienst hier geübt worden; die Sicherheit von Leben und Eigentum war groß; die Staatsbedürfnisse wurden aus den lokalen Mitteln zum größten Teil befriedigt, im Kriege wie im Frieden; der Wohlstand der Gutsbesitzer und des Landes stieg.

Die hiesige Ritterschaft war daher niemals eine rein genealogische, sie war von jeher ein Berufsstand; jetzt, wo jeder ein Rittergut in Estland erwerben kann, ist sie vollends kein bloßer Adel. Es ist die Konföderation, sozusagen, aller Gutsbesitzer ohne Unterschied des Standes, auf Gesetzen, die der Kaiser Nikolaus I. sanktioniert und begründet hat. Sie stellt dar nicht nur den Adel wie in den andern Gouvernements, sondern ungeteilt: Adel und Landschaft. Nicht die Zahl der Dessiatinen[1]) macht den Beruf, sondern die Stellung an der Spitze einer administrativen Einheit, des Gutes. Verschieden ist davon der Beruf der Gesinde- und Kleinstellenbesitzer. Diese richten mehr aus, wenn es gilt, eine Wiese zu mähen, ein Feld zu pflügen usw. und sind persönlich dazu befähigt. Wo es aber gilt, für die Aufrechterhaltung der Gesetze, für die Wohlfahrt, des Landes Einrichtungen zu treffen, für das ganze Reich zweckmäßig die Beihilfe zu leisten, da ist es absurd, die Verschiedenheit des Berufs des Bauern und des Gutsbesitzers zu übersehen. Nicht die Dessiatinen — die Intelligenz und Bildung machen den Unterschied ... Nach Dessiatinen mag man schon die den Nomaden gehörigen Steppen besteuern, aber eine Stadt läßt eine Grundbesteuerung nicht zu ohne Rücksicht auf den Wert der Gebäude. In Estland sind die Gebäude auf den Bauernhöfen und teilweise auf den Gutshöfen mehr wert als die Dessiatinen. Die Steuer und noch mehr die Vertretung nach Dessiatinen, so daß man Kleinbesitzer zusammenlegt zu einer Kollektivvertretung, ist ein Rückschritt, der den Nomadenzuständen sich nähert. Unter hundert Bauern ist nicht einer in der Lage gewesen, sich mit den Lebensansichten zu durchdringen, ohne die eine repräsentative Teilnahme an dem Landesregiment nicht richtig geübt werden kann ...

Auch die baltischen Provinzen müssen bei der russischen Nation Schutz und Sympathie suchen. Die Machtverhältnisse schließen es

[1]) Russisches Flächenmaß = 1,1 Hektar.

aus, daß sie Sicherheit unter Einfluß des Auslandes genießen könnten. Unter dem Schutze der russischen Kaiser seit 1710 haben sie sich in Sicherheit entwickeln können. Solange der Kaiser die Nation beherrscht, solange werden wir auf altbewährter Grundlage fortbestehen und uns weiter entwickeln. Peter der Große beherrschte gewaltig die russische Nation und ebenfalls seine Nachfolger, bis die extremsten Elemente der Nation den scheußlichen Kaisermord an dem durch Milde und Menschenfreundlichkeit ausgezeichneten Alexander II. verübten. Mußte ja auch der Bekämpfer der Negersklaverei, Lincoln, den Märtyrertod sterben! Die Menschheit benutzt zuerst die Freiheit, um diejenigen zu töten, die dafür das höchste getan — die sie befreiten! — Jetzt herrscht der Terrorismus, der Nationalitätenfanatismus, der nichts duldet, was einer fremden Nation eigentümlich ist. So lange der Kaiser die Nation beherrscht und nicht beherrscht wird, werden wir nicht untergehen ...

## Die Zukunft des baltischen Deutschtums

### Aus Keyserlings Tagebuch

4. Juni 1885.

... Richtiger ist es, seine Lage nicht zu verkennen. Der baltische Germane und seine Religion sollen befeindet werden, ganz ohne Rücksicht auf die Interessen des Reichs. Politisch haben wir es mit einer physischen Macht zu tun, von elementarem Übergewicht. Man kämpft nicht gegen feuerspeiende Berge, aber man wartet, bis sie ausgespien haben, und sucht seine Habe zusammenzuhalten und dann den fruchtbaren Boden zu nutzen. So viel ist klar, unsere Nachkommen sollen Landwirte sein, Landwirte erster Größe.

Pascal sagt: „Für die menschliche Gesellschaft ist es erforderlich, daß die Stärke und das Recht vereint wird." Da man die Stärke nicht auf die Seite des Rechts zu verlegen imstande ist, so muß man das Recht auf die Seite der Stärke verlegen! Sehr wohl; aber wenn die Stärke das Recht nicht hält, sondern immer bricht, so zerstört die Stärke das Recht. Geht aber das Recht unter, so hört auch für die Stärke die Stabilität auf. Denn die Stärke verbraucht sich.

Die Agonie der germanischen Landeskultur möglichst zu verlängern,

das bleibt die Aufgabe der germanischen Balten. Weder kleinmütig noch übermütig — nec timide nec temere, so sagte einst Patkul, und wir sollten das gegenwärtig nicht vergessen.

7. Oktober 1885.

Oft bleibt man stecken in den kleinen Ursachen, die vor Augen liegen und die großen, nötigenden Umstände verdecken. Katharina II., als sie Polen teilte, führte die Statthalterschaft ein und beließ Kurland nicht in autonomen Steuerverhältnissen. Sie trat die baltische Selbstverwaltung nieder, rücksichtslos. Paul schenkte die Freiheit an Kosziusko und restituierte Liv- und Estland in seine Rechte. Als Nikolaus des polnischen Aufstandes Herr geworden war, erschien 1832 das evangelische Kirchengesetz für das Reich, und die baltische Landeskirche verlor die Gleichberechtigung der Reichskirche gegenüber. Unter Alexander II., solange Wielopolsky von Einfluß war, ging es mit der Wahrung und Wiedergewinnung der baltischen Rechte gut. Dann stockte es wieder infolge der polnischen Revolution. Unter der jetzigen Regierung kamen Gurko, Apuchtin usw. nach Polen in leitende Stellungen, um den Nationalkampf dort zu beleben. Der Nationalitätsdünkel ist wie ein Löwe. Hat er an einer Stelle Blut geleckt, so erwacht seine Wildheit grimmiger und immer grimmiger. — Die Moral davon: man bilde sich nicht ein, durch Geschicklichkeit und Nachgiebigkeit sein Los verbessern zu können. Die Macht ist unersättlich und unüberwindlich — aber sie hat kein scharfes Gesicht. Man suche zu leben — durch landwirtschaftlichen Erwerb —, bis die blinde Macht auf Schwierigkeiten stößt.

30. Juni 1886.

Gestern berichtete mir Leo über die Rundreise des großfürstlichen Paares[1]) durch Liv- und Kurland. In Pernau ging alles vortrefflich, die Großfürstin war hinreißend liebenswürdig. In Riga ist die Aufnahme von seiten der livländischen Ritterschaft exquisit gewesen in Distinktion und Geschmack, die Besorgung von Borchardt

[1]) Großfürst Wladimir machte im Sommer 1886 auf Befehl des Zaren eine Rundreise durch die Ostseeprovinzen, um, wie sich später erwies, die beschlossene Russifizierung des Landes den Balten „in schonender Form" anzukündigen.

in Berlin übernommen worden. Zum Diner, das der Großfürst im Schloß gegeben, waren zu den wenigen Leo[1]) mit seiner Frau hinzugezogen worden, sie waren ebenfalls zum kleinen Reise-dejeuner in Stockmannshof bei Graf Medem gegenwärtig, und das behinderte sie, den Familientag in Altenburg mitzumachen. — Ich freue mich, daß auf Leo und Johanna noch einige Strahlen gefallen sind von der Gunst, die ich einst genossen habe. Es kann Vorkommnisse geben, wo eine kleine Anknüpfung an die dem Thron zunächst stehenden Kreise für die Nachkommen förderlich ist. Nur soll man sich zurückhalten; denn in Selbständigkeit zu leben und zu wirken, das geht verloren, sobald man zur Hofschranze wird. Keine Hofschranzen sollt ihr werden! — so muß ich zu meinen Nachkommen sagen.

4. Juli 1886.

Der Großfürst hat seine Rundreise mit einer politischen Rede am 30. Juni in Dorpat besiegelt. Er bezieht sich auf seines Vaters[2]) im Jahre 1867 in Riga gesprochenen Worte, daß wir unsere Zugehörigkeit zur einheitlichen russischen Familie nicht vergessen sollen. Der Großfürst schloß seine Rede mit den Worten: „Gott gebe Ihnen, sich schneller und fester mit der russischen Familie zu verknüpfen." Schließlich dankte er für sich und seine Gemahlin herzlich für die treuherzigen Gesinnungen wie in Dorpat so in den übrigen baltischen Städten. —

Ich bemerke: Familie ist doch etwas ganz anderes als der russische Staat. Dieser poetisch, vielleicht väterlich wohlwollend gebrauchte Ausdruck birgt doch einen großen Irrtum. Familiensinn ist kein Patriotismus; Nationalpatriotismus muß naturwüchsig sein; Staats- oder Reichspatriotismus, das ist derjenige Patriotismus, den die Balten der historischen Fügung nach für Rußland schon oft betätigt haben und naturgemäß empfinden müssen ... Aber auch Deutschland krankt an derselben Verwechselung von National- und Staatspatriotismus. Von den Polen in Posen wird germanischer Nationalpatriotismus mit Unrecht verlangt, und jeder Staat, der in die Lage kommen kann, sich zu extendieren, sollte das Banner

[1]) Keyserlings Sohn.
[2]) Alexander II.

des Reichspatriotismus, unter dem verschiedene Nationen sich scharen könnten, hochhalten.

21. Dezember 1886.

Graf Tiesenhausen[1]) hat einen desperaten Rechenschaftsbericht über die Landesangelegenheiten im verflossenen Triennium abgelegt, gipfelnd in dem zum geflügelten Wort sich eignenden Spruch: „Lieber ein Ende in Ehren, als eine Schande ohne Ende."

24. September 1887.

Viel Schaden tut uns die rücksichtslose Tendenz in Posen, das Polnische zu tilgen. Durch einfache Kabinettsorder ist das Polnische in allen Schulen als Unterricht untersagt. Die eingeborenen Volksschullehrer sind mehr und mehr nach anderen Teilen der Monarchie versetzt und durch Lehrer, die in der Tat des Polnischen nicht mächtig sind, ersetzt worden. Welchen Schatten wird das auf uns werfen? — Ich habe schon oft von Schahowskoi[2]) zu hören gehabt: „Klagen Sie doch über Bismarck — er macht es ja vor!"

31. Mai 1889.

Mehr und mehr komme ich zur Ansicht, daß der Untergang unserer provinziellen Selbständigkeit eine Folge der Angst vor dem gewaltig gewordenen Deutschland ist und man einer etwaigen Annexion vorgreifen will. Es ist ein Wahn, so fühle ich, aber es ist vergebens, dagegen zu predigen. Es ist, als habe ein Block von dem Felsengebirge sich abgelöst, und er muß rollen, bis ins Tal. Töricht ist, wer sich in seine Bahn wirft.

Die Ritterschaft legt vor ihrem Ende noch einmal die Bitte zu den Stufen des Thrones, die von Kaiser Nikolaus sanktionierten Gesetze mit den seitherigen Veränderungen zu sanktionieren, damit ihr Schweigen ihr nicht zur Schuld gerechnet werde. —

Ach, schweigen ist doch vielleicht würdiger, als mit vergeblichen Bitten vortreten ... Tragen wir mit soviel Würde als möglich, was zu ändern nicht bei uns steht.

---

[1]) Der damalige estländische Ritterschaftshauptmann (Adelsmarschall).
[2]) Der russische Gouverneur in Estland, ein fanatischer Baltenfeind.

20. Juli 1890.

Die Jerwakantschen Güter sind am 18. d. M. verkauft. Geschäftlich ist der Verkauf vollauf berechtigt, auch die Erziehung des Sohnes berechtigt zu besseren Hoffnungen in einem Gymnasium Deutschlands, als in den retrograden Russifikationsanstalten der Ostseeprovinzen[1]). Tragisch aber bleibt solch ein Exodus wie der Tod. Die Personalbeziehungen, wie sie durch viele Generationen sich festgesponnen haben, reißen ab. Die alte Generation, Taube und meine Tochter, können keinen Ersatz in ihrem Leben hoffen. Sie haben nur dafür zu sorgen, daß die Kinder wirklich ein Herzensvaterland finden. Wir Gutsbesitzer waren politisch freie Menschen, wenn man darunter diejenigen versteht, denen ein Anteil an Administration, Rechtsprechung und Gesetzgebung zustand. Wir sind jetzt geächtet, unsere Sprache trotz ihrer höheren Kulturstufe verdrängt, unsere Religion verfolgt; keine Treue wird uns gehalten. Aber andere Zeiten können kommen, und in deren Erwartung müssen die Standhaften ausharren ...

11. August 1890.

Die Konsequenz des Verlustes einer herrschenden Stellung hierzulande sieht meine Tochter klar. Die ererbte Bedeutung der Familie in Jerwakant, in Estland, ist durch Geld nicht wieder zu erlangen, weder hier noch anderwärts. Es bleibt da nur übrig, andere Güter dafür einzutauschen: nationalen Patriotismus, Freiheit und gute Regierung, gute Schulen, religiöse Duldung. Nur in Deutschland ist das zu haben. Auswanderung nach Deutschland, wenn man hier land- und friedlos geworden! Das ist richtig und den voraussichtlichen Mitteln entsprechend ...

22. Dezember 1891.

Die Zukunft der hiesigen Grundbesitzer, ob Germanen, Letten oder Esten, ist eine gewerbliche, ohne jede politische Beteiligung. Unter den Russen anderer Gouvernements hat der Balte nur eine Aufgabe: sich bereichern! Der Rest ist nur Mittel zu dem Zweck. Auf Achtung wahrhafter Patrioten muß er in dieser Lage ver-

[1]) Keyserlings Schwiegersohn, Baron Taube-Jerwakant, hatte beschlossen, mit seiner Familie nach Deutschland überzusiedeln.

zichten. Hierzulande kann er aber als Ackerjude ein hochachtbares Leben führen. Der Schluß ist: in den Staatsdienst oder in Unternehmungen in dem Reich soll der Balte nicht anders eintreten, als etwa der Savoyarde in die Welt geht, d. h. mit der bestimmten Absicht, sobald er das Zeug dazu gewonnen, hierzulande sich niederzulassen.

# Georg Berkholz

Georg Berkholz, geb. 1817 zu Heydenfeld (Livland), Stadtbibliothekar in Riga, Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen, gest. 1885 in Meran.

## Zeitgeist und Nationalitätenkampf[1])

### An Edith v. Rahden

Riga, den 29. Mai 1869.

— — Haben Sie schon den Anti-Samarin Schirrens gelesen? Das ist ein Buch! Ich habe noch von keinem andern eine so unmittelbare und allgemeine Wirkung erlebt. Alle unsere provinzialpolitischen Meinungsverschiedenheiten haben sich mit einem Schlage in die von Schirren entwickelte Anschauungsweise aufgelöst, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht fortan auch die offizielle Sprache der Landesvertretung denselben Grundton annähme! Es ist der Ton der Desperation: mag alles verloren sein, nur die moralische Würde nicht! Für eine solche Stimmung ist man durch die unausgesetzte Feindseligkeit der russischen Zeitungen, durch Samarins Buch und ähnliches allmählich vorbereitet worden, und Schirren hat ihr zum allgemeinen Durchbruch verholfen.

Die Kluft zwischen der russischen und der hiesigen öffentlichen Meinung ist jetzt ungeheuer weit aufgerissen. Ist aber irgend jemand (außer einigen bewußten Lügnern in der Moskauschen Zeitung) persönlich dafür verantwortlich zu machen? Die Gegner dort und hier, sie sind doch nur Werkzeuge in der Hand des Zeitgeistes. Dieser aber ist der Geist, der Instinkt der Nationalitäten. Er ist's, der jetzt die Menschen zum Kriege gegeneinander treibt wie einst die Religion. Ein weltgeschichtliches Rad, das rollt, und niemand wird es aufhalten. Ja, es kann zu einem ideellen Genuß werden, sich mit Bewußtsein von ihm zermalmen zu lassen. Auch die Staatengebilde verständigen Wollens sind ohnmächtig gegen solche weltgeschichtliche Leidenschaft. Sie wird sich austasen, und die höhere Idee des allgemein Menschlichen wird sich wieder ihr Recht nehmen,

[1]) „Baltische Monatsschrift", Bd. 44.

aber wer jener unterdessen zum Opfer gefallen, der wird nicht wieder aufstehen. So wenigstens urteile ich nach der Analogie der Religionskriege und Religionsverfolgungen. Lesen Sie doch ja die Biographie Joukoffskys[1]) von dem alten Doktor Seidlitz in Dorpat. Sie ist sehr interessant, auch abgesehen davon, daß der Name Joukoffsky mich an Zeiten erinnert, in denen das Höchste noch nicht „Nationalität", sondern „Humanität" hieß.

In tiefster Ergebenheit

G. Berkholz.

## Die Aufhebung der alten baltischen Städteverfassung[2])

### An Edith v. Rahden

Riga, den 1. Mai 1877.

Wie oft auch in ganz anderer Veranlassung gerade in der letzten Zeit wieder meine Gedanken zu Ihnen, gnädiges Fräulein, hinübergeflogen sind, brauche ich kaum zu sagen. Wieder ein orientalischer Krieg, und den von 1854 habe ich mit Ihnen durchlebt! Wieder wie damals, nur noch in viel wirksamerer Stellung, sind Sie an dem Werke der großen Leidensminderung beteiligt. Wieder wie damals schauen wir auch jetzt nicht ohne Besorgnis dem Ausgange entgegen. Für mich übrigens wird im Moment der Gedanke an den Krieg doch noch in den Hintergrund gedrängt durch einen andern: durch den an den gerade gleichzeitig sich vollziehenden Zusammensturz unserer jahrhundertealten Stadtverfassung.

Dieser Rat von Riga, der einst in reichsstädtischer Unmittelbarkeit regiert, Kriege mit dem mächtigen Deutschorden geführt, die Hansatage beschickt, bei dem Zusammensturz des altlivländischen Staates die Unabhängigkeit der Stadt zwanzig Jahre behauptet, dann unter ehrenvollen Bedingungen sich Polen unterworfen, endlich mit Peter dem Großen kapituliert hat — er soll jetzt einer aus Wahlen einer politisch sehr ungebildeten Masse hervorgehenden

[1]) Russischer Dichter, ausgezeichneter Übersetzer deutscher Klassiker, besonders Schillers.

[2]) Baltische Monatsschrift, Bd. 46.

„Duma" weichen! Je älter man wird, desto konservativer wird man. Mein Herz ist bei der untergehenden Stadtordnung wie das des jüngern Cato, der gegen Cäsar unterliegend mit den Worten starb: „Die Götter haben sich für die neue Ordnung der Dinge entschieden, Cato stimmt für die alte." Oder nüchterner und praktischer gesprochen: die neue Stadtordnung mag auch ihr Gutes haben, nur ein Umstand ist dabei, der mir alle ihre Vorzüge in den Schatten stellt — das übermäßige und wahrscheinlich in Zukunft noch sich steigernde Einmischungsrecht des Gouverneurs. Was jetzt untergeht, ist die germanische Autonomie, und was jetzt anfängt, ist die französische Präfektenwirtschaft. Der traurigste Umstand dabei ist der, daß wir die neue Stadtordnung sicherlich nicht in den Kodex unserer Provinzialrechte eingeführt erhalten werden. Provinzialrecht oder Reichsrecht? das ist die letzte, entscheidendste Frage in allen uns betreffenden Gesetzgebungsakten. Bei jeder Modifikation oder Weiterentwicklung des ersteren hatten wir mitzuraten; einmal dem Reichsrecht verfallen, werden wir nur gleich Tula und Tambow hinzunehmen haben, was die Weisheit der Zentralinstanzen erdenkt. Damit entschwände der letzte Schatten des selbständigen Daseins, und wir würden bloße Verwaltungsbezirke, die man dann auch in anderen als den historisch hergebrachten Grenzen zerlegen oder zusammenschlagen könnte. Befreunde sich damit, wer kann!

Mit der Versicherung meiner unvergänglichen Verehrung Ihr

ergebener G. Berkholz.

# Eduard Todleben

Eduard Todleben, geb. 20. Mai 1818 in Mitau, gest. 1. Juli 1884 in Bad Soden. Russischer Ingenieurgeneral, Verteidiger von Sewastopol (1854) und Eroberer von Plewna (1877), seit April 1878 Oberbefehlshaber der gesamten Operationsarmee gegen die Türken. 1879 in den erblichen Grafenstand erhoben.

## Die Einnahme Plewnas[1])

### An seine Gattin

Plewna, 1. Dezember 1877.

... Ich war überzeugt, daß Osman Pascha einen Versuch machen werde, sich durchzuschlagen. Unsere Zernierungslinie war 70 Werst. Die Hauptaufgabe war also, rasch an jedem Punkte 40 bis 60 Bataillone vereinigen zu können. Ich hatte alle Berechnungen gemacht, genaue Instruktion den Korpskommandanten gegeben, alles ihnen genau schriftlich anbefohlen. Um ein jedes Mißverständnis zu vermeiden und mich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie die Konzentrierung der Truppen praktisch ausgeführt werden könne, verließ ich Montag den 21. November mein Hauptquartier und machte die Tournee um Plewna. Dienstag ein Manöver der dritten Gardedivision, Mittwoch und Donnerstag bei dem Grenadierkorps und Freitag bei den Rumänen. Dabei wurden auf jedem Punkt 50 bis 60 Bataillone konzentriert. Die Artillerie und die Truppen nahmen ihre Positionen ein, die Reserven rückten an, als wenn der Feind in der gegebenen Richtung anrückte. Dabei wurden alle Truppenteile mit dem Terrain und ihrer Aufgabe bekannt. Jeder mögliche Fall war vorausgesehen. Freitag abend kehrte ich nach Tuschenitza zurück. Hier fand ich die Nachricht vor von der unglücklichen Affäre bei Elena unweit Tirnowa, wo wir elf Kanonen verloren. Viele hatten den Kopf verloren. Ich betrachtete das Ereignis als ein sekundäres. Die Türken müssen doch etwas unternehmen, wenn sie Plewna in Gefahr sehen. Man muß nur nicht schlafen. Diese Affäre war die Folge der großen Indolenz des Fürsten Myrsky, der sehr viel Aplomb hat, wenn nichts zu tun ist, und nichts tut, wenn es

[1]) Baltische Monatsschrift, Bd. 50.

gilt. Die Hauptfrage blieb doch Plewna. Man wollte schon die Truppen hier verringern, ich stemmte mich dagegen und war des Erfolges gewiß, wenn man nur Ausdauer hat und nicht alle Tage neue Pläne hat. Man wollte stürmen, um ein Ende mit Plewna zu machen. Ich gestattete es positiv nicht. Mit Entschiedenheit wies ich alle zurück, die sich auf diese Weise unangenehm machten. Wir hätten 10 bis 20 000 Mann verlieren können, ohne des Erfolges gewiß zu sein. Die Armee wäre infolge dessen desorganisiert, Osman hätte herausgehen können, da die Blockade aufgehört, die Armee, nach so starken Verlusten, wäre unfähig gewesen, weiter etwas zu unternehmen. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, und man muß die Kraft und Mittel konzentrieren, um ihn zu Ende zu führen. Ich blieb heiter und unerschütterlich, denn alles, was man vorbrachte, schien mir Kinderei zu sein. Sonnabend — Georgenfest, der Großfürst (Nikolai Nikolajewitsch) war krank, Se. M. der Kaiser konnte auch nicht zur Redoute kommen, wo wir Georgenritter versammelt waren. General Krüdener kommandierte die Parade, ich empfing den Rapport und dankte den Truppen im Namen des Kaisers für ihren tapfern Dienst. Es war die auserwählte Schar der Tapfersten von Plewna. Ich brachte die Gesundheit Se. M. des Kaisers usw. aus. Es war ein großer Jubel. Die Artillerie gab Salven nach Plewna, wir frühstückten im Felde im heiteren kameradschaftlichen Kreise.

Am Abend erhielt ich von den Batterien und den Vorposten, auch von einigen Gefangenen Berichte, welche deutlich darauf hinwiesen, daß Osman Pascha Vorbereitungen zum Durchbruch mache. Die ganze Nacht wurde telegraphiert, ich setzte alle Korpskommandeure in Kenntnis und machte alle Anordnungen zur Konzentration der Truppen jenseits des Wid. Plewna schien erleuchtet zu sein, man sah in verschiedenen Richtungen in der Nacht rote Laternen. Die Türken hörten auf zu schießen. Mit Anbruch des Tages, 28. November, hörte man Kanonendonner und Gewehrfeuer am linken Ufer des Wid, es langten Berichte an vom General Ganetzky, daß er angegriffen wäre. Um 9 Uhr morgens, nachdem ich alle Anordnungen gemacht hatte, setzte ich mich mit meinem Stabe zu Pferde und befahl, auf der ganzen Linie vorzugehen und die feindlichen Positionen westlich von Plewna, d. h. am linken Ufer, zu

besetzen, falls der Feind dieselben verlassen hatte oder unbedeutende Kräfte zurückgeblieben waren. Der Großfürst kam auch herausgeritten. Unsere Truppen nahmen fast ohne Widerstand die türkischen Redouten ein. Das Kanonen- und Gewehrfeuer währte immer fort. So gelangten wir bis Plewna, ritten in die Stadt und weiter über Berge und Täler zum Wid, nachdem einige türkische Bataillone sich uns ergeben hatten. Jenseits des Wid betraten wir das Schlachtfeld, auf welchem Leichen von Menschen und Pferden lagen. Die Türken hatten die dritte Grenadierdivision attackiert, im ersten Anlauf einen Laufgraben besetzt und sechs Kanonen genommen. Die anrückende Reserve ergriff die Offensive, nahm den Laufgraben und die Kanonen zurück und eröffnete ein so starkes Feuer, daß die Türken acht Kanonen zurückließen und die Flucht nach Plewna ergriffen und die Waffen niederlegten. Es wurde von uns ein Parlamentär geschickt — Osman ergab sich auf Gnade oder Ungnade.

Der Enthusiasmus der Truppen war ein unbeschreiblicher. Wir ritten über die Brücke in der Richtung nach Plewna zurück, dort zog sich ein langer Transport von Fuhren mit Verwundeten und Lebensmitteln — Osman hatte die Absicht, nach Widin durchzubrechen — Massen von Türken um den Zug, die Waffen und Patronentaschen hatten sie weggeworfen. Osman Pascha saß, verwundet am Fuße, in einer Kalesche, ihm gegenüber sein Arzt, der französisch sprach. Der Großfürst begrüßte ihn. Ich hatte gleich darauf eine längere Unterredung mit ihm. Wir riefen ihm zu: „Bravo, bravo, Osman Pascha!" Er schien sehr gefaßt zu sein und hatte einen angenehmen, freundlichen, höchst sympathischen Ausdruck in seinem Gesichte. Osman ist ein Mann von 40 Jahren, mittleren Wuchses, mit einem schwarzen kurzen Barte. Er hatte eine blaue Uniform an mit Tressen auf den Ärmeln ohne Dekorationen. Ein schönes, energisches, kluges Auge. Als ich mit ihm sprach, sagte er mir durch den Dolmetscher: „Tous les jours ne sont pas des jours heureux. J'ai fait ce que je pouvais. Je suis heureux d'être blessé."

Weiter bis Plewna war die türkische Armee in Gruppen zusammengedrängt. Die Rumänen, welche von der andern Seite kamen, fingen an zu plündern. Ich ergriff gleich energische Maßregeln,

um Einhalt zu tun. Wir ritten wieder durch die Stadt, welche von unserer Infanterie besetzt war. Ich ließ bei den Moscheen und beim Harem des Osman Pascha Wachen aufstellen. Seine Damen habe ich nicht gesehen. Es war indessen dunkel geworden, wir hatten noch elf Werst bis Tuschenitza bei Schneegestöber und Finsternis zurückzulegen, ritten bergauf, bergab und gelangten um 9 Uhr zu unserem Stabe, ohne im Verlaufe des Tages etwas gegessen zu haben, nach einem Ritt von fünfzig Werst. So endete dieser in der Geschichte merkwürdige Tag. Nachdem ich etwas genossen hatte, sendete ich Doktor Köcher zu Osman Pascha, um ihn zu pflegen.

Dienstag, 29. November, war ein Tedeum bei Plewna im Rayon der türkischen Redouten. S. M. der Kaiser legte dem Großfürsten den Georgenorden 1. Klasse, mir den Georgenorden 2. Klasse um, indem S. M. mich küßte und mir dankte. Darauf ritt S. M. nach Plewna, dort wurde ihm Osman Pascha vorgeführt. Er hatte einen leidenden Ausdruck im Gesichte und war sehr ernst und ergeben in sein Schicksal. S. M. der Kaiser sagte ihm, daß er ihm gestattet, nach der tapferen Verteidigung seinen Säbel zu tragen, und fügte hinzu, er würde es in Rußland gut haben. Wir haben 50 Offiziere und 1600 Mann verloren, die Türken über 4000 Mann. Die Trophäen bestehen aus 40 Paschas, 40 000 Gefangenen, darunter 2000 Offiziere, und 77 Kanonen. Der Fürst von Rumänien hat mir die goldene Medaille mit seinem Bilde verliehen, der Großherzog von Mecklenburg sendete mir durch Werder ein Kreuz mit der Inschrift: Für Auszeichnung im Kriege. Gestern, den 30. November, war ich bei Seiner Majestät in Poradim (etwa zwanzig Werst von Plewna) zum Frühstück. Darauf war ein Kriegsrat. Sonnabend (den 3. Dezember) reist S. M. nach Petersburg. Werder und Bichtelsheim werden ihn begleiten, sie werden Dir mündlich Nachricht von mir bringen.

Auf diese Weise ist die Plewnasche Frage beendet. Ich bin glücklich bei dem gewünschten Erfolge, dem Kaiser und Rußland die Armee erhalten zu haben. Ein Sturm hätte, bei allem Zweifel des Gelingens, die mir anvertraute Armee unfähig gemacht für weitere Unternehmungen. — Mit Plewna hat auch mein Kommando aufgehört. Ich bedaure sehr, mich von meinem Stabe trennen zu müssen. Es war ein Einklang, ein bereitwilliges Zusammenwirken,

wie man es sich nicht besser wünschen kann. Ich weiß nicht, welche Aufträge ich erhalten werde, denn die Armee wird in verschiedenen Richtungen verteilt. Bei × × × attachiert zu werden, ist keine angenehme Perspektive. Werde warten, was kommt. An baldigen Frieden glaube ich nicht. Der Türken Kräfte sind noch nicht erschöpft. Wir werden noch Arbeit genug haben.



# Edith von Rahden

Edith von Rahden, geb. 1825 in Kurland, Hofdame der Großfürstin Helene und der Kaiserin Marie in Petersburg, gest. 1885 in Petersburg.

## Glaubens- und Lebensfragen[1])

### An Pastor Ferdinand Walter

Petersburg, 18. April 1853.

Hochverehrter, lieber Herr Pastor!

Werden Sie sich meines Namens noch nach sechs langen Jahren erinnern? Werden Sie mir nicht zürnen, daß ich, die fast Unbekannte, mich schriftlich an Sie wende und Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit sei es auch nur ein paar kurze Augenblicke raube? Ich habe lange in Ungewißheit geschwankt und immer wieder den sehnlichen Wunsch unterdrückt, einmal direkte Nachrichten von Ihnen zu haben — jetzt aber fasse ich mir ein Herz und wage es frisch, im Vertrauen auf Ihre unvergeßliche Güte. Überdem trage ich ganz still im Herzen eine Hoffnung, die ich sorgsam gepflegt habe: sollte die Wärme und die Treue des Gefühls, das ich Ihnen bewahrt habe und das mir Ihr Bild so lebendig darstellt, als hätte ich gestern Ihren Worten gelauscht — sollte dieses Gefühl nicht, Ihnen selbst unbewußt, in Ihnen die Erinnerung an eine dürstende Seele wach erhalten haben, der Sie einst den Quell des ewigen Lebens wiesen? — Wie dem auch sei, hier bin ich und frage Sie ganz unumwunden: darf ich von Zeit zu Zeit an Sie schreiben, Ihnen sagen, was mich drückt und ängstet, und um Ihren Rat bitten? Fern sei es von mir, auf regelmäßige oder lange Antworten Anspruch zu machen; nur hie und da ein Wort, eine Warnung, ganz flüchtig, ganz kurz — sehen Sie, das wäre mir eine so große Freude, eine so mächtige Hilfe, daß ich Ihnen nicht genug dafür zu danken wüßte. Sie kennen die neuen Verhältnisse, in denen ich lebe, und ich habe auch gehört, daß Sie sich mißbilligend über diesen Entschluß, Hofdame zu werden, ausgesprochen haben. Das hat mir sehr wehe

[1]) Aus: Bischof Dr. F. Walter. Seine Landtagspredigten und sein Lebenslauf. Leipzig, Duncker & Humblot 1891.

getan, und ich hätte sicher gleich an Sie geschrieben, um Ihnen alles zu erklären, wie es so sein mußte und ich nicht anders konnte, wenn es möglich gewesen wäre, darüber zu schreiben. Doch das konnte ich nicht; ich schwieg, ließ Ihren Tadel über mich ergehen und habe mir desto heißer gewünscht, Ihnen einst wieder mein ganzes Herz ausschütten zu können. In meinem neuen Leben ist manches an mir anders geworden; tausend neue Anfechtungen, von denen ich keine Ahnung hatte, sind über mich eingebrochen, und was mich besonders schmerzt: Anfechtungen so nichtiger Art, daß man meint, man könne sie durch ruhiges Fortschreiten überwältigen — aber wie wuchernde Schlingpflanzen liegen sie am Boden, und die Füße straucheln selbst auf dem verachtetsten Unkraut. Ob auch einiges an mir besser geworden ist, ob mein Blick klarer für die wahre Hoheit und wirkliche Größe der Menschen und Dinge geworden ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht täusche ich mich auch darüber, doch Sie werden es am besten selbst aus meinen Mitteilungen ersehen, wenn Sie mir erlauben, sie fortzusetzen. Gott segne Sie! In meinen besten, schönsten Stunden ist Ihr Andenken mir immer gegenwärtig. Wie Vieles möchte ich von Ihnen, von Ihrer Gesundheit, von Ihrer Familie wissen. Pastor Frommann, der mir zuweilen ein freundlicher Ratgeber ist, weiß mir nie genug zu erzählen. Und nun leben Sie wohl, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen lästig falle, und erlauben Sie mir, Ihnen nochmals zu sagen, wie ganz ergeben ich Ihnen bin.

Editha Rahden.

Petersburg, 17. Mai 1853.

Seit vierzehn Tagen habe ich Ihren lieben Brief, hochverehrter Herr Pastor, und ich freue mich täglich daran; mein Herz ist des Dankes voll. Als ich so schnell Ihre Antwort erhielt, als gleich die ersten Worte Ihres Schreibens mich über Ihre Gesinnung zu mir beruhigten, da war gewiß Freude das vornehmste, ja alleinige Gefühl meines Herzens — aber wie bald machte es einer unüberwindlichen, demütigen Traurigkeit Platz! Sie denken so gütig von mir, Sie meinen mich zu kennen, Sie erwarten vielleicht viel von meiner inneren Entwicklung ... wie werden Sie mich finden? Ihnen gegenüber kann nie ein Wort über meine Lippen kommen,

das ich nicht ganz so empfinde, wie ich es ausspreche. Ich habe keinen Frieden, keine Freudigkeit im Herzen. Das eiskalte, starre Leben der Pflicht will sich noch immer nicht von mir ablösen; es bleibt für mich die harte Verpuppung, aus der das freie himmlische Leben des freudigen Gehorsams nicht erstehen kann. Ich sehne mich schmerzlich nach einer wahren Gemeinschaft mit Gott und finde in mir nichts, als eine ferne Anbetung für ihn, eine unüberwindliche Kluft trennt mich von ihm — ich liege im Staube, er thront oben in der Herrlichkeit, und ich habe keine Flügel, die mich hinauftrügen! Was helfen mir Stunden, vielleicht Tage, die anders sind? Ich bin der künstlichen Stimmungen müde, der fruchtlosen Einbildungen, die so bald desto traurigeren Enttäuschungen Platz machen, ich kann nicht mehr in dem Treiben und Lärm der Welt mit einem geteilten, unruhigen Herzen stehen, ich will Ruhe finden! Das ist's aber eben, daß ich mein ganzes Leben hindurch immer will und das Ziel nie erreiche; ich will nicht einmal recht, denn die geringfügigsten Dinge, Befriedigung der Eitelkeit, menschliche Rücksichten ohne Zahl, und wie diese Versuchungen alle heißen mögen — sie werfen mit einem Hauche meinen Willen um, und ich stehe beschämt, erbittert gegen mich selbst, fast immer trostlos da, weil mir die Liebe zu Gott fehlt und ich mit meiner Anbetung ihm fern bleibe. Die ungestüme, himmelstürmende Unruhe, die Sie an mir früher gekannt haben, scheint mir ziemlich überwunden: ich möchte mühsam die Himmelsleiter hinanklimmen, ich möchte arbeiten ohne Unterlaß und ein Sandkorn nach dem andern sammeln, keine Anstrengung scheuen, keine Last meiden — und ich habe es auf diese Weise öfters versucht, — aber mir geht der geistige Atem so bald aus, mir wird so schnell finster und starr zumute, — ich bin unglücklich darüber, daß die sogenannten Eigenschaften, die ich im gewöhnlichen Leben besitze, zu farb- und markloſen Gestalten zusammenschrumpfen, sobald ich sie auf mein inneres Leben anwende. Zuweilen drückt mich die Anerkennung der Menschen wie ein Alp — sie wissen ja gar nicht, was sie loben, und wie jämmerlich das in Wahrheit ist, was ihnen gefällt — aber wenn ein Mensch, wie Sie, mit liebevollen Worten zu mir tritt, wenn ich aus Ihrem Munde hören muß, daß Sie mich wert halten, dann ertrage ich es nicht länger, und ich möchte mich Ihnen bis auf die geheimsten Falten meines Herzens

zeigen, damit Sie sich nur nicht täuschen, und wenn Sie alles klar gesehen haben, sich meiner um der Wahrheit willen annehmen. Ich werde nie vergessen, wie Sie mir einst, in einer für mein Leben entscheidenden Stunde, die ernste Wahrheit gesagt haben, wie Sie die Hand in die Wunde legten, um sie mir recht offenbar zu machen, — tun Sie es noch — aus Ihrem Munde will ich jeden Tadel entgegennehmen mit tiefstem Dank, so lebendig ist in mir die Überzeugung von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrer Liebe zu Gott, die sich um seinetwillen auf alle Menschen erstreckt. — Was soll ich Ihnen von meinen neuen Verhältnissen sagen? Äußerlich sind sie so günstig wie möglich, und die Tätigkeit, die sie mir bei der Person der Frau Großfürstin auferlegen, ist mir lieb und gemäß. Das übrige, sozusagen die Begleitung zu dem Hauptthema, nämlich das Leben am Hofe mit seinen Vergnügungen und seinem Gepränge, der Umgang mit Leuten, die mir innerlich fremd sind und bleiben werden, das alles ist mir lästig. Doch einzelne schöne und versöhnende Erscheinungen tauchen hie und da aus dem allgemeinen Strome auf, und ich begrüße sie immer mit Freuden. Ich könnte noch lange so schreiben, doch ich will nicht länger Ihre freundliche Nachsicht mißbrauchen. Leben Sie wohl, Gott segne Sie.

Editha Rahden.

Petersburg, 16. Juni 1853.

Mit schmerzlicher Ungeduld habe ich täglich eine Antwort von Ihnen auf meinen Brief erwartet, und nun muß ich fort ohne diesen Trost, diese Freude mit auf die Reise zu nehmen. Die Frau Großfürstin Helene wünscht, daß ich ihre Tochter, die Großfürstin Katharina, auf einer Reise nach England begleite, und so sehr mich die Aussicht, ein schönes, interessantes Land zu sehen, sonst belebt hätte, in diesem Sommer machen es mir eine Reihe von Ereignissen sehr schwer. Auch die Trennung von der Großfürstin ist mir traurig. Sie sehen, ein Wort von Ihnen wäre ein Lichtpunkt an meinem dunkeln Himmel gewesen. Glauben Sie nur ja nicht, verehrter Herr Pastor, ich wagte Ihnen Ihr Schweigen vorzuwerfen, o nein! Ich sage Ihnen nur, wie mir darob zumut ist, und es mußte wohl so kommen, mir zum Besten. Ich bleibe drei Monate abwesend; sobald ich zurückkehre, schreibe ich wieder an Sie — ich

weiß, wenn Ihnen auch vieles an mir mißfallen muß, Sie erlauben es doch, weil Sie fühlen, ich habe es nötig. Leben Sie wohl; Ihre Predigten nehme ich mit und lese sie immer wieder mit neuer Freude, besonders die letzten — die leben in meinem Herzen. Gott segne Sie! Wenn etwas Großes oder Schönes mir die Seele bewegt, so steigt Ihr Andenken immer lebhaft in mir auf — das muß Sie freuen, und ich empfinde ein sehr beglückendes Gefühl dabei: ich meine, es sei ein inneres Band der Gemeinschaft zwischen uns. Noch einmal, leben Sie wohl, Gott erhalte Sie gesund, und vergessen Sie nicht ganz Ihre treu dankbare Editha Rahden.

Petersburg, 1. März 1854.

Hochverehrter, lieber Herr Pastor!

Ich finde keine Worte, um Ihnen für Ihren lieben Brief zu danken, den ich so überraschend schnell nicht erwartet habe und den ich täglich von neuem lese. Mir ist zumute, als hörte ich Ihre Stimme, dieselben Wendungen wieder, die mir noch in den Ohren klingen, seit sechs langen Jahren, und mein Herz sehnt sich nach Ihnen, ich möchte Sie nur einmal wiedersehen, einmal von Ihnen selbst hören, was keiner wie Sie zu sagen versteht. Von der Reise habe ich schöne, unvergeßliche Erinnerungen mitgebracht, und ich glaube wirklich, ganz erfrischt und vielleicht gefördert zurückzukehren.

Wieviel ich Ihrer gedacht habe in meinen schönsten Stunden — müssen Sie wissen, da Sie doch überzeugt sein müssen von meiner tiefen Anhänglichkeit für Sie. Im Kölner Dom, von dem ich mich nicht losreißen konnte und wo meine Seele den Himmel hätte erstürmen mögen, da sind Sie mir nahe gewesen, ich fühle es. O dieser Moment, als die Orgel ihre vollen, mächtigen Harmonien erklingen ließ, die donnernd unter den herrlichen Gewölben rollten, und alles in mir und um mich ein Gebet wurde, ein Lobgesang, der die Majestät Gottes verkündete! Als Gegensatz zu diesem erschütternden, unwiderstehlichen Eindrucke der großartigsten Schönheit, der die Seele entzückte, begeisterte und von der Herrlichkeit der Erde zur Anbetung des Herrn der Welt fortriß — möchte ich Ihnen beschreiben, wie tief und innig mich der Abendgottesdienst in der presbyterianischen Kapelle in London bewegt hat. In dem matt-

erleuchteten, einfachen Raume, schmucklos und schlicht, ohne Orgel, nur mit vortrefflichem, von einem besonders geübten Chore vorgetragenen Gesange eingeleitet, wurde hier nach dem Verlesen und Erklären eines Kapitels aus dem Alten Testamente eine wunderschöne Predigt über einen Text des Evangelium Johannis von Dr. Kumming, dem berühmtesten Kanzelredner Großbritanniens, gehalten. Lautlose Stille und die feierlichste Andacht herrschten in der Versammlung. Die Worte des Lebens fielen klar und mild, von einer geheimnisvollen Macht durchdrungen, bis in die Tiefen aller Herzen. Zum Schluß hörte die Versammlung stehend dem Gesange eines Psalmes zu und verließ dann nach empfangenem Segen, in derselben schweigenden Ruhe, das Bethaus. Ich mußte immer an eine Versammlung der ersten Christen denken, so prunklos und unscheinbar und doch so erhaben in seiner edlen Einfachheit war dieser Gottesdienst. Wieviel mußte ich da an Sie denken! — Ich lasse mich von dem Vergnügen, Ihnen meine Erlebnisse mitzuteilen, fortreißen — und ich wollte Ihnen doch sagen, wie es in mir steht, damit Sie die Krankheit vollkommen erkennen und beurteilen können. Wann kehrt wohl bei mir innere Befriedigung ein? Das Suchen und Streben und Arbeiten hat mir gar nichts geholfen; das letzte besonders; die mühsame Pflichtübung widert mich an, wie ein häßlicher Götze, vor dem ich mit verblendeten Augen jahrelang gekniet hätte, und nun sind meine Augen geöffnet und das Menschenwerk, das unvollkommene, eiskalte, starre Menschenwerk sieht mir mit dem leblosen Blick ins Angesicht. Sehen Sie, ich habe in dieser Zeit manche Erfahrung gemacht; auch meine Reise, indem sie mir viel wahrhaft Schönes und Erhabenes zeigte, indem sie mich aus dem gewohnten Kreise riß und mich einen, wenn auch flüchtigen Blick in andere Zustände tun ließ und einen anderen Horizont vor mir ausspannte, alles das zusammen hat an mir gerüttelt und geschlagen, bis manche falsche Vorstellung von mir abgefallen ist. Mehr denn je fühle ich mich aber vereinsamt und traurig. Ich kann mit voller Überzeugung sagen, die Welt, ihr prunkender Glanz, das Jagen und Treiben nach äußerer Ehre und das unbedingte Huldigen dem Erfolge, sind mir in der Seele zuwider, ich habe nicht die geringste Illusion über diese Dinge, ich habe nicht das geringste Interesse daran. Aber auch eine herbe, unbeugsame Kälte

überkommt mich. Davor fürchte ich mich aber, und darüber will ich Ihren Rat! Was soll ich tun? Wie soll ich die Liebe Gottes mächtig genug in mir anfachen, daß sie alles überwinde, alles vergesse, alles hoffe? Es ist ein seltsamer Widerspruch in mir; wer bin ich denn, daß mich das Schlechte und Niedrige in der Welt so anwidert? Fühle ich doch, — und das bleibt ewig der größte Schmerz, — wie sehr ich dem Schlechten in mir Raum gegeben habe, — sollte mich das nicht nachsichtig machen? Nein, ich möchte sagen, je gefährlicher mir mein eigener Seelenzustand zu werden scheint, je verhaßter wird mir alles, was ihn veranlaßt hat und ihn zu verschlimmern droht. Instinktmäßig, sobald ich von außen schmerzlich berührt werde, zieht sich meine Seele in sich selbst zurück und wickelt sich sozusagen in ein Leichentuch von Kälte und Gleichgültigkeit, unter welchem man die Tränen und blutenden Wunden nicht sieht. Aber es überkommt mich immer lebhafter das Gefühl, als werde diese Gleichgültigkeit mein lebendiges armes Herz wirklich ersticken, als sei es schon matt und krank — und davor fürchte ich mich. Ich kämpfe nicht — ich widerstehe: zum Kampf gehört Begeisterung, warmes, frisches Gefühl der Kraft, dazu gehört Liebe, — zum Widerstande braucht man nur ein passives Feststehen, ein starres Eingewurzeltsein in dürrem Boden, ja was lange bewegungslos dasteht, versteinert notwendig. Sie sagen — wer aus Liebe zur Liebe das Geringste tut, der fühlt sich erquickt zu neuer Frische ... Ich begreife das alles sehr gut, ich ahne es, wie man ein geheimnisvolles, unbekanntes Glück ahnen mag, — aber ich empfinde es nicht. Wenn ich doch nur freie göttliche Liebe haben könnte! Tausendmal habe ich mich überreden wollen, es glimme der göttliche Funke in mir, er lodere auf — aber schnell mußte ich erkennen, es sei eitle Täuschung, und auf hoffnungsreiche Stunden und Tage folgten bitterkalte Wochen und Monate. Wie das möglich ist, wenn man durchdrungen ist von der Vorstellung der Herrlichkeit und des himmlischen Friedens, den solche Liebe gibt, ja das begreife ich nicht, und wie ich es machen soll, um dieses Kleinod zu erlangen, das sollen Sie mir sagen, dazu können Sie allein mir helfen. Ehe ich dahin komme, fühle ich, daß ich immer ruhelos sein werde. Helfen Sie mir in dieser Not meines Herzens, ich werde mit Sehnsucht Ihre Antwort und Ihren immer heilsamen Rat erwarten. Ich ent-

schuldige mich nicht darüber, daß ich Sie belästige und Ihnen Zeit raube; wenn ein Kranker sehr leidet, so streckt er dem Arzte das wunde Glied entgegen und will vor allen Dingen Linderung, Heilung seiner Schmerzen ... erst später fallen ihm menschliche Rücksichten ein. Was ich Ihnen versprechen kann, ist unbedingter Gehorsam, wenn Sie mir etwas verschreiben wollten, und den wärmsten Dank für jedes Wort des Trostes. Sie müssen zwischen den Zeilen die herzliche Verehrung herauslesen und darum Nachsicht mit mir haben. Ganz und immer Ihre Editha Rahden.

Petersburg, 25. Februar 1855.

Ich möchte nur eines immer wiederholen: Dank, innigsten Dank für Ihre unbeschreibliche Güte! Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß Ihr langes Schweigen mir viel Schmerz verursacht hat. Ich habe fast geglaubt, mein letzter Brief sei Ihnen so mißfällig gewesen, daß Sie bei so verkehrten Begriffen und Empfindungen es nicht der Mühe wert hielten, Zeit und Rat an mir zu verschwenden. Das hat mich sehr betrübt und gedemütigt.

Wie ein warmer, belebender Sonnenstrahl fiel nun plötzlich Ihr lieber Brief in meinen dunkeln Zweifel und rührte mich tief. Noch einmal danke ich Ihnen aus voller Seele, Gott segne Sie! Ich fühle mich viel wohler und freier in meinem Wirkungskreise seit dem vorigen Herbst; ich bin außerordentlich beschäftigt und oft müde an Leib und Seele, aber mitten in das wüste Treiben, in welchem ich mich zersplittere, ist ein Interesse getreten, an dem ich eine ernste Freude finde. Die Großfürstin Helene hat eine Gemeinschaft barmherziger Schwestern gegründet, die in der Krim die besten und schönsten Dienste den verwundeten Soldaten leisten. Die Organisation, Erhaltung, Fortbildung dieser schon auf achtzig Schwestern angewachsenen Gemeinschaft beschäftigt die Großfürstin sehr, und sie braucht mich auch dabei. Wenn meine Tätigkeit auch nur eine geringe an dem Werke ist, so gewährt sie mir doch große Freude, und abends, nach dem langen, lärmenden Tage, sitze ich oft bis spät in die Nacht bei Korrespondenzen und anderen Schreibereien, aus deren zuweilen mühsamer und lästiger Arbeit mir aus der Ferne doch ein Resultat entgegenschaut. Arbeit habe ich von jeher geliebt: ernste, anstrengende Arbeit. In ihrem erfrischenden

geistigen Einflusse habe ich immer etwas Heiliges geahnt; ich kenne wohl die Klippe der Selbstgerechtigkeit, welche in dem Bewußtsein etwas zu tun liegt, und ich hoffe, ich vermeide sie — ich danke aber Gott, daß er mir die Möglichkeit gibt, ein sichtbares Sandkorn zu einem seiner Werke — denn es ist ein Werk der Liebe — herbeizutragen. Auf dieser betretenen Bahn will ich, so Gott mir hilft, ruhig fortgehen; auf diese Weise vergesse ich mich selbst am leichtesten, und ist mir dieses erst gelungen — vielleicht sproßt dann einst aus dem dürren Erdreich meiner Seele der gesegnete Trieb der Gottesliebe, nach dem ich mich so lange bitter sehne. „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark werden, aber ihr wollt nicht" — ich will, aber das Vollbringen finde ich noch nicht — ich muß warten lernen, und dazu leiten mich Ihre Worte, Ihre Güte auf eine wunderbare Art an. Zum erstenmal hat ein Mensch so wie Sie zu mir gesprochen; mein Bruder hätte es getan, wäre er mir geblieben. Ich habe meine innere Unruhe mit inneren Augen angesehen — ich habe mit möglichster Aufrichtigkeit mein Gefühl geprüft; Sie mögen in gewisser Hinsicht recht haben, und geliebt zu werden, wie ich mir denke, daß man lieben kann, ist ein großes Glück, nach welchem jedes Herz, auch das meinige, mehr oder minder bewußt, trachten mag. Doch habe ich nie von einem Menschen die Befriedigung dieses Sehnens erwartet, mir ist es nie eingefallen, auch nur mit einem Gedanken die Möglichkeit einer Heirat anzunehmen. Ich trage schon so schwer an meinen eigenen Mängeln und Fehlern; an einem geliebten Wesen, an einem Manne, dem ich in freudiger Liebe untertan sein möchte, könnte ich die kleinlichen, niedrigen Schwächen der irdischen Natur kaum ertragen. Von jeher habe ich diese Ansicht hierüber gehabt, aber es kann doch sein, daß bei aller Entschiedenheit darin ich den Wunsch nach einem natürlichen, menschlichen Glücke unbewußt in mir genährt und durch dessen Nichterfüllung mich im Herzen unbefriedigt gefühlt habe. Neben meinem Dank — hätte ich doch Worte, ihn innig genug auszudrücken! — habe ich eine wehmütige Freude daran, wenigstens in diesem Punkte Ihre Sorge nicht gerechtfertigt zu haben. Noch etwas Geduld ... legen Sie immer wieder segnend Ihre liebe Hand auf mein krankes Haupt, an mein mattes Herz. — Das eine kann noch stark werden, das andere gesunden ... Gott helfe mir dazu! Leben

Sie recht wohl! Sie haben viel Kummer erlebt, viele Trennungen durchgemacht, wird Ihnen nicht einsam dabei zumute? Das ist aber eben der Unterschied zwischen uns: aus den ewigen Wurzeln des Baumes der Liebe sprossen für Sie immer neue Reiser, deren jugendfrische Kraft die abgebrochenen Äste bald zudeckt, wenn auch nicht ersetzt; — an mir ist noch wenig gebrochen — nur ein starker aus dem Stamm wachsender Zweig — und dürr und kalt liegt die offene Wunde da, — aus dem Tode ist kein Leben erwachsen.

Leben Sie wohl; in treuer Liebe und Ergebenheit bin ich immer

Ihre Editha Rahden.

Moskau, 11. September 1855.

Ganz unerwartet, sehr freudig überraschend kam Ihr lieber Brief gestern hier an, und Sie können sich wohl denken, daß ich heute viel im Geiste bei Ihnen gewesen bin und nicht den Tag beschließen mag, ohne Ihnen meinen Dank und meine Segenswünsche auszusprechen. Sie kommen nach Petersburg, ich werde Sie wiedersehen ... seit wieviel Jahren habe ich mich danach gesehnt, wie oft es als eine Notwendigkeit für mein inneres Leben angesehen! Mit welcher Überwindung habe ich dem immer wieder entsagt, und nun, in einem Momente, wo es still in mir geworden ist, fällt mir als eine freie Gnade diese Freude zu! — Ich hoffe und glaube, daß alles sich Ihrem Wunsche gemäß bei uns gestalten wird. Der Kaiser ist seit drei Tagen nach dem Süden abgereist, kehrt aber im Oktober zurück — wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des Monats; ebenso der Herzog Georg von Mecklenburg, den Sie kennenlernen müssen, und der Sie durch mich schon kennt. Ich schreibe Ihnen aus der alten Zarenstadt, die ich zum ersten Male besuche, und deren Denkwürdigkeiten ich mit großem Eifer studiere. Mir wird gewöhnlich in meinen Unternehmungen das ungestüme Interesse vorgeworfen, mit welchem ich mich sogleich ganz tief in den betreffenden Gegenstand versenke, um ihn zu begreifen; ich möchte lieber sagen — um ihn zu durchleben — denn dieses Wort allein veranschaulicht mir recht meine Empfindung. So tue ich auch jetzt und benutze gewissenhaft jeden freien Moment, um Kirchen, Klöster, Paläste — und Menschen kennenzulernen. Darüber freue ich mich, ausführlich mit Ihnen zu sprechen, wie über alles, was mich

angeht; in dem Glauben, daß Sie mich gern und nachsichtig anhören werden, liegt für mich eine unsägliche Freude! Gott segne Sie auf Ihrer neuen Bahn! Es will vieles neu werden um uns her — möge es zu Gottes Ehre sein! In drei Wochen sage ich Ihnen selbst, wie mein Herz überströmt von dankbarer Anhänglichkeit für Sie: ich werde die Tage zählen bis dahin. Leben Sie wohl, verehrter Herr Pastor, und gedenken Sie freundlich Ihrer treu ergebenen

Editha Rahden.

Ich sage Ihnen nichts von Sewastopol; es sind wenig Details über den letzten Akt dieser Tragödie bekannt; unsere barmherzigen Schwestern sind bis zu Ende dageblieben; eine derselben hat eine Kontusion, einer anderen ist der Arm durch einen Bombensplitter zerbrochen worden: und die schreiben von dort her selige und enthusiastische Briefe, denn sie fühlen, daß sie Gott dienen!

Petersburg, November 1855, Freitag.

Der Herzog Georg von Mecklenburg bittet mich, Sie wissen zu lassen, er freue sich außerordentlich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Montag früh um 11 Uhr erwartet er Sie, um ungestört und lange mit Ihnen sprechen zu können. Wann predigen Sie und wo? Es wäre wohl wünschenswert, Sie sprächen sich ganz offenherzig mit Herrn von Chrustscheff aus, ehe Sie abreisen. Ich meine, wenn Sie ihn von Ihren gerechten Beschwerden und dem Zustande der Kirche genau unterrichten, so ist das hinlänglich — mit den Wünschen und Hoffnungen wäre es, wenn Sie mir erlauben, meine Ansicht auszusprechen, unnütz, ihn bekanntzumachen. Fassen Sie ihn auf dem Rechtsboden, bei seinem Gewissen als Ehrenmann. Um ihn kennenzulernen, können Sie um halb 3 Uhr zu mir kommen, wo Sie ihn treffen werden. Da er durch mich öfters von Ihnen gehört hat, wird sich das alles ganz ungezwungen machen. Verzeihen Sie, wenn ich hin und wieder kleine Rücksichten geltend mache; ich fühle sehr wohl, wie Ihnen das ängstliche Getriebe fremd und unangenehm sein muß — es geht bei uns schwer anders, selbst bei innerem Widerstreben. Die Großfürstin Helene wünscht Sie Freitag, 2. Dezember, um 3 Uhr zu sehen. Ganz und immer Ihre

Editha Rahden.

Petersburg, 4. August 1856.

Ich habe Ihnen längere Zeit nicht geantwortet, verehrter Freund, weil mir daran lag, Ihnen irgendeine positive Nachricht mitteilen zu können in bezug auf die Angelegenheiten, die uns teuer sind. Doch alles, was ich erfahren habe, ist eine Verzögerung jeglicher Entscheidung hinsichtlich der armen fälschlich angeschriebenen Protestanten, bis nach der Krönung. Ich glaube gewiß, wir können dabei auf den guten Willen des Herrn von Chrustscheff bauen — er wird keine Opfer für uns bringen, aber eine unehrliche Handlung weder tun noch dulden, soweit seine Macht reicht. Für die Kasse zur Unterstützung unserer Prediger hat mir der Minister selbst sehr gute Aussichten eröffnet — und Ihre mir neulich gütigst gesandten Papiere sind in den besten Händen, in denen des Herzogs Georg. Ich wiederhole hier meine Ansicht über den einen die gemischten Ehen betreffenden Punkt; es ist unmöglich, diese Rechtsherstellung zu erlangen, die Zeit muß darin unsere Gehilfin werden. Einzelne Fälle aber könnten nach und nach die Einleitung zu einer späteren Veränderung geben — namentlich meine ich hier die polnischen Majorate, wo protestantische Eltern um die Gnade bitten könnten, ihre Kinder in ihrem Glauben erziehen zu dürfen, was der Kaiser höchstwahrscheinlich bewilligen würde. Von dieser ersten Stufe käme man mit Vorsicht und Festigkeit vielleicht zu der zweiten wichtigeren — doch leider nicht so bald. — Ich freue mich, Dr. Ulmann in Moskau zu sehen — seine würdige Haltung hat ihm allgemeine Achtung erworben, und er wird unsere Kirche wohl vertreten. — Erlauben Sie mir einen frommen Wunsch in bezug auf ihn. Gott gebe, daß er sich nicht infolge der beständigen, oft sehr kleinlichen Einflüsterungen der Leute, die mit ihm dienen, in die Sackgasse des Mißtrauens verrenne. Freilich wäre es lächerlich in unserer Stellung, nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, blind zu glauben — aber es liegt in dem Mißtrauen an sich eine lähmende, beschränkende Kraft, durch welche man gegen wirkliche Gefahren blind wird, während geringfügige Dinge zu einer eingebildeten kolossalen Größe anwachsen, — wer mißtraut, sieht nie mehr klar, — Wachsamkeit aber hat ein lichtes Auge. Wenn Sie meinen, will ich in Moskau vieles mit ihm besprechen — es steht ja in seiner Hand, zu verwerfen, was falsch in meinen Ansichten sein mag. Sie haben

ganz recht, wenn Sie meinen, Ihr Bild stehe mir predigend vor dem Seelenauge. Ermahnend, tröstend sind Sie eingezogen in meines Herzens Heiligtum — und wenn mich Beweise Ihres Vertrauens hoch erfreuen, wenn es mich eifrig treibt, Ihnen zu dienen, so weiß ich kaum zu sagen, welch eigenes Gefühl mich dabei ergreift; bei aller Befriedigung ein wehmütiges Bedauern; ich möchte nichts tun, nur immer von Ihnen empfangen, von Ihrem ewigen Reichtum in meiner Armut zehren. Ihre ergebenste

Editha Rahden.

Petersburg, 2. Oktober 1856.

Seit Ihr freundlicher Brief in meine Hände gelangt ist, verehrter Herr Pastor, denke ich täglich daran, ihn zu beantworten. Was soll ich Ihnen sagen? Nach wie vor halte ich unsere teure Sache, die der gemischten Ehen, für unmöglich. Freilich läge in einer Demonstration, selbst wenn sie zu nichts führte, ein wohltuendes Zeugnis ehrenwerter Gesinnung, — aber zu einer solchen gehört Einigkeit, festes Zusammenhalten, ein allgemeines wahrhaftes Empfinden der inneren Notwendigkeit eines solchen Schrittes, das ist nun einmal bei uns schwierig, unmöglich hätte ich beinahe wieder gesagt, — und überdem wäre der Moment wenig geeignet, denn ich begreife nicht, wie Sie solche Hoffnungen an das Gnadenmanifest knüpfen, — und ich sehe nicht den Anhaltspunkt, den dies bieten könnte. Unser Freund teilt meine Ansicht, das gibt mir den Mut, sie rückhaltlos auszusprechen. Warten, mit der Zeit an die Stelle unseres Defensivsystems ein aggressives allmählich eintreten lassen, — an die Spitzen unserer geistlichen Behörden insbesondere, anstatt ritterlicher Borniertheit, ruhige, kluge Entschlossenheit stellen, — ohne Lärm, ohne Aufsehen, erst feststehen lernen, ehe man vorwärts geht, das ist die ligne de conduite, die ich mir passend denke. Die Zeit bringt wunderliche Dinge mit sich; wer weiß, wie bald wir anders verfahren dürfen.

Chrustscheff hat das Departement der auswärtigen Konfessionen verlassen — Gott gebe einen tüchtigen Nachfolger; — bei der sehr wohlmeinenden Gesinnung des Ministers kommt so leicht kein böswilliges Subjekt ans Ruder — aber bestimmt ist noch nichts. Bei der Krönung habe ich Dr. Ulmann wenig gesehen, aber allgemein

Anerkennung seines äußerlichen Auftretens mit Freuden vernommen. In wenig Tagen reist die Großfürstin ab — auf ein Jahr wenigstens —, und ich begleite sie mit schwerem Herzen. Werden Sie meiner gedenken in der Ferne? Es tut mir so weh, Ihren Wünschen und Erwartungen vielleicht nicht entsprochen zu haben — wie gern diente ich Ihnen mit aller Kraft! Gott segne Sie! In unveränderlicher tiefster Ergebenheit bleibe ich immer Ihre

Editha Rahden.

## Reisebriefe aus Italien, Deutschland, Österreich und der Schweiz

### An Georg Berkholz[1])

Nizza, 19. November 1856.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und angenehme Sendung. Bücher und Zeitungen trafen rechtzeitig ein, alles geht nach Wunsch in diesem gelobten Lande der Schönheit, und die lieben Freundesworte aus dem fernen Norden klingen harmonisch mit ein in den vollen Akkord, der Geist und Herz erfüllt. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, wie herrlich Italien ist — lachen Sie mich auch aus im Augenblick selbst, so fühlen Sie doch mit, und da ich hier wenig mitteilsam sein kann, was meinen inneren Jubel anbetrifft, so müssen Sie den vollen Ausdruck desselben hinnehmen. Dem Baron R. ist es kalt und unbequem gewesen auf der ganzen Reise, und er räsoniert über jeden Kapuziner, während 24 Tagen, solange wir im Wagen saßen, gründlich unausstehlich, bemüht sich jetzt Vorlesungen über falschen Häuserbau und unzweckmäßige Finanzmaßregeln in Sardinien zu halten, und diese undankbare Beschäftigung kalmiert ihn; Frl. Euler ist leider so schnell müde und dabei doch so schulpflichtig wißbegierig, daß sie immer begehrt von Erschaffung der Welt an die Geschichte aller Dinge zu erlernen — diese Gründlichkeit paßt nicht mehr zu meinen italienischen Empfindungen! Den Doktor allein wähle ich mir zum Kompagnon — er schreitet wacker neben mir her, hat abends vorher viel studiert, belehrt mich beiläufig, spricht aber immerfort und läßt mir alle

[1]) Aus der „Baltischen Monatsschrift" Bd. 41 und 42.

Muße zu phantastischen Irrfahrten. Gestern morgen sind wir drei volle Stunden herumgewandert, am Gestade des tiefblauen Meeres hinab, den Felsen hinauf zwischen Hecken von Kaktus und Aloe, durch Gärten, wo prächtige blütenreiche Rosenranken bis in die Wipfel dunkler Zypressen ragten, wo in glänzendem Laub die Goldorangen glühten, wo Lorbeerbäume die mächtigen Kronen unter ewig heiterem Himmel wölbten und einsame Palmen im Sonnenschein die schwanken Zweige wiegten. Und das alles ist ja wahr, und ich stehe mitten unter diesen lang geträumten Herrlichkeiten! Wenn ich mich frühmorgens an mein Fenster stelle, liegt ein entzückendes Panorama vor mir — Berge, von denen herab dräuend alte Schlösser schauen, liebliche, von Gärten umschlossene Villen, und das Meer und der Himmel und der Duft von tausend Blumen — vor allem aber dieses unbeschreibliche Gefühl der Schönheit, das wie ein Sonnenaufgang alle Nebel der Seele durchbricht, um Licht und Wärme in ihr zu verbreiten. Auf der Reise schon habe ich viel Genuß gehabt: in Mailand besonders, wo ich stundenlang im Dom weilte und von Leonardos Abendmahl mich nicht losreißen konnte, senkten sich manche unvergeßliche Momente in mein Heiligtum der Erinnerung. Zum Entsetzen des Barons habe ich meinen Entschluß kundgetan, um Italien recht zu verstehen, mich ganz mit dem Gesicht und Charakter des Landes zu identifizieren; die katholische Kirche und die heimischen Lustbarkeiten finden höchste Anerkennung in meinen Augen — erschrocken blickt er mich oft darüber an; wenn ich dagegen die Gewaltsamkeiten des Mittelalters preise, lächelt er mir wohl nur seine Approbation so vornehmer Liebhabereien zu. Der Frau Großfürstin geht es leidlich; auch sie freut sich an der zauberischen Umgebung. Nächstens machen wir zu Esel eine Partie nach einem wunderbar gelegenen Kloster, auf der steilsten Höhe des Nizza umgebenden Bergrückens, von da oben will ich hinüberblicken nach der Ewigen Stadt, zu welcher eine ahnende Sehnsucht mich treibt. Denken Sie sich, daß Alphonse Karr[1]) unser Hausgärtner ist! Er füllt die Zimmer der Frau Großfürstin mit Massen von Blumen an und treibt jetzt Gärtnerei als Broterwerb,

[1]) Alphons Karr, geb. 1808, Romanschriftsteller und Redakteur des Figaro in den vierziger Jahren, lebte seit 1856 in Nizza als Blumenzüchter.

seit ihn das väterliche Regiment daheim, seiner ungezogenen Einfälle halber, zur Tür hinausgeworfen hat. Noch habe ich nicht seine Bekanntschaft gemacht, will aber nächstens es versuchen. Garibaldis Kinder sind hier — er selbst ist Kapitän eines Kauffahrteischiffes —, ich höre Großes von diesem antiken Charakter erzählen. In Genua habe ich die Bekanntschaft eines Dr. Rapetti gemacht, der früher Arzt an Bord eines königlich sardinischen, der Großfürstin Helene einst zur Verfügung gestellten Dampfschiffes, später in Venedig den Österreichern manchen Streich gespielt und gar im Jahre 1849 mit genauer Not dem ihm freundlich zugedachten Strick entgangen ist. Sie können sich denken, wie wohlwollend wir beide der perfiden Austria gedachten! Tausend Grüße von uns allen — die Frau Großfürstin dankt für Ihre guten Wünsche. Schreiben Sie oft, viel und ausführlich, Sie interessieren alle und erfreuen mich auch dabei. Kavelin einen schönen Gruß, Herrn v. Brevern[1]) einen sehr herzlichen: auch er begreift meinen italienischen Enthusiasmus sicher. Sonderbar, oder vielleicht ganz natürlich bei meinem Wesen, kommt es mir in Augenblicken wahren Entzückens zuweilen vor, als stände ein Gespenst zukünftiger Schmerzen hinter mir, und mir wird traurig, bodenlos traurig zumute, unter dem düstern Schatten der Vergangenheit und Zukunft — was wollen die Nachtvögel bei Sonnenschein? Leben Sie wohl, vergessen Sie nicht Ihre eigenen Interessen zu pflegen — daß man so etwas nach Petersburg schreiben kann! — Und geben Sie bald Nachrichten von allen und von sich selbst. Edith v. Rahden.

Nizza, 13. Dezember 1856.

Vor allen Dingen meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Kollegiensekretär! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich über die Wendung Ihres Schicksals freue, denn nun sei es aufrichtig gesagt — wollte ich auch nichts gegen Ihren Mitauschen Plan[2]) sagen oder

[1]) Georg v. Brevern, livländischer Geschichtsforscher, estländischer Ritterschaftssekretär, dann Sekretär und Mitglied des Reichsrats in Petersburg, geb. 1807, gest. 1892.

[2]) G. Berkholz hatte die Absicht, sich um die Stelle eines Oberlehrers der deutschen Sprache am Gymnasium zu Mitau zu bewerben. Er war damals Bibliothekar in Petersburg, wo Editha v. Rahden ihn kennengelernt hatte.

tun, mußte ich im Gegenteil demselben aus trockener reiner Vernunft beistimmen, so war ich im Herzen die ärgste Feindin Ihres Vorsatzes, und instinktiv verwarf ich ihn beständig in meinen Gedanken. Ein häßliches Wort, Instinkt! herabwürdigend einerseits, andrerseits für uns Frauen ganz geschaffen, durch die Beziehungen jenes ahnungsvollen, unbewußten Erkenntnisvermögens, welches unbeirrt von fremden oder eigenen Vorstellungen das Richtige herausfühlt. O Gott! wie komme ich zu deutschen, unnützen Digressionen! Die Sonne scheint hell und warm in mein Zimmer; Alph. Karr hat mir eine Masse Rosen und Veilchen geschickt, die ihren sanften Duft um mich her verbreiten, eben habe ich Ugo Foscolo in seiner göttlich harmonischen Sprache gelesen — ich lerne fleißig Italienisch, — Dante liegt auf meinem Tische, und ich sehe sehnsüchtig nach dem verschlossenen Schatze. Alles, was mich umgibt, ist so schön, Meer, Himmel, Vegetation, daß man meint, die Seele müsse Schritt halten mit der Natur und ebenso licht, ebenso rein werden. O Gott! wenn dem so wäre! Wir leben ziemlich still, abends braucht die Frau Großfürstin meine Stimme zum Vorlesen, über Tag gehen wir viel spazieren, schreiben, lesen, machen oder empfangen Besuche; einige höchst interessante Menschen gibt es hier, und ich freue mich an ihnen: Prosper Mérimée unter anderen. Es waltet ein Glücksstern über mir in dieser Hinsicht — ich treffe auf die angenehmste Weise mit den Leuten zusammen, und hier, wo niemand Geschäften nachgeht, hat man Muße zur Unterhaltung. So habe ich bei einem Diner bei der Marquise Ely Sir George Brown, den General aus der Krim, Mérimée und die berühmte Sängerin Cruvelli — Baronin Vigier — kennengelernt. Mérimée ist voll Geist und Gelehrsamkeit — kaustisch wie wenige, bewandert in russischer Literatur und sonderbarerweise ein Gegner von Gogol, den er übersetzt hat. Wenn ich Ihnen sagen soll, welche Persönlichkeit von allen, die ich sehe, mich am meisten anspricht, so ist es die des evangelischen Predigers Léon Neatte; denken Sie sich die ungebrochene, urkräftige Energie eines Mannes aus dem Volke — er ist bis zum achtzehnten Jahre Maurer gewesen — mit ungewöhnlicher Intelligenz und einer glänzenden Rednergabe gepaart: das Harte im Ausdruck — denn sein Äußeres ist hart und häßlich — oft durch den reinsten Strahl inniger Güte gemildert, — und einen Adel des Gedankens

und der Sprache, wie ich ihn nur bei Pastor Walter gefunden habe. Die Waldenserkirche bildet einen Lieblingsgegenstand meiner Nachforschungen, — o Gott! wie werde ich Ihnen viel zu erzählen haben! Reiche, unerschöpfliche Quellen verschiedenartigsten Gehalts strömen mir von allen Seiten zu: Eindrücke, Gedanken, Empfindungen wechseln in meiner Seele: was mir fehlt, ist eine hilfreiche Hand, die ordnend, ratend, leitend bei der Verarbeitung der Materialien tätig wäre. Mit dem Baron M. kann ich ab und zu Gegenstände berühren, die mich interessieren, und seinen kenntnisreichen Rat benutzen — sonst heißt es bei uns zu Hause: stille schweigen und sich genügen lassen, — und bei anderen: aufnehmen oder geben, nie durchsprechen, nie auf den innersten Kern einer Sache zurückgehen. — Leben Sie wohl, ich schreibe Ihnen gern und werde es oft tun; Ihre Petersburger Nachrichten interessieren die Frau Großfürstin sehr — werden Sie nicht müde, an die Anwesenden zu denken, und wenn Sie können, lassen Sie von sich hören.

E. Rahden.

Nizza, 31. Dezember 1856.

. . . Hell scheint die warme Sonne durch mein offenes Fenster; immer dieselbe, bezaubernd liebliche Herrlichkeit! Es scheint, als wolle sich schon Frühlingsleben regen in allen Bäumen und Blumen; frische Knospen keimen, die Veilchen duften würziger, das Gras sieht üppiger und grüner aus — Leben und Naturkraft überall, nur in den Menschen nicht! Sehen Sie, wenn man nicht rückhaltlos, gedankenlos, möchte ich sagen, sich dem Genusse der Schönheit überläßt, so wird man sehr traurig ob dem gänzlichen Verfall des Geistes in diesen gesegneten Landen. Mir ist ein solcher Zustand der Demoralisation nicht möglich erschienen von ferne. In Piemont allein regt sich etwas, das wie bürgerlicher Sinn aussieht und moralischer Mut. In Piemont ist ein gewisser Freiheitsbegriff möglich, ja ich glaube, die Wurzeln stecken schon tiefer im Volke, als man glaubt — aber wie sind die überwuchert von leeren Deklamationen, Advokatenpfiffen, unsittlicher Wirtschaft! Die Verwaltung soll recht ordentlich sein, im Vergleich zum übrigen Italien merkwürdig ehrlich. Advokaten nehmen nach und nach in Norditalien die Stelle und den Einfluß der Priester ein — glücklich und erhebend

ist freilich der Wechsel kaum, aber er hat seinen Vorteil, denn er treibt wenigstens aus der krassen Unwissenheit, aus dem empörenden Sklavenjoche der Finsternis heraus und bahnt einen Weg zur Entwicklung des Individuums an. Wann der Tag kommen wird, wo wirklich diese Anbahnung sich durch all den Schutt und Schmutz, den sie mit sich bringt, ans Licht kämpft — das wissen die Götter! — In Rom und Neapel versinkt täglich das menschliche Geschlecht in größere Erniedrigung. Was denkt, verachtet die Regierung, die Repräsentanten der Kirche, bäumt sich im Geiste unter ihrem Joche — und meint in der Bitterkeit seines Herzens, die Fremdenherrschaft sei eben die einzig mögliche in Italien. Nicht hundert Wohlgesinnte können sich eine Stunde in Italien zusammentun zu gemeinsamem Handeln. Dieser herrliche Baum scheint erschöpft und treibt nur noch taube Blüten, trägt keine Früchte mehr. Kommt vielleicht wieder einmal ein Hohenstaufe über die Alpen und regeneriert edles Germanentum die versunkene Größe Roms? — Wo sind die Zeiten, da solches tunlich war! Man möchte in die Vergangenheit sich versenken, nichts von der Gegenwart hören und noch weniger an die Zukunft denken — in Italien. Bei uns ist es anders. —

Nizza, 13. Februar 1857.

Unsere Briefe kreuzen sich; in diesem Augenblick haben Sie sicher meine letzte finstere Epistel in Händen und wundern sich über den mißvergnügten Ton derselben; ich meinerseits lese Ihre freundlichen Zeilen und schüttle auch den Kopf zu den Endworten, die mich traurig lächelnd anblicken. Fast scheint es, als halte es das Leben anders wie die Künstler mit dem Aufstellen der Bilder, die eine Galerie ausmachen — gilt es ein Meisterwerk vorteilhaft zu zeigen oder nur hübsche Skizzen im besten Licht zu produzieren, so wählt der echte Künstler einen mattgrünen, zuweilen auch einen prächtig roten Fond; wie heben sich da Farben und Zeichnung! Im Leben geht es anders: die ganz lange mannigfaltige Galerie ruht auf schwarzem Grunde ... wie soll da das Kolorit der Bilder nicht grau dünken? Ich habe Ihnen oft bei Sonnenschein geschrieben; an diesem Tage schaut der volle blasse Mond durch mein Fenster: silbern leuchtet das Meer im Hintergrunde — alles ist ganz still,

und die Gedanken sollten auch still und mild werden bei solcher Beleuchtung. Das äußere Licht tut's nicht: ich will den ewigen Glanz geistiger Gestirne über mir aufgehen lassen, da wird's in Wahrheit andächtig und feierlich in der Seele, und ganz von selbst schweigen die kleinen Tageskümmernisse, nach und nach auch bittere Sorgen, vor dem Lichte, das nicht auslöscht! — Ich reise, so gut ich kann, in (Dantes) Hölle und Fegefeuer tapfer herum; oft stehe ich vor verschlossenen Türen und horche, ob kein befreiendes Wort den Bann lösen werde — oft auch habe ich die Freude des Verständnisses und lese wieder und immer wieder die goldenen Worte. Der alte Schlosser hat neunmal die Göttliche Komödie durchgelesen, ehe er daran Genuß fand, — sehen Sie, diese beharrliche Ausdauer vor dem verschlossenen Sinn einer Größe und Schönheit, an die man glaubt, kommt mir vor wie ein Gottesdienst. An Rubinsteins Musik habe ich großen, wahren Genuß; Geist hat er auch ... zur Genüge.

Wir sagen glänzenden Tagen Lebewohl: die beiden Kisseleffs aus Paris und Rom sind hier gewesen; Baron Seebach ist noch da; die Fürstin Jussupoff mit ihrem Mann auch. Diese verschiedenartigen Erscheinungen brachten munteres Treiben in unsere Welt — dabei ein Wetter wie im schönsten Juni, wir haben fast alle Tage Landpartien gemacht: heute nach Torrenta, einem Dorfe auf dem Wege nach Turin, welches sich am Fuße des hohen Felsens, auf dem ein verfallenes Schloß liegt, lagert. Die Straße dahin soll ein Miniaturbild der Via Mala sein; auf den Höhen glänzt blendender Schnee — unten sprießt frisches, üppiges Gras; und alle Kinder bieten duftende Veilchen an. Links abwärts von Torrenta, auf mächtigem Berge sehen Sie die Überbleibsel einer verlassenen Stadt; Wassermangel vertrieb die Einwohner, und melancholisch schaut die gespenstisch-stumme Stadt ins Tal hinab. Der abgedankte Herzog von Parma, die reizend hübsche Herzogin von Manchester nebst Mann und Baron Seebach, der tätige Diplomat, waren unsere hervorragendsten Reisegefährten: welch sonderbare Zusammenstellung! Gute Nacht — ich schreibe Ihnen gern, also auch bald wieder. Mit herzlicher Freundschaft Ihre

E. Rahden.

Nizza, 11. Mai 1857.

Wir sind jetzt so ziemlich allein: nur wenige Russen und fast gar keine Fremden, bleiben noch Tage — ich darf nicht einmal Wochen sagen. Bunt zusammengewürfelt aus allen Ecken der Welt, vereinigt sich zweimal in der Woche ein kleiner Kreis bei der Fürstin Odoewsky.

Da sehen Sie den englischen General Sir George Brown, eine prächtige alte Heldengestalt, dann Leon Pillet, französischer Konsul hieselbst, ehemals Direktor der Großen Oper und eine Zeitlang Adjutant von Changarnier; Graf Gurowsky, ein Bruder des berüchtigten Schriftstellers, und der Gemahl einer Infantin von Spanien — der beste Reiter, Jäger und Kutscher, den man sich denken mag, und dabei ein noch immer schöner Mann; Alph. Karr, dessen unheimlich geistreiches Gesicht und plumper Körper höchst charakteristisch den Menschen bezeichnen; der Chevalier Boschi, Generalintendant der Provinz, ein schlauer, innerlich roher Beamter, modernes Erzeugnis konstitutioneller Regierungsformen; der Generalprokurator Villani, ein gelehrter, gelenkiger, redseliger Advokat; zwei bis drei russische Damen, wirklich liebenswürdige Frauen — und der kleine Hof der Frau Großfürstin — da haben Sie eine große Soiree der Fürstin Odoewsky. Die intimen beschränken sich auf Landsleute.

Das ist unser rein weltlicher Kreis; noch gibt es aber hier eine geistliche Gesellschaft, der Waldenserkirche angehörend, die in wahrhaft achtungswerter, ich möchte sagen heiliger Weise ein streng christliches Leben führt. Was gibt es da für Charaktere! Welcher Eifer, welche Aufopferung! Oft staune ich vor dieser eisernen Konsequenz, vor dieser rückhaltlosen Hingebung an das, was sie als recht und wahr erkannt haben. Und dennoch — wie tief im Herzen tönt neben der Stimme der Bewunderung eine andere laute Stimme, welche ruft: Das ist noch nicht das wirklich Wahre! Immer der Betsaal neben dem prächtigen Gottesdom, immer ein separatistischer, kleinlicher Geist neben der herrlichen hohen Freiheit des Geistes in der christlichen Kirche! So sehr sie sich dagegen verwahren, so wahr ist es dennoch . . . sie verfallen in Sektirerei, unwillkürlich durch die Macht der Verhältnisse. Getreue Arbeiter sind sie im vollsten Sinne des Wortes: mit Rührung sehe ich ihrem stillen,

emsigen engen Walten zu, welches nach und nach Unzähliges schafft und nimmer müde wird, das Nützliche und Wohltätige zu fördern. Doch ganze Menschen sind sie nicht — der frische, weite Blick in die weite, schöne Gotteswelt fehlt ihnen, und bei absoluter Verachtung menschlicher Autorität in religiösen Dingen merken sie gar nicht, wie oft die eigene Meinung bei ihnen maßgebend wird. Ich frage freilich nicht wie der Römer Pilatus: Was ist Wahrheit? aber ich denke viel daran, welche die rechte Auffassung der Wahrheit sein mag, und meine ganze Seele sehnt sich darnach, sie zu erkennen. Wie komme ich dazu, Ihnen von solchen Dingen zu reden? Eigentlich sollte ich es wohl nicht ... oder doch! sträuben Sie sich allenfalls dagegen, ich bleibe dabei stehen: im Allerheiligsten der Seele haben wir denselben Altar, bei Ihnen steht darüber: dem unbekannten Gott; ich trage ein anderes Panier mit flammender Schrift — und einst werden wir beide freudig erstaunen, Diener desselben großen, guten Geistes gewesen zu sein — d. h. Sie werden höchlichst überrascht sein, denn ich habe Sie schon längst erraten und weiß genau, wie es damit bestellt ist. Heute abend konnten wir uns erst spät entschließen, wieder ins Zimmer zurückzukehren. Der Mond steht helleuchtend am Horizont. Die Luft weht weich und mild unter den blühenden Orangenbäumen, unzählige Leiciolen umschwirren die mächtigen Rosenbüsche und verschwinden unter dem undurchdringlichen Dache der breiten saftigen Feigenblätter, ein träumerischer Schatten legt sich über die ganze Natur — könnte ich Ihnen doch sagen, wie schön das alles ist! Wieviel tausend Stimmen aus Baum und Blume, Berg und Tal auffliegen und Gott loben! Gute Nacht ... wenn ich nicht aufhöre, könnte ich wohl noch den Sonnenaufgang erleben, — also gute Nacht, — behüt' Sie Gott!

12. Mai.

Eben bringt der Feldjäger aus Marseille die Korrespondenzen der letzten vierzehn Tage, tausend Dank für Ihren Brief, — und rasche Antwort darauf. — — —

Es wundert mich, daß Sie meine Voraussetzung so sonderbar finden. Ich rate Ihnen ernstlich dazu, nur heiraten Sie keinen Blaustrumpf, sondern eine fromme, einfache Frau, wie ich sie mag. Dann komme ich oft zu Ihnen, und bei einer Tasse Tee dis-

kutieren wir die unverständlichsten, abstraktesten Dinge, und Ihre Frau sitzt daneben und schüttelt nur bisweilen den Kopf. Leben Sie wohl; mit herzlichster Freundschaft

Ihre ergebene

E. Rahden.

Nizza, 22. März 1857.

Wie auffallend ist in unserer Zeit das kleinliche Zusammenschrumpfen der Liebe zur Kunst und Wissenschaft in bloße Neugierde! Sonst erfaßten große Seelen mit flammender Sehnsucht ein mächtiges Ideal, und die Hingebung eines ganzen Lebens, das Opfer aller weltlichen Güter war kein zu hoher Preis für das Erlangen des köstlichen Schatzes, welcher dem Geiste das langgehegte Ideal verwirklichte. In unseren Tagen gibt es Eisenbahnen und reduzierte Statuetten; da geht denn jeder Spießbürger einmal im Leben wenigstens nach Rom, um sich da in der hübschen Gegend umzusehen, oder kauft seiner klimpernden Tochter einen Gips-Apollo von Belvedere — und man hat das alles um ein paar Silbergroschen! Welcher Fortschritt der Zivilisation! Bald wird vielleicht der Staat umsonst Modelle des St. Peter oder der Markuskirche der strebenden Schuljugend zur Förderung des billigen Kunstsinnes auf öffentlichen Plätzen anbieten lassen, nebst einer praktisch populären Anweisung, dergleichen Monumente möglichst rasch und wohlfeil herzustellen ... Und unterdessen ist das Ideal mit gebrochenen Flügeln nach der himmlischen Heimat zurückgekehrt ... Kaufen läßt sich das Göttliche nicht — es muß darum gearbeitet, gelitten und geblutet werden — wer täte das heutzutage für ein Ideal, das nicht rentiert! Wenn ich so fortfahre in meinen Betrachtungen, finden Sie am Ende meinen Brief viel zu lang, denn freilich könnte ich Ihnen anderes und besseres aus Italien schreiben. Wir sind mitten in der vollen Entfaltung des Frühlings — und zwar seit acht Tagen auf eine ganz sonderbare, mir sehr reizende Weise. Der Himmel hängt voll schwerer Wolken, die Luft ist weich und warm wie bei uns abends nach den heißesten Julitagen. — Der Scirocco weht täglich mehrere Stunden lang schwer und wild durch das Tal — ab und zu zerreißt der graue Schleier am Horizont, und strahlend in ewiger Pracht wirft die Sonne einen brennenden

Blick auf die sehnsüchtige Erde, die ihr entgegenblüht aus tausend Blüten und frischen Blättern. An einem solchen Tage fuhren wir neulich, nachdem wir lange am Ufer des Meeres gesessen hatten, auf der Straße nach Genua weit hinaus. Wir waren à quatre: Frl. Euler, Dr. Horrowitz, Rubinstein und ich. In wunderbarer Abwechslung sahen wir bald tiefe Täler zwischen hohen, schroffen Felsen, blühende Abhänge, finstere Zypressenalleen und rosenrote Wäldchen von Pfirsich- und Mandelbäumen — bald frühlingsgrüne, frische Trauerweiden auf veilchenduftender Wiese, und immer wieder das lichtblaue, mächtig schwellende Meer am Horizont. So erreichten wir eine bedeutende Höhe, stiegen aus und gingen eine Weile zu Fuß. Leichte Wolken zogen zwischen den Bergen durch, zu unseren Füßen — plötzlich umfing uns selbst eine derselben und löste sich in sanften Regen auf; in diesem Augenblick trat die Sonne leuchtend hervor und verklärte die Landschaft. Armselig kommen mir meine Worte vor! Wie wage ich es nur Ihnen von Dingen zu erzählen, die empfunden und geschaut werden müssen? Wir setzten uns auf Felsblöcke an dem jähen Abhang der Bergstraße; zum Glück waren wir alle in verwandter Stimmung, und jeder gab dem Gefühle der lebendigen Herrlichkeit in seinem Herzen Raum. Rubinstein ist eine zu geniale Natur, um nicht innerlich bewegt und zu ekstatischer Anbetung hingerissen zu werden im Angesichte ewiger Schönheit; Worte gab es wenig, aber der Geist regte sich in uns, des bin ich gewiß. Wie oft ich an Sie denke bei solchen Gelegenheiten, kann ich nicht sagen — Ihnen erzähle ich auch ganz frei, was andere Leute belachen würden und was doch das Beste in uns ist. Denken Sie und schreiben Sie an mich — ich bitte, über Ihre eigene Person.

Edith Rahden.

Rom, 14. Dezember 1857.

Ich fühle mich eben recht in der Stimmung, an Sie zu schreiben, und finde auch glücklicherweise einen freien Moment dazu: in diesem Augenblick kehre ich von meiner Ausfahrt in Rom zurück. Mir ist so wunderbar zumute, als sei ich in einer andern Welt gewesen. Sankt Peter, die Trajanssäule, Forum und Kapitol, das Kolosseum — wie ein Traum ist alles an mir vorübergezogen — und soll ich es aussprechen — nur eines, das Kolosseum, hat mich bis in die Grund-

festen meiner Seele erschüttert. Ich fuhr mit der Großfürstin, konnte also nirgend verweilen, eigenem Willen gehorchen; — im Wagen eingeschlossen, blickte ich nur vorübergehend auf die Herrlichkeit antiker Größe, aber fest steht der gewaltige Eindruck, und ich bebe noch innerlich davon. Als ich zum erstenmal die Niobiden in Berlin sah, im Gipsabguß nur — da konnte ich mich auch nicht fassen vor diesem Schicksal, vor dieser Trauer, vor dieser in ihrem Untergange noch wunderherrlichen Schönheit. Dieselbe Empfindung kam heute über mich — im St. Peter hatte ich gestaunt und dabei reden können, — hier stand ich da in wortloser Begeisterung. O die Melancholie dieser riesigen, öden, schweigenden Überreste einer untergegangenen Zeit! Mit unnachahmlichem Schwunge wölbt sich eine Bogenreihe über die andere, bald von tiefen Rissen durchzogen, bald in edler Vollendung, bald jäh abgeschnitten, überwuchert von Schlingpflanzen; — die sinkende Sonne warf einen Purpurschimmer über das Gemäuer — ernst und trauernd steht ein Zypressenwäldchen daneben — ach! und ein französischer Soldat hält Wacht am Eingange des Kolosseums, und mit goldenen Lettern, von weitem in die Augen fallend, lehrt Sie eine Inschrift, daß Papst P. IX. geruht, das Kolosseum unterhalten zu lassen. Mich traf es wie ein Schimpf, den man einem großen Toten angetan hätte! In den königlichen Mantel hehrer Vergangenheit gehüllt, sollte von dieser mächtigen Leiche jedes kleinliche Dazutun der Gegenwart entfernt bleiben. Den frommen Weihedienst eines inneren Verständnisses möge man um ihr Grab halten, aber keinen Stempel der Knechtschaft auf ihre stolze, freie, tote Stirn drücken!

15. Dezember.

So weit kam ich gestern; heute bin ich wieder im alten Rom gewesen, und zwar mit mehr Muße. Immer muß ich an Sie denken! Wenn menschliche Zunge es aussprechen könnte, wie herrlich und groß all die stummen Zeugen sind! Das Forum Romanum hat das Kolosseum in meinem Herzen beinahe verdrängt. Könnte ich Sie herzaubern auf eine Stunde und mit Ihnen an dem Triumphbogen des Septimius Severus stehen! Sie kennen gewiß besser als ich die genauesten Einzelheiten des Platzes, Sie würden vielleicht mit der Sicherheit eines alten Römers von der Basilika Julia nach

dem Tempel des Jupiter Stator wandern, dann vor den Säulen des Grätostasis stehenbleiben, langsam die Via Sacra verfolgen und an dem Mamertinischen Gefängnisse vorüber das Kapitol besteigen; was Sie aber nicht kennen, denn es muß gefühlt und erlebt, nicht gewußt sein, das ist die schweigende Beredsamkeit dieser Trümmer! Ich hörte nie auf, wollte ich fortfahren, und hätte doch bei jedem Wort das lähmende Gefühl des Stammelns im Vergleich zu der glühenden Bewunderung, die wie ein Strom durch meine Seele rauscht. Was Sie amüsieren würde, das wären die klassischen Unterhaltungen, die bei Tisch z. B. täglich unter uns vorkommen. Man könnte sich in einer gelehrten Akademie glauben, dem Klange der Namen nach, die einzig und allein besprochen werden. Denken Sie sich den Baron von R. über St. Peter und den Vatikan und die Thermen des Caracalla ein Kennerurteil aussprechend; dazu macht A. naive Bemerkungen über Faltenwurf, antike Auffassung, bedeutende Kosten und feine Arbeit der Denkmäler und Statuen; der Doktor gerät in höchste Verlegenheit, wenn seine vorher traditionell begründete Bewunderung durch irgendeinen Zufall nicht mit der Wirklichkeit klappt. Frl. Staal zerrt fleißig an meinen idealen Anschauungen und weist oft mit merkwürdiger Geschicklichkeit den verwundbaren Fleck auf, den ich in Bausch und Bogen unter den weiten Falten einer allgemeinen Ansicht mitgenommen hätte. Die Fürstin Lvoff kalmiert, hört zu, dämpft mit christlicher frommer sanfter Etikette eifrige Diskussionen; endlich ist Frl. Stubbe, ein liebenswürdiges Mädchen, das leichte künstlerische Element in unserem Kreise. Für den Augenblick gesellt sich noch zu uns der General Cialdini, Adjutant des Königs von Sardinien, Ehrenritter der Frau Großfürstin bis Civita Vecchia und jetzt Tourist und Gast J. K. H. Ich sage nur eines von ihm: sein Onkel ist gehängt worden in effigie, sein Vater zu zwanzigjähriger österreichischer Haft, von der er vierzehn Jahre getragen hat, verurteilt gewesen, um dann halb blödsinnig entlassen zu werden, — seine Mutter ist vor Gram gestorben, und er hat lange Jahre in Spanien gedient, bis 1848 ihn sein Vaterland zurückrief. Sie können sich denken, daß seine Eindrücke — er ist zum ersten Male hier — tief und originell sind. — Übermorgen geht es zum Papst, — Kardinal Antonelli habe ich gesehen — ein feiner, geistreicher, heiterer, kunstverständiger Mann,

malerisch anzusehen mit seinem roten Käppchen und seidenen Mantel. Neff schwelgt hier in italienischem Himmel, Farbenpracht und dolce far niente: er hat ein Atelier und malt Nymphen und Amoretten, nachdem er so lange an Heiligen gearbeitet hat. Der junge Grünewald ist auch hier — nüchtern und gediegen steht er ganz estländisch vor Tempeln und Kirchen. Ich will Ihnen eine Sammlung von Inschriften mitbringen — auf den Gräbern findet man gar schöne und sonderbare. Gestern in Maria del Popolo, hart an unserem Hotel, mußte mir der Doktor einen Grabstein nach dem anderen entziffern. Vor unseren Fenstern steht der Obelisk des Sesostris mit den uralten Inschriften des untergegangenen Ägyptens. Auf dem Piedestal an zwei Seiten sagt Augustus, der göttliche Imp. Pont. Max., er schenke diese Säule dem römischen Volke, an den beiden anderen versichert Sixtus V. Pont. Max., er habe sie purifiziert dem neuen Rom geweiht. Es hat mich gefreut, daß der alte kluge Papst sich nicht gescheut hat, seinen Titel mit dem des großen Heiden zu teilen. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald; in wahrer Freundschaft Ihre ergebene E. Rahden.

Rom, 12. April 1858.

Ich sehe nach dem Datum Ihres letzten Briefes und kann mich nicht eines schmerzlichen Gefühls erwehren — es ist der 12. Dezember! Wie dem auch sei, ich habe Ihrer sehr viel und herzlich gedacht; überall, wo mir etwas Schönes und Großes entgegentrat, war Ihr Andenken nicht ferne, und in Rom lebt man ja in einer höheren Atmosphäre des geistig und körperlich Schönen! Ich blättere soviel ich kann in dem großen römischen Buche der Vergangenheit; Gregorovius, Ampère und Rossi sind zuweilen meine Führer dabei; Reumont, der gelehrteste von allen vielleicht, ist so sehr durch Courmachen und Selbstbewunderung absorbiert, daß man ihn weniger benutzen kann. Von geistlichen Herren kenne ich wenig hervorragende Persönlichkeiten, sehe sie auch eigentlich zu selten, als daß ich ein vollgültiges Urteil über ihre Intelligenz fällen könnte. In unseren Verhältnissen und bei dem Stande moderner Bildung wird es immer schwerer, bei flüchtiger Bekanntschaft das Quantum der Geistesfähigkeiten zu schätzen: um die Tiefen zu messen, bedarf man da einiger weitgreifender Fragen, die man wie ein Senkblei

in die flachen Fluten gesellschaftlicher Unterhaltung wirft, und die allem glänzenden Schaum zum Trotze bis auf den Sand gehen. Ich habe mich in dieser Art recht glücklich versehen und häufig richtige Erfahrungen gemacht, doch wie oft auch falsche! Sie sagen mir, „ich wäre nicht ohne Möglichkeit für den Katholizismus", und ich glaube, Sie haben ganz recht. Die Dinge nach allen Seiten hin beleuchten, macht stutzig, denn es gehen tiefe Risse durch alles Menschliche. Da gerät man unwillkürlich entweder in eine vage, im Äther schwimmende, poetisch-spiritualistische Anschauung, welche dem Herzen keinen Frieden geben mag — oder man tritt in den festen, einigen Dom, der bis in den Himmel ragt und Schutz und Ruhe bietet. Ich spreche natürlich nur von den armen Geistern, die nicht umhin können zu suchen, aufrichtig zu suchen und keine Genüge an sich selbst finden, keine an dem willkürlichen Machwerk anderer Menschen. Sie irren umher, bis sie müde und matt werden, wenn sie nicht vorher den Mut haben, einen Entschluß zu fassen, und sich mit voller Kraft, unbeirrt und rücksichtslos, in die eine dieser Richtungen zu werfen. Da gilt es aber sich nicht umsehen ... ja, wer das könnte! Ich nicht, wenigstens noch nicht — und daher sage ich Ihnen zum Schluß: ich habe zuviel Protestanten gesehen, ich sehe zuviel Katholiken — und huldige ich in meinem Herzen dem großartigen, mächtigen Leben der Liebe, dem wunderbaren Bau der lateinischen Kirche, — noch muß ich zusehen, ob die Risse des Tempels nicht bis in das Fundament reichen. Was spreche ich von mir, wenn ich in Rom bin! Es ist auch wieder ein merkwürdiger Zug des Herzens, der für die Ewigkeit seines Lebens spricht, daß es unbedingt seine eigenen Regungen und inneren Erlebnisse an Interesse über alles andere erhaben dünkt. Unbewußt bekennt es damit die Vergänglichkeit aller Dinge, die nicht in der innerlichen Sphäre der Seele wurzeln. — Die Campagna von Rom ist herrlich; eine Fahrt die Via Appia entlang wird das Schönste bleiben, was man träumen kann, solange die Aquädukte in majestätischer Trauer durch die Fläche ziehen, solange St. Peter am Horizonte steht, solange die Albanergebirge in sanften Wellenlinien sich erheben und der glänzend blaue Himmel darüber strahlt. Sehr gerne führte ich Sie mit mir auf den Monte Aventino; von der Malteserkirche aus überblicken Sie ganz Rom, die gelben Fluten der Tiber wälzen

sich lässig zu Ihren Füßen, der Monte Mario steht Ihnen gegenüber mit seiner dunkeln Zypressenkrone — und es ist so still da oben ... Neulich fuhr ich ganz allein — unter uns gesagt, ist es mir das liebste — nach den Kolumbarien, welche unweit der Ruinen des Tempels der Minerva Medica vortrefflich erhalten sind. Einer derselben gehörte dem Konsul Lucius Arruntius zur Zeit des Kaisers Augustus. Einzelne Inschriften sind von edler Einfachheit und Hoheit. Die eine lautet ungefähr: „Es trauert, wer den Mann verlor, oder den Vater, oder den Sohn: wie mag aber diejenige trauern, die alle drei verlor. Vorübergehender! wenn du hierüber nicht weinst, worüber magst du dann weinen!" — Klingt nicht dieser letzte Ruf wie das Vorbild des berühmten, gleichgedachten Danteschen Verses? — Leben Sie wohl, wir haben um der Krankheit der Großfürstin Katharina willen eine schwere Zeit verlebt — Gott gebe völlige Genesung! Ihre ergebene E. v. Rahden.

Nizza, 7. Juni 1858.

Endlich wieder ein Brief von Ihnen! In drei kurzen Monaten wird auch Ihre spärliche Korrespondenz aufhören dürfen, denn wir werden dann zurückgekommen sein, die beiden langen, reichen Jahre werden wie ein Traum zwischen sonst und jetzt liegen, und ich werde unter Freunden sein — nur heimische liebe Gesichter sehen! Ich freue mich jeden Tag mehr darauf, fürchte mich aber auch, nach der gewohnten melancholischen Weise — denn eine ersehnte Freude verkehrt sich oft in Leid, und eine genossene wird immer abgebüßt! Unter dem strahlenden Himmel Nizzas sollten nur heitere Bilder den Sinn bewegen — darum lassen Sie uns von der Zukunft schweigen; es dürften aber eigentlich auch keine Geschäfte und sonstige langweilige Dinge über die Lippen gehen — sie stimmen schlecht zu der anmutigen Umgebung! Römische Figuren umgeben mich beständig; es fällt nach und nach der Staub der Gegenwart von dem herrlichen Bilde ab, und auf dem lieblichen Fond der schönsten Natur erheben sich die mächtigen Erinnerungen der Ewigen Stadt. Immer sagt eine Stimme in mir: „Das war deine letzte, aber höchste Begeisterung!" — Nun geht es allmählich abwärts — Jahre, Kräfte, Hoffnungen, alles schwindet, und mit jedem Tage empfindet man tiefer das Bedürfnis des stillen Hafens. — Es will Abend

werden ... lassen Sie mich mit den Worten Wilhelm Humboldts schließen:

In dieses Abends mildem Ahnungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den festen Mut der Brust gehoben
Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alte Fäden schlingen!

Leben Sie wohl — auf Wiedersehen in Oranienbaum. Behüt' Sie Gott und bewahren Sie mir ein gutes Andenken.

Ihre ergebene
Edith v. Rahden.

Wildbad, 24. Juli 1858.

Sie haben lange nichts von mir gehört; das glauben Sie aber doch wohl nicht, ich hätte nicht an Sie gedacht und aus Seelenfahrlässigkeit unsere Korrespondenz einschlafen lassen? Gott bewahre, dergleichen fällt mir nicht ein! Ich habe nur keine Zeit gehabt und jammere täglich darüber, daß ich schlafen muß, um zu leben. Das Schlafen ist mir längst kein Genuß mehr wie früher; ich benutze es eben als ein notwendiges Instrument oder als das tägliche Brot, mit Anerkennung, doch ohne Freude. Sie sind mein steter Reisegefährte gewesen, seit ich Italien verlassen ... wie ungern verlassen! Die Schönheit gibt mir niemand wieder, die herrliche, reiche, naturwüchsige, lachende Schönheit, die vom Himmel herabgestrahlt oder dem Meere entstiegen schien, die ohne Müh und Kunst, reizend und erhaben zugleich — eben die Schönheit selbst war. Die Reise durch Frankreich war interessant genug; zwei Posttagreisen durch die blühende Provence gestatten uns das Land näher anzusehen und kennenzulernen. Die feudalen Überreste alter Burgen auf malerischen Bergspitzen schauen wohl verwundert auf die neue Wirtschaft herab und mögen vergeblich warten auf die Troubadours der alten Zeit, die nie mehr wiederkommen. In Avignon übernachteten wir am dritten Tage, und der nächste Morgen wurde der Anschauung der Merkwürdigkeiten gewidmet. Als wir durch die wohlerhaltenen Mauern der päpstlichen Stadt einfuhren, dachte ich lebhaft an Sie; Petrarca hatte hier gelebt, d. h. geliebt, gedacht und gelitten, wie gern

hätte ich von Ihnen Näheres über den großen Mann erfahren! Das Schloß der Päpste ragt mächtig und dunkel über die Stadt hinaus; durch die vergitterten Fenster, an den mit prachtvoller Steinarbeit verzierten Türen, von den wunderschönen Erkern herab schauen häßliche, kleine Soldaten, und die gewöhnlichsten Lebensverrichtungen gehen vor — sich in den Sälen, wo die klügsten Prälaten, die gefeiertsten Dichter, ja die mächtigsten Könige wandelten. Der Gang, der aus den päpstlichen Gemächern in die Kathedrale führte, ist vermauert — das leere, ausgezeichnet schöne Grab des Papstes Johann XXI. steht wie eine bittere Ironie des Schicksals in einer Seitenkapelle. Anstatt des fein blickenden Kardinals, der uns hätte sollen die Denkmäler und Kunstschätze zeigen, führte uns der Präfekt, ein witziger Advokat, herum; aus der Kirche ging er rasch ins Museum, denn schon um 12 Uhr sollte der Eisenbahnzug abgehen. Da werden nun einige Bilder von Laura und Petrarca, der ersten vermeintliches Grab usw. aufbewahrt, neben höchst interessanten römischen Altertümern und einigen sehr schönen modernen Bildern. Fein, zart, regelmäßig, schön schaut Lauras Bild aus dem Oval eines Marmormedaillons und aus dem Rahmen eines authentisch erachteten Bildes. Sie senkt die Wimpern über ein mattes Auge, die Stirn ruht flach und leer über den hochgewölbten Brauen, der schmale Mund hat nie ein freies Wort geredet, und die Seele, deren Kleid das schöne, tote Gesicht ist, hat nie Petrarca lieben können ... das Tor war zum Einzuge dieses Königs zu eng. Das Volk stand dicht gedrängt auf unserem Wege, mit einer gewissen trotzigen Neugierde im Ausdruck. Ich konnte nicht umhin, bei mir zu denken, sie trügen alle den Stempel jener absoluten Ehrfurchtslosigkeit, die eine bittere Frucht der großen Revolution bleibt. Von lebendiger Heiterkeit keine Spur, selbst nicht auf der öffentlichen Promenade, wo wir in Besançon mehre tausend Menschen beisammen fanden. Die größte Ordnung herrscht unstreitig — doch mußte ich mit Erstaunen bemerken, es seien um die Militärmusik zahlreiche Schildwachen mit dem Gewehr am Fuße aufgestellt. Niemand hat in Frankreich die Idee einer möglichen Stabilität, daher sprießt anstatt der prächtigen Blüten einer edlen Zivilisation aus dem schwankenden Boden der Gegenwart die ekle Frucht des materiellen Genusses. Mülhausen hat mich ungemein interessiert; wir haben die enormen

Fabriken der Herren Koechlin und Dollfuß in Augenschein genommen, und die Frau Großfürstin hat besonders lange bei den Cités ouvrières verweilt, die auf einem großartig praktischen Fuße gebaut sind. In Straßburg wollte ich nur eines: den Münster mit Muße sehen. Abends und morgens bin ich dagewesen und habe Gott gelobt und den Menschen, den er zu seinem Bilde geschaffen. In Deutschland kam mir alles hausbacken und dürftig vor nach der Schönheit Italiens, nach dem üppigen Wohlstande Frankreichs. Erst seitdem ich im Schwarzwalde bin und mich in ein grünes Meer reichster Laubvegetation versenke, freue ich mich wieder an ganz neuen, tief poetischen Eindrücken. Wissen Sie, wen wir hier haben? Haxthausen, den ich schon früher gekannt und der unverändert trotz eines Zeitabschnittes von vierzehn Jahren, in ewiger Jugend des Geistes fortpilgert. Neben den allgemeinen nationalökonomischen Studien, die er treibt, beschäftigt er sich mit anderen, mir so sehr lieben Gegenständen, die nicht Ihres Ressorts sind. Wir sind täglich zusammen, frühstücken gewöhnlich an einem Tische, im Garten des Hotels zum Bären, und haben endlose Unterhaltungen, in jüngster Zeit meist über den Teufel. Sonst ist von Bedeutung niemand hier; was sage ich! Der große Pariser Rothschild sucht Heilung für seine Gicht — nebenher haben wir noch mehrere französische Legitimistenfamilien, unzählige Engländer, wenig Russen, im ganzen mehr Leute als Menschen.

Gehen Sie nach Oranienbaum und denken Sie an vergangene Tage. Hier grüßt Sie alles; niemand herzlicher als Ihre ergebene

Edith v. Rahden.

Ostende, 21. August 1858.

Also doch noch ein Brief von Ihnen, nachdem ich die Hoffnung auf ein Lebenszeichen längst aufgegeben! Sie haben mir Grund zu mancherlei psychologischen Betrachtungen gegeben. Zwei Jahre verschiedenster Erlebnisse und Eindrücke sind an meiner Seele vorübergezogen; fest und tief, unverändert und treu blieben die Bilder der Vergangenheit in ihr stehen. Zwei Jahre monotonen Bibliothektreibens und Petersburger Einerleis haben sich über Ihren Sinn und Ihr Gemüt gelagert — siehe da! und Sie ließen uns nach und nach alle im Stich wie verblaßte Pastellbilder, zuerst den Doktor, dann

mich — — — Und die Nutzanwendung? Reisen sind ein unfehlbares, köstliches Mittel gegen Körper- und Seelenschwächen, und wer in Rom gewesen ist, „der wird erst ganz gesund". Um Sie tut es mir herzlich leid, daß Sie nicht dahin gehen konnten, um uns freut es mich, und nicht mich allein; die Großfürstin ist sehr damit zufrieden und heißt Sie im voraus in Oranienbaum willkommen.

In Ostende ist's grau und kalt; Wind und Regen wechseln mit drückender, momentaner Hitze ab; die Großfürstin badet fleißig, und es bekömmt ihr. Wir gehen einsam am Meeresgestade auf und ab, seufzen aber nicht wie das Fräulein von Heine, sondern lachen vielmehr des Wetters und der Langeweile. Die Sonne Roms haben wir in unseren Herzen mitgebracht; bei den magischen Lauten Vatikan, Tivoli, St. Peter, Kolosseum steigen lange Reihen herrlicher Bilder in uns auf, und ich fühle mich geborgen gegen Menschen und Elemente. Überdem, obgleich wir niemand hier kennen und nur unter uns leben, kann ich ohne Übermut sagen, daß wir in liebenswürdiger Gesellschaft sind. Abends, wenn die Großfürstin uns, wie gewöhnlich, früh entläßt, versammelt sich bei mir ein kleiner Kreis: Frl. Staal, Dr. Arneth, Abaza, Dimitrieff und Tschiterin. Fragen Sie Kawelin nach den beiden letzten, die ich nunmehr hoffe zu meinen Freunden rechnen zu dürfen, und sagen Sie ihm, sein Name komme beständig in unseren Unterhaltungen vor. Wir diskutieren, lachen, philosophieren ohne Ende und trennen uns mit dem schönen Gefühl, über lauter Dinge geredet zu haben, die von der Welt unnütz genannt werden, aber sehr göttlich sind.

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen — dies ist mein letzter Brief; lassen Sie mich schließen, wie ich meine Reisen begonnen — mit einem warmen, treuen Freundesgruß an Sie und dem besten Wunsch, den ich in meinem Herzen finden kann: Gott segne Sie! Edith von Rahden.

Nizza, 11. Juli 1860.

Ich habe Ihnen einen langen Brief versprochen und obendrein einen politischen; zu der ersten Eigenschaft braucht man Zeit, zu der zweiten eine sichere Gelegenheit. —

Die hiesige, heutige Regierung — meiner Meinung nach dürfte sie kaum bis morgen reichen. — Mißverstehen wir uns nicht: das

napoleonische Regiment ist sehr stark für den Augenblick, es tut große Dinge nach außen und nach innen, hat eine enorme Initiative und Spannkraft — aber eben diese Tatenfähigkeit richtet es zugrunde. Es ist förmlich außerstande, ruhig dazustehen, schützend und erhaltend, es muß fieberhaft vorwärts, oder die müden Glieder brechen zusammen. Ein legaler Zustand wäre sein Tod. Nur die Willkür in ihrer ausgedehntesten Form erhält tausend und aber tausend Interessen wach, welche auf Befriedigung lauern und unter den jetzigen Umständen auf dieselben hoffen können. Mit enormen Bauten, Unternehmungen, Spekulationen aller Art wird dem Volk der Mund gestopft und durch diese gemeine Speise der edle Hunger nach höheren Gütern betrogen. Gewiß wird viel Großes dabei gefördert; aber der Kurzsichtige sieht nur die glänzenden Städte, die schönen Bauten, die Annexion von Provinzen, den ungeheuren Aufschwung der industriellen Richtung und muß staunen sowohl über die glanzvollen Resultate dieses einen klugen Willens als über die blinde Unterwerfung, mit welcher man ihm folgt. Vor allem Glanze übersieht man aber gewöhnlich den bleichen Schatten, der fast unscheinbar, still, doch mächtig nebenher zieht und langsam unterwühlt, was so fest und so hoch sich erhebt — die Verachtung heißt er, und er tötet sicher. Thiers bemerkt sehr richtig in seinem letzten Bande der Geschichte des Kaiserreichs: die Haltung der Beamten sei maßgebend bei der Beurteilung einer Regierung, an ihnen erkenne man, wie sie innerlich stehe und welchen Einfluß sie im Lande ausübe. Nun, ich habe Gelegenheit, täglich französische Beamte zu sehen, und amüsiere mich, sie reden zu lassen. Arrogant und rücksichtslos, energisch, intelligent, aber geistlos, ohne Bildung, aber vortreffliche Routiniers, spricht jeder von ihnen von der jetzigen Regierung als von einer Zwangsjacke gegen die Tollheit der Anarchie, höher steigt ihre Bewunderung nicht. Sie versichern auf ihr Wort, der Thron stehe sehr fest, die Administration sei allmächtig, das Land im Fortschritt begriffen, jede mögliche, vernünftige Freiheit gewährt, und wenn man sie hat aussprechen lassen, tritt gleich ans Tageslicht der innere Ekel vor der grenzenlosen Willkür der Minister, vor der schmutzigen Umgebung des Kaisers, ja der hiesige Präfekt konnte nicht umhin, neulich in einem unbewachten Augenblick mir zu vertrauen, wie tief gekränkt das Nationalgefühl sei

durch die Solidarität des Kaisers mit der Hefe des Landes, wie selbst seine Heirat mit einer wenig geachteten Persönlichkeit etwas wäre, was sich nicht im Publikum überwinden ließe. Und dieser Präfekt ist ein Liebling des Augenblicks. — Bei den administrativen Stellungen muß alles dahin zielen, die momentane Gunst zu erlangen und durch geschickte Manöver zu erhalten; das beständige Absetzen und Neuernennen ruiniert in jedem Charakter die Unabhängigkeit und den Rechtssinn; die großen Gehalte und die freie Ausübung der Macht geben andererseits diesen Stellungen unwiderstehlichen Reiz, und so bildet sich nach und nach ein Heer bureaukratischer Kondottieri aus, wie sich die Herren ausdrücken, die die praktische Seite der Dinge ansehen. Die Armee steht weit ehrenwerter da. Sie erfüllt ihre Pflicht glorreich, sie ist musterhaft in ihrer Organisation und Disziplin. Weil entfernter von der Gunst, nicht dazu berufen, zu unterdrücken und zu herrschen, hat sie eine würdige und zugleich bescheidene Haltung, wie die alten Leute, die den Ernst des Lebens gekannt und die Hitze des Gefechts durchgemacht haben. In ihren höheren Offizieren besteht sie durchgängig aus afrikanischen Soldaten, welche in der Schule des Krieges mit den Prinzen von Orleans groß geworden sind und für sie die tiefste Verehrung empfinden. Was die Armee ist, verdankt sie unstreitig den zwanzig Jahren der Juliregierung; in der Stille vorbereitet, an fernen Kämpfen fast glanzlos ausgeübt, ist diese Armee auf europäischen Schlachtfeldern zum Bewußtsein über sich selbst gekommen, und ein General derselben sagte mir neulich mit großer Offenheit: „Jetzt ist kein Regierungswechsel mehr ohne die Armee möglich. — Sie weiß, was sie heute gilt, et si l'Empereur venait à manquer, elle dirait son mot! En 1848, si le duc d'Aumale, par des raisons fort honorables, sans doute, n'avait pas renoncé à l'idée de se mettre à notre tête, — la maison d'Orleans régnerait encore." Und sie sollen es noch erleben: wird durch irgendeinen Unfall der Thron vakant — ein Orleans besteigt ihn sicher. Die Namen Aumale und Joinville haben in der Armee einen goldenen Klang, und für den intelligenten Teil des Volkes, für den ehrenwerten bedeuten diese selben Namen — Gesetzmäßigkeit und konstitutionelle Regierung. — Der König von Württemberg sagte im vorigen Winter zu einem französischen Legitimisten, der von

seiner Partei sprach: „Je vous demande mille pardons, mon cher Marquis, mais je suis assez vieux pour être franc. Le parti légitimiste n'est plus un parti, c'est une congrégation. Quant à son importance, l'Empereur, Napoléon lui même me sert de baromètre à cet égard: il honore, il respecte les légitimistes, — il leur rend toute justice; au contraire il hait les orléanistes et leur tombe dessus où il peut — par conséquent ce sont les seuls qu'il craigné." In dieser Furcht liegt die Gewähr der Zukunft. — Wie lange aber noch die Gegenwart dauert, das wissen die Götter. L. Napoleon hat noch große Dinge in Europa zu bewegen — ein ehrlicher Mensch ist nun einmal zu solchen Dingen unfähig, und die Vorsehung braucht ab und zu napoleonische Präfekten. — Ich möchte Ihnen Gutes aus Italien erzählen, leider ist da der Horizont sehr trüb, oder ich stehe vielleicht der Küche zu nahe, um die Speise lecker zu finden. Es ist, als wolle alles drunter und drüber gehen; in Piemont infolge der diktatorischen Gewalt der Regierung ein Zustand, der an Gesetzlosigkeit grenzt, und dagegen eine beinahe republikanische, in jedem Falle sehr radikale Opposition, welche Cavour haßt und anfängt, expiemontisch zu werden. In Florenz ist man schon sehr toskanisch, Mailand will die künftige Hauptstadt des einigen Italiens werden. — Alle sind des Krieges und der Abgaben besonders müde. Garibaldi ist der künftige Legendenheld des regenerierten Italiens — die ganze Anlage seines Charakters paßt dazu, denn er ist einer jener seltenen Menschen, welche aus einem Guß in Erz gegossen, auch nur einen Gedanken im Herzen haben; im Kopf keine prüfende Reflexion, keinen Zweifel, kein Schwanken. Ein einiges Italien, wenn es möglich wäre, ein republikanisches, das ist der Traum seiner Kindheit gewesen. Der Mann machte die Träume des Knaben zur Wirklichkeit und bleibt dabei der schlichte, arme Schiffer, der in Sardinien oft hinter dem Pfluge herging, wenn er ausruhen durfte zwischen zwei gefahrvollen Reisen. Er besitzt den französischen Generalen nach ein großes militärisches Talent und erhält musterhafte Disziplin unter seinen Leuten. Diese boten während des vorigen Krieges das sonderbarste Gemisch, wie mir Herr von Dönniges (der bayrische Minister in Turin) sagte — ein erhebendes Schauspiel; die Söhne der vornehmsten toskanischen Familien in eleganter Kleidung, mit feinsten Manieren, neben zerlumpten,

nervichten Arbeitern, die die Axt oder den Hammer eben verlassen hatten, um in demselben heiligen Kampfe gegen Fremdherrschaft beisammen zu stehen. Dönniges erzählte mir auch, Garibaldi sei politisch ganz unfähig; man überlistet ihn wie ein Kind in großen Dingen, sonst hat er im Leben die gewöhnliche italienische List. Sobald er an Geschäfte oder Unterhandlungen geht, ist er verloren und gerät unfehlbar in fremde, meist schlechte Hände. Der Enthusiasmus für ihn im Volke ist sehr groß; er wird von einer wohlverdienten Achtung für seine seltene Uneigennützigkeit, Hingebung und Güte getragen. In Sizilien geht es ihm ziemlich schlecht; nach der ersten heißen Erhebung wollen die Einwohner weder andere Leute befreien, noch sich ferner schlagen, noch Abgaben zahlen, und Garibaldi ist in großer Verlegenheit. Einen mächtigen Alliierten hat er aber: die absolute Nullität des Königs von Neapel und das unauslöschliche Mißtrauen, das seine Dynastie den Völkern eingeflößt hat. Wer mag einem Bourbonen trauen? Solange ein Bourbone in Italien ist, darf man die Waffen nicht ablegen! Das hören Sie überall durch ganz Italien, neben diesem Haß ist die Nichtachtung für den Großherzog von Toskana beinahe Liebe. In diesem Augenblick sieht alles nach einer Konföderation aus, Frankreich drängt dazu und möchte um nichts Italien ganz und gar dem Könige von Sardinien überlassen, ja es brächte sogar sehr gerne den Erzherzog nach Florenz zurück, wenn Venedig befreit werden könnte und Österreich anderweitig entschädigt — der große Aventurier denkt sicher an die Donaufürstentümer dabei. Überhaupt bereitet er sich eine glänzende Rolle im Orient vor. Ohne Liebe und Haß, wartet er ruhig die Gelegenheit ab, und da er keinen unnützen Ballast von Skrupeln oder Prinzipien bei sich führt, läuft sein Schiff keck und leicht in alle beliebigen Häfen ein. — Im Kirchenstaat spricht man von Reformen, von Nachgiebigkeit usw. Alles zu spät, Sie werden sehen, es kommt nächstens über Italien ein großer Sturmwind, und der trägt die Spreu der weltlichen Herrschaft davon. Desto mächtiger und herrlicher wird sich die Kirche dann erheben ... ich schaue sie so im Geiste. — Wie oft muß ich an Sie denken in diesem schönen Lande! Jede Last des Tages fällt ab, wenn man dieser Natur ins Auge schaut. Sie spricht, nein, sie singt dem aufmerksamen Ohr die lieblichsten Weisen zu. Es liegt

in ihr eine Fülle der Anmut und der Reinheit, eine heilige, unbewußte Andacht. Hier hat alles eine ausgeprägte Physiognomie; sehen Sie mir einmal solch italienischen Felsen an! Der erzählt Ihnen gleich eine ganze Geschichte von Kampf und Liebe und edler Bildung! In feinen, scharfgeschnittenen Zügen sticht sein Profil von dem lichtblauen Himmel ab, bald wird er ganz finster vor innerer Glut, bald unter dem milden Strahl der sinkenden Sonne durchsichtig, hell, zart wie ein Feengebilde. Und dieser Reichtum der Vegetation! Zwischen Erde und Himmel ist hier ein ewiger Wechselgang. Die Sonne schließt nie ihr mächtiges Auge großmütiger Liebe über den gesegneten Fluren, und sie sprießen ihr unter reizendster Form täglich frischen Dank entgegen.

München, 30. Juli 1860.

Wie immer, wenn mich etwas Besonderes anspricht, muß ich an Sie denken, mein lieber Freund, und es Ihnen sagen. Und hier sind Sie mir beständig nahe. Gestern abend habe ich ein paar schöne Stunden verbracht in andächtigem Zuhören. Liebig war bei der Großfürstin zum Tee, ich saß neben ihm und habe weder Auge noch Ohr noch Herz von diesem liebenswürdigen alten Mann abgewandt, so mild, so heiter, so voll heiligen Feuers habe ich ihn mir kaum gedacht. — Oft mußte ich ihn mit unserm Baer[1]) vergleichen, wenn er in klaren Worten die wichtigsten Entdeckungen darlegte und immer von dem gegebenen Erfahrungsmaterial zu den höchsten Wahrheiten hinaufstrebte. — Tod, Leben, Nahrungsmittel, Licht, Wärme — alles nahm einfachste Form und tiefsten Gehalt in seinen Gesprächen an. Er hat ganz weißes Haar, doch sind die Augenbrauen schwarz geblieben, und der Blick ist lebendig und scharf. Ein Repräsentant echter Wissenschaft — hörte ich ihn denn mehr als einmal bescheiden sagen: Das weiß ich nicht — das kann ich nicht begreifen. — Und dann wiederum leuchtete sein Auge in wahrhaft kindlicher Freude, wenn er ewige Gesetze in ihrer schönen Harmonie beschrieb. Lange hat mir kein Mensch so angenehm, freundlich und ernst gefallen — ich wollte, Sie kennten ihn auch! Wenig Stunden vorher sah ich einen anderen Mann, der mir auch einen sehr bedeu-

[1]) Berühmter baltischer Naturforscher.

tenden Eindruck gemacht — verschieden und doch gleichartig mit dem Gefühl, das mir Liebig einflößt. — Es ist der Abt des hiesigen Benediktinerklosters von St. Bonifaz, der berühmte Redner und Professor an der Universität, Dr. Haneberg. Die Großfürstin wollte den Bau der Basilika näher kennenlernen und auch das Kloster sehen, und er empfing sie in der Kirche und führte uns durch die Räume des Klosters. Selten ist mir ein so anziehendes Äußere vorgekommen: sehr ernst, sehr hager — schaut ihm die herzgewinnendste Güte aus den Augen und legt sich in wohlwollenden Linien um den Mund. Stirn und Brauen sehen sinnend und vielleicht melancholisch aus, in seinem ganzen Wesen liegt aber der Ausdruck von etwas siegreich Überwundenem, Freudigem. Ich wollte, ich könnte Ihnen den feinen Takt beschreiben, mit dem er die Großfürstin empfing, so ehrerbietig als möglich, so bescheiden und anspruchslos wie der geringste unter seinen Brüdern — und dennoch wäre es unmöglich gewesen, in ihm den Gebieter des Hauses, den Abt von St. Bonifaz zu verkennen. Es wurden einige Erziehungsfragen berührt — denn die Benediktiner beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schulfach —, mit größter Unparteilichkeit und Milde ging er darauf ein, sprach von dem sogenannten Unglauben in ernster, klarer, ruhiger Weise, wie ein Mensch, der über die Zufälligkeiten einer einzelnen Epoche hinüber schaut in weitere, höhere Kreise, wo die getrennten, engen Strebungen zusammengefaßt werden in allgemeine, ewige Grundsätze. Wir gingen durch die Bibliothek — da standen Sie im Geiste neben mir. — Gibt es wohl etwas Herrlicheres als dieses stille, geräuschlose, leidenschaftslose Leben, das den erhabensten Interessen der Menschen ganz zugewendet ist? Den Rest des Tages blieb ich unter diesem Eindrucke ernsten Friedens — ja, ich gestehe offen, daß eine Art Heimweh über mich kam nach weihevoller Existenz. — Döllinger habe ich auch kennengelernt — doch nur flüchtig —, er ist ein stark ausgeprägter Typus jener tiefen Gelehrsamkeit, die am Forschen Freude hat und sich wenig oder gar nicht um das lebendige Leben kümmert. Was soll ich Ihnen noch erzählen von Kirchen und Galerien und Ateliers! Sie wissen besser als ich, was drin steht. — Sind Sie je in München gewesen? Wenn Sie nicht mit eigenen Augen die Medusa Rondanini gesehen haben, so können Sie sich freilich nicht vorstellen, welche bezaubernde, unheimliche Schönheit

in dem wunderbaren Kopf liegt. — Morgen in aller Frühe geht es fort über Lindau und Ragatz — finde ich wohl dort einen Brief von Ihnen? Leben Sie wohl — gedenken Sie meiner. In herzlicher Freundschaft Ihre Edith Rahden.

Nizza, 24. September 1860.

Endlich einmal wieder Nachricht von Ihnen! Ich war schon ungeduldig geworden und hatte an Fräulein Euler geschrieben, um zu hören, wie es Ihnen ginge — halb glaubte ich auch, das Korrespondieren sei Ihnen lästig. — Welch traurigen Sommer haben Sie verbracht, so viel Mühe und Arbeit und Staub und Hitze! Könnte ich Ihnen nur sagen, wie innerlich beschämt ich dabei bin, unterdessen auf Bergeshöhen gewandelt zu haben und alles zu genießen, was Sie verdienen! Sie müssen eine Alpenreise machen. Brevern forderte mich dringend auf, für Sie eine kurze Erzählung unserer Schweizertage aufzuschreiben — das ging aber nicht, — Sie sollen lieber selbst kommen, sehen und zuweilen an mich denken, wenn die Sonne über den Luganer See aufgeht. Hier ist es auch wunderschön — nur anders. Die italienische, durchglühte Natur ist so fein, so vornehm, so edel in allen Linien, so leidenschaftlich und dennoch so zart in allen Farben, daß die Schweizerwelt dagegen massenhaft und elementarisch aussieht. Selbst in ihrer wahrhaft jugendlichen Frische und kräftig derben Vegetation erscheint sie demokratisch großartig neben der aristokratisch eleganten Welt der Zypressen, Palmen und Zitronenbäume. Das Wetter ist sehr angenehm — abends wird es schon kühl und früh dunkel, dann bricht für mich die Stunde der Konversation an. — Der Prinz von Nassau ist auch hier. Es gilt also alle Abend amüsant sein; die Frau Großfürstin ist den Tag über beschäftigt gewesen — sie will heitere Unterhaltung — Brevern ist wohl liebenswürdig, doch sehr didaktisch, der Prinz scharmant, doch sehr verwöhnt und nicht selbst en train; die Fürstin Lvoff und ihre Nichte schweigen und lachen sehr anständig mit. A. endlich ist wohl sehr guter Dinge, doch über die Maßen verliebt und voll Heiratsplänen, die ihn auch heute nach Baden führen, um die definitive Lösung seiner Lebensfrage zu erlangen. — Was bleibt übrig? Meine traurige Seele, die sich zuweilen müde lacht. Da haben Sie die Schattenseite meiner herrlichen Reise — das gezwungene,

lebendige und angeregte Sein. — Wie köstlich fallen dagegen aber die stillen Stunden ins Gewicht — Stunden, wie ich sie frühmorgens in Kaltbad zubrachte! Nun liegen diese schönen Tage weit hinter mir, — was bringt die nächste Zukunft? Mein alter Freund Haxthausen[1]) will nichts von meinen Plänen hören — er verlangt, ich solle wenigstens bis zum Frühjahr ruhig an der Stelle bleiben, die mir die Vorsehung angewiesen hat — ich sehe Sie also wahrscheinlich noch wieder. Das ist eine Freude inmitten mancher ernsten Betrachtung. Leben Sie wohl bis morgen.

25. September.

In Ihren Händen muß die Baltische Monatsschrift andere Allüren annehmen. — Die Leute werden schon mit sich sprechen lassen. Gerne wollte ich Ihnen irgendeine interessante Neuigkeit mitteilen — hier schweigt Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft, man lebt eben nur für die Natur — und Klatschereien. — Die Menschen fühlen nicht mehr ihren ursprünglichen, tiefen Zusammenhang mit der ganzen Schöpfung, — sie ist ihnen fremd und unverständlich geworden — sie wollen es nicht wahr haben, daß man leichter in unermeßlichen Wassern schwimmt als in seichten Flüssen — und aus Furcht vor dem möglichen Abgrund bleiben sie oft im Schlamm stecken. Nun leben Sie recht wohl, schreiben Sie mir immer viel von sich selbst. Gott bewahre Sie vor allem Übel.

Edith v. Rahden.

Baden, Mittwoch, 2. Juli 1861.

Wir sind gestern um 4 Uhr nachmittags hier angekommen, und auf der ganzen Reise von Berlin her waren Sie mir in Gedanken so nahe, daß ich nicht umhin kann, meinen ersten Gruß aus unserem neuen Aufenthalt an Sie zu richten, gleichsam als gehöre er noch zu unserem langen Eisenbahngespräch. Das mittlere Deutschland ist wirklich schön: in diesem Augenblick prangt alles in üppigstem

[1]) Franz August von Haxthausen, geb. 1792, gest. 1867, bekannt durch seine Reisen in Rußland zur Erforschung der bäuerlichen und Agrarverhältnisse, deren Frucht das Werk „Studien über die inneren Zustände des Volkslebens und insbesondere die inneren ländlichen Verhältnisse Rußlands" (3 Bände 1847—1852) war.

Laub- und Blumenschmuck; kein Fleckchen Erde ist unbenutzt; eine gebildete Kultur und Ordnung schaut uns aus jedem Dorfe am Wege an; auf hohem Berge thronen malerisch heroische Ruinen, an sie lehnen sich fleißige Städte, Mittelpunkte der Wissenschaft — „Wie möchte ich in Marburg studieren!" rief Brevern ganz begeistert beim Anblick der originellen, reizend gelegenen Stadt — und kommt nun gar die Reflexion dazu, bedenkt man, welche Masse des Wissens, des Erkennens in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet ist, so kann man sich nicht einer ehrerbietigen Bewunderung erwehren. Und wenn man etwas von Herzen schön und gut findet, so denkt man auch ganz unwillkürlich an diejenigen, die solche Empfindungen gewiß teilen würden. Ich gäbe viel darum, wenn Sie drei Monate frei und ungetrübt im Auslande zubringen könnten, ja innerlich empört sich etwas in mir gegen die Ungerechtigkeit, welche scheinbar darin liegt, gerade den empfänglichen Seelen den Genuß des Schönen vorzuenthalten. Doch ist die Ungerechtigkeit nur scheinbar, ich weiß es wohl, die Seelen, von denen ich spreche, sind so reich in sich selbst, daß sie der äußeren Einwirkung zu ihrem vollen Leben nicht bedürfen. Wir haben ungewöhnlich schnell unsere Reise gemacht, sind sozusagen durch die polnischen Provinzen geflogen, ich habe aber die traurigsten Eindrücke von der dortigen Stimmung mitgenommen; glühende Nationalitätsträume berauschen die gebildeten Klassen, — ich fürchte, wir gehen schweren Kämpfen in diesem Lande entgegen. Die Regierung in Preußen scheint auch nicht ihres Lebens froh zu werden; die nächsten Wahlen werden unfehlbar eine ultra-liberale Kammer zusammenbringen, welche im höchsten Grade feindlich gegen Armee und Stände auftreten wird. Die beabsichtigte Huldigung der „Stände" in Königsberg hat einen wahrhaften Sturm der Opposition in allen Schichten der Bevölkerung hervorgerufen: es soll nun einmal, heißt es, mit ständischen Ideen aus sein; die wirkliche, einzig gültige Huldigung habe durch den Eid der beiden Häuser stattgefunden. — Fürs erste hat man nun die beabsichtigten Feierlichkeiten bis in den Oktober verschoben, dann werden sie noch unmöglicher geworden sein. Die Armeediskussion dürfte gewiß, wenn sie erneuert wird, den Sturz des Ministeriums zur Folge haben, und die Art, wie die letzte Bewilligung geschehen ist, führt notwendigerweise zu einer sehr baldigen

Wiederaufnahme dieser brennenden Frage. Der König ist persönlich mit seinem Herzen an beiden Angelegenheiten beteiligt, der Soldat und der Edelmann reden überlaut in ihm. Wie man behauptet, sollen sich Mißmut und Groll gegen Individuen stark in seinen Äußerungen kundgeben und noch mehr böses Blut machen, obgleich das Publikum mit großer Billigkeit einsieht, er könne in seinem Alter nicht gut anders denken lernen, als er durch zwei Dritteile seines Lebens getan. Diese Art von Billigkeit würde mich an seiner Stelle wenig erfreuen.

Abends.

Baden ist reizend, noch wenig bevölkert, frisch und tief grün. Es soll alle Tage regnen: heute haben wir den ersten Anfang zu Erfahrungen dieser Art gemacht. Wir fuhren nämlich en corps zur Königin Augusta, um uns vorzustellen, — die Fürstin Lvoff ist auch zu uns gestoßen nebst ihrer Nichte, — und nach der Präsentation machten wir eine längere Spazierfahrt: Frl. Golochwastoff, Brevern und ich, wobei wie gewöhnlich ich bis auf den Eberstein hinauf wollte trotz aller bescheidenen Vorstellungen meiner Begleiter. — Ans Ziel gelangten wir freilich, aber in welchem Zustande wir nach Hause kamen, verschweige ich lieber. Brevern saß lächelnd mir gegenüber — ein echter Kühleborn — von Hut und Regenschirm rieselten unzählige Bächlein über ihn herab, dazu war es spät geworden, der Hunger, jener gewaltige Männerbezwinger, stellte sich ein, die Lage war kritisch geworden. — Er bestand aber alle Prüfungen zu seiner größten Ehre, nur zweifle ich, daß er sich sobald meinen Irrfahrten wieder anschließt. Die Gräfin Flemming (Armgard Arnim) ist hier, — wir haben uns mit Freuden gefunden; Herr von Bacourt, der Herausgeber der Briefe von Mirabeau, hat mich auch schon aufgesucht. Durch meine der Welt gegenüber freiere Stellung — die Fürstin Lvoff besorgt Vorstellungen und Visiten — hoffe ich übrige Zeit zu erobern; ich will Bücher lesen, so wenig als möglich fertige Revuenansichten aufschnappen — wie danke ich Ihnen, daß Sie mir diese Gefahr anschaulich gemacht haben, — und mich viel in einsamen Gedanken bewegen. Schreiben Sie mir bald — jede Nachricht von Ihnen wird mir eine Freude sein.

Gute Nacht! Edith von Rahden.

Baden, 15. Juli 1861. Abends.

Heute wird hoffentlich mein Brief mehr Interesse bieten als vor acht Tagen — ich will Ihnen, soviel ich davon weiß, über das Attentat schreiben, welches gestern früh an dem König von Preußen verübt worden ist. Der König ging wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr in der Lichtenthaler Allee spazieren, wo täglich die Königin, die Großfürstin und er ihren Brunnen trinken. Dieses Mal war der König der erste draußen und von dem Grafen Flemming, preußischen Gesandten in Karlsruhe, begleitet. (Graf F. ist mit Armgard Arnim verheiratet.) Es geht ein junger Mann an ihm vorüber, der ihn so ehrerbietig grüßt, daß es dem König auffällt; einige Schritte weiter bleibt der junge Mann stehen, läßt den König an sich vorübergehen, grüßt wieder und greift nach seiner Seitentasche. — Der König glaubt, er wolle ihm ein Gesuch überreichen, und geht langsamer, der junge Mann aber bleibt ruhig stehen, und kaum hat ihn der König im Rücken, so schießt er ihm à tout portant zwei Kugeln in den Nacken. Die eine zerriß den Rockkragen und verursachte eine Kontusion, die andere ging fehl. Der Hut des Königs fiel ihm dabei vom Kopf. Doch er und sein Begleiter waren so weit entfernt, an ein Attentat zu glauben, daß sie sich rasch umwenden und Flemming fragt: „Wer schießt denn da?" Der König sieht den vorhin bemerkten jungen Mann stehen und ruft: „Worauf schießen Sie da?" Er antwortet mit heller Stimme: „Auf Ew. Majestät." Flemming stürzt auf ihn los, es kommen andere Leute dazu und greifen ihn, er begnügt sich damit gelassen zu sagen: „Nicht so heftig, ich werde ja ohnehin guillotoniert." Unterdessen war der König der Königin entgegengegangen, die höchstens hundert Schritte davon mit ihrer Hofdame die Allee entlang kam und den Schuß gehört hatte, ohne ihn zu bemerken. Der König erkundigte sich freundlich, wie sie die Nacht zugebracht hat, sie erzählt von ihrer Gesundheit, da kommt Fürst Hohenzollern atemlos herbei. — „Was gibt's?" frägt die Königin. „Gar nichts Besonderes," antwortet der König, „erschrick nur nicht, ein dummer Junge hat auf mich geschossen." — Während sie dastehen, in diesem Gespräch begriffen, tritt die Großfürstin Helene aus dem Seitenwege, der zu ihrer Villa führt, in die Lichtenthaler Allee, und es läuft eine Frau an ihr vorüber, schreiend: „Der König ist erschossen!" — Die Groß-

fürstin bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen und wankt, ermannt sich aber sogleich und läuft in der Richtung der Gruppe auf den totgemeinten König zu. — Als sie ihn wohlbehalten stehen sieht, bricht sie in Tränen aus, und ein Zug reiner, lebendiger Menschlichkeit bricht durch die bis dahin festgehaltene Form der übrigen. Brevern, der auch dabei war (er begleitete die Großfürstin), wird Ihnen besser als ich die Szene einmal beschreiben. Nach einigen gewechselten Worten und Freudenbezeigungen geht die ganze Gesellschaft nach Hause zur Königin. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht; die anwesenden Minister, Gesandten, Fremde und Einheimische eilten in die Wohnung des Königs, um ihre Glückwünsche darzubringen. Der Leibarzt war geholt worden und gebot Ruhe vor allen Dingen, denn die Folgen der Kontusion könnten bedeutend werden durch Aufregung. Depeschen nach allen Weltgegenden wurden sogleich expediert, auf den Straßen, Promenaden, Plätzen standen die Leute zusammen und teilten sich die Details des Ereignisses mit. Das erste Verhör gelangte so ziemlich in die Öffentlichkeit, trotz aller anbefohlenen Diskretion; ich erfuhr dann folgendes: Der Täter nennt sich Becker, studiert die Rechte in Leipzig, ist der Sohn eines in Odessa ansässigen Beamten und behauptet, seine Familie stamme aus Sachsen und sei in Moldau naturalisiert. In seiner Tasche fand man einen am Abend vorher verfaßten Brief, in welchem er die Motive seiner reiflich überlegten Tat auseinandersetzt: er meint nämlich, der König von Preußen sei ein unüberwindliches Hindernis zur Einheit Deutschlands, er habe durch seine Handlungsweise nur zu klar beweisen wollen, daß er dieser Idee nicht huldige und er (Becker) hält es nun für eine Gewissenssache, den König aus dem Wege zu räumen. Außerdem fand man noch seine eigene Photographie und die des Königs bei ihm, wohl Vorarbeiten zur Illustration; von Wahnsinn keine Spur. Es soll ihm der Prozeß nach badischen Gesetzen gemacht werden. Abends brachte die Bürgerschaft dem Könige einen glänzenden Fackelzug, mit Musik und Gesang; er erschien auf dem Balkon und wurde von stürmischem Enthusiasmus begrüßt. Deputationen und Reden blieben nicht aus, immer und immer wieder riefen ihn neue „Hoch" an die offene Glastür. — Skribetzky behauptete, er sei heiser nach Hause gekommen, so habe er im Feuereifer mitgeschrien. Wenn man in die

ehrlichen, guten Augen des Königs sieht und ihn so mild von der ganzen Sache sprechen hört, ist man doppelt entrüstet über das absurde Bubenstück. Sie können sich denken, welche Konjekturen man über die Geschichte macht. Die Vernünftigen meinen, es sei das Werk eines verbrannten Hirns und man solle sich sehr hüten, durch irgendwelche Maßregeln, die über die Person des Täters selbst hinweg griffen, dem Ganzen ein politisches Interesse zu verleihen. Die Kammerjungfer der Fürstin Lvoff definierte das Attentat dahin: „Das ist nun wieder ein österreichisches Stückchen!" Nun gute Nacht! Ich danke Ihnen für Ihren Brief.

Grüß Sie Gott! Editha Rahden.

Skribetzky scheint ein recht guter Mensch zu sein, unreif im Urteil, ohne allgemeine Bildung. Die Fürstin Lvoff läßt Ihnen viel Schönes sagen, sie frägt immer, ob ich ihren Auftrag zu grüßen ausgerichtet habe und bis jetzt hatte ich es vergessen. In der Nacht werden alle Gewissensfragen wach, ich kann nunmehr auf ruhigen Schlaf hoffen.

Ich sehe, daß ich vergessen habe, Ihnen zu sagen, daß Becker in keinerlei Verbindung mit Herzen gestanden hat. Unter seinen Papieren befindet sich eine Antwort Herzens auf eine Sendung von Becker, die er einfach zurückweist. Er spricht zu ihm wie zu einem gänzlich Unbekannten und fordert ihn auf, sich an einen Buchhändler seiner Schrift wegen zu wenden. Becker soll wenig begabt sein, seine Korrespondenzen und sonstigen Papiere enthalten nur ganz Unbedeutendes, er ist offenbar isoliert, und, wie Sie ganz richtig bemerken, scheint er nicht einmal psychologisch interessant. Sie können sich aber denken, wie man diese Tat ausdeuten möchte, um ihr eine reaktionäre Wirkung zu geben. Aus Odessa ist er doch wohl.

Baden, 6. August 1861.

Mit meinen, Ihnen mitgeteilten Neuigkeiten scheint es mir schlecht gegangen zu sein — ich dachte recht früh recht gelegen damit zu kommen. „Die Primeur" eines Attentats verschmäht man doch selten, und nun sehe ich, daß mir sogar das „Journal de St. Petersbourg" zuvorgekommen ist. Für den Augenblick schweigt alles

über den unglücklichen jungen Mann; man hat keinerlei Verbindung entdeckt; die Tat steht ganz isoliert, wahrscheinlich ein Produkt krankhaften Ehrgeizes, da. Das bunte Leben Badens hat längst jede Erinnerung an dieses Ereignis verwischt. Sonntags sieht man nur zuweilen eine Gruppe ehrlicher Bürger oder Schwarzwälder Bauern vor der großen Linde stehen, welche die eine Kugel Beckers gestreift hat. Gestern reiste der König von Sachsen durch und brachte verspätete Glückwünsche dar; ich sah ihn einen Augenblick bei der Großfürstin und betrachtete ihn mit der Aufmerksamkeit, die dem trefflichen Übersetzer des Dante gebührt — ein freundlich mildes, stilles Gelehrtengesicht. Meinen alten Haxthausen sehe ich täglich; er wird mit jedem Jahr frischer, ist tätig, als wäre er dreißig Jahre alt, und wunderlich, wie ein vergessenes Stück aus dem Mittelalter. Sie können sich denken, daß er in aller Freundschaft Döllingers entschiedener Gegner ist; da ich nun die Ansichten dieses Kirchenlehrers über die weltliche Macht des Papstes durchaus teile, so gibt es zuweilen lebhafte Diskussionen zwischen uns, infolge deren ich mir von ihm einen Brief Döllingers erobert habe, der auch sie interessieren wird und den Sie — nach meinem Tode — sogar besitzen sollen. — Die hiesige Gesellschaft ist aus den verschiedensten Weltteilen zusammengewürfelt; französisches Element herrscht zwar vor, russisches und englisches bieten ihm die Spitze, das deutsche ist unterdrückt. Bedeutende Persönlichkeiten sieht man wenig; ich kann nämlich das preußische Ministerium auf keine Weise in diese Kategorie bringen — den badischen Minister Roggenbach eher, doch kommt er nur auf Augenblicke aus Karlsruhe herüber und flieht die große Welt, ich kenne ihn also nicht persönlich. Vor ein paar Tagen war ich die Tischnachbarin des Mr. Talleyrand, französischen Gesandten am Turiner Hofe während der italienischen Kampagne, ein alter Bekannter von mir — ich habe ihn in England kennengelernt — und ein intelligenter Kopf, wenn auch kein hervorragender Geist. Bald wurde Cavour der Gegenstand unserer Unterhaltung, Talleyrand spricht von ihm mit der ganzen Wärme aufrichtigster Bewunderung; während des ereignisvollen Jahres 1859 hat er ihn täglich, oft mitten in der Nacht, besucht und mit ihm gearbeitet, ihn in der Werkstatt seiner großen Gedanken tätig gesehen und immer denselben Eindruck einer mächtigen, rücksichtslos

entschlossenen, weit ausschauenden Natur empfangen. Freundlich, hilfreich im gewöhnlichen Leben, soll er der bequemste Geschäftsmann im Detail gewesen sein, und nie eine sekundäre Frage eigensinnig behauptet haben; hingegen galt ihm kein Hindernis unantastbar, wenn es wirklich seiner Idee im Wege stand, und obgleich er den erfindungsreichsten Verstand besaß, um bis zuletzt Expedients zu ersinnen, die ohne Gewalt zum Ziele führen konnten, so lag im tiefsten Grunde seines Wesens eine unbeugsame, unerbittliche Festigkeit. Italien, ein selbständiges Italien mit einem wirklichen politischen Leben, — dafür atmete in jedem Moment seines Lebens dieser große Staatsmann, — im festen Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes ist er gestorben. Selten soll ein Mensch tieferes Bewußtsein von der Macht, die er moralisch ausübte, gehabt haben; er liebte die Freiheit in allen ihren gesetzlichen Äußerungen, selbst die Untriebe eines Mazzini hätte er nie mögen despotisch unterdrücken, das freie Spiel freier Meinung war ihm ein gefälliges Element, das er zwanglos gewähren ließ, weil im gegebenen Falle er es immer beherrschte. Als nach dem verunglückten Regierungsversuche Garibaldi nach Turin kam, um Cavour vor der Kammer zur Rechenschaft zu ziehen, fürchteten alle Freunde Cavours einen Eklat und glaubten, der Sturz des Ministeriums liege in dem Bereich der Möglichkeiten. Lächelnd hörte Cavour den Ausdruck der Besorgnisse Talleyrands an: „Craindre Garibaldi! sagte er: „Sur le champs de bataille, oui, — peut-être aussi au coin d'un bois," fügte er ironisch hinzu, „mais à la Chambre, à la Chambre, je suis chez moi! Voyez vous, ce bon Garibaldi, il a un cœur d'or, une tête de feu et une politique de buffle!" Und so war es auch. Man hatte Garibaldi eine sorgfältig ausgearbeitete Rede förmlich einstudiert, — er hielt sie vortrefflich, die Bewegung war allgemein, — da steht Cavour auf, antwortet ruhig, klar besonnen und zwingt Garibaldi zu einer improvisierten Entgegnung — da war es um ihn geschehen, er brachte reinen Unsinn vor, absurdes konfuses lächerliches Zeug. Cavour machte ihn an selbiger Stelle politisch tot, und die Anhänger Garibaldis führten ihn vor dem Ende der Sitzung aus der Kammer weg. Sie müssen mir diese lange Geschichte um Cavours willen verzeihen — was habe ich so hoch und breit angelegte Naturen gern! An einem Berge übersieht man

doch auch das Steingeröll und Gestrüppe und was sonst Häßliches an ihm klebt, weil seine herrlichen Umrisse ihn groß machen in Gottes Welt; sollte man nicht denselben Blick für Menschen haben? Hier sind die Berge sehr lieblich, die Vogesen liegen oft bei Sonnenuntergang in schöner Beleuchtung am Horizont. Die Natur ist still, nie schweigsam, zu mir spricht sie immer von friedlicher Andacht, sie kann mich so rühren, in ihrer unschuldigen, wundervollen Ruhe! Leben Sie wohl, ich denke oft und in herzlichster Freundschaft an Sie.

Editha Rahden.

Kaltbad auf dem Rigi, 29. August 1861.

Es ist zu schön hier oben! Ich muß an Sie schreiben und es Ihnen sagen, und Ihnen durch ein paar Zeilen wenigstens beweisen, wie oft ich an Sie denke im Angesichte dieser Berge und dieser Seen! Seit wir in Luzern angekommen sind, lebe ich wie im Traum — bald möchte ich lachen und laufen wie ein Kind, bald ist mir so wehmütig zumute, nein nicht wehmütig, aber innerlich bewegt bis zur tiefsten Rührung vor dieser Schönheit, dieser Herrlichkeit! Und nun gar hier, so fern von den Menschen, so nahe bei Gott! Denken Sie nur, wenn ich aufsehe von diesem Blatte, liegt zu meinen Füßen der Vierwaldstätter See, umsäumt von hohen, stillen Bergen in vielfachen Abstufungen bis zu den ewigen Schneegipfeln, die kein menschlicher Fuß mehr betritt, die fern von Jammer und Freude in seliger Beschaulichkeit der Sonne ins Angesicht schauen! Nur keine Beschreibung, nicht wahr? Und auch kein unnützes Klagen darüber, daß Menschen wie Sie nicht solche Eindrücke, solchen Genuß miterleben — eben läutet es an der kleinen Michaeliskapelle, die zehn Minuten von hier zwischen zwei mächtigen gespaltenen Felsen liegt — für mich ist es eine fromme Erinnerung daran, daß über unser Wissen und Wollen eine göttliche Führung unsere Wege lenkt, und die aufrichtigen Herzen zum wahren Lichte, zum wahren Glück! Lassen Sie es mich doppelt glauben — auch für Sie. Von hier gehen wir übermorgen nach Luzern zurück, von da nach Freiburg und Vevey, wo wir einige Tage bleiben, und dann nach Nizza. Aus diesem wohlbekannten Orte will ich länger und geordneter an Sie schreiben, auch von den angenehmen Bekanntschaften, die wir gemacht haben. Denken Sie sich hier oben welche Künstlerwelt!

Bendemann, Clara Schumann mit großen traurigen Augen in einem blassen ältlichen Gesicht, Joachim, der große Violinist und Stockhausen, von dem ich Ihnen schon geschrieben habe. Diese drei musikalischen Zelebritäten wollen heute abend für die Großfürstin ein Konzert arrangieren. Leben Sie wohl, herzliche Grüße und Wünsche. E. R.

Baden, 17. Oktober 1861.

Wir sind endlich wieder im Hafen! Hier soll eine kurze Rast gehalten werden und dann geht es nach Hause. In den ersten Tagen des Novembers sind wir da. Ich sehe Sie also noch wieder und drücke Ihnen noch einmal die Hand in den gewohnten, durch so viele ernste und heitere Stunden lieb gewordenen Räumen. Das freut mich wohl sehr! Jetzt, wo ich meine Absichten für die nächste Zeit aufgegeben habe, will ich auch gar nicht geheimnisvoll damit tun, und Ihnen einfach davon erzählen. Ich wollte im Ausland bleiben, in möglichst großer Abgeschiedenheit mich ganz meinen religiösen Beschäftigungen widmen, und im Frühjahr aus klarer, beruhigter Seele den letzten Entschluß, der über mein Leben gebieten sollte, schöpfen. Einen einzigen Menschen, der mir auch dabei helfen mußte, zog ich zu Rate: meinen alten Freund Haxthausen, zu dessen liebevoller Einsicht ich großes Vertrauen habe. Er riet und bat inständigst, ich möge noch warten, aus vielerlei, hier schwer zu erörternden Gründen — und ich willigte ein. Doch blieb mir im Herzen ein schweres, dumpfes Gefühl, als täte ich eigentlich unrecht, nicht meinem instinktiven, lange gehegten Wunsche zu folgen. Dieses Gefühl bin ich erst seit wenigen Tagen los geworden — durch die letzten Nachrichten aus Petersburg. Plötzlich steht mein Weg hell und gerade vor mir — so habe ich es gern! Dieser Winter wird wahrscheinlich ein bewegter sein, so negativ auch mein Nutzen sein mag, ich meine es treu, das tut allen Fürsten in ihrer Umgebung not. Ob ich auch keine eigentliche Gefahr bei uns voraussehe, — ich denke Ruhe, Ergebenheit und Vorsicht werden in der Nähe der Großfürstin ganz an ihrem Platz sein — bis zum Frühjahr gestaltet sich auch manches anders, und ohne mein geliebtes Ziel aus den Augen zu verlieren, lasse ich Gott walten! Für geringere Geister, die weder hochfliegende Pläne noch weite Entwürfe beherrschen,

sollte da nicht der Hauptzweck ihres Lebens sein, in jeder Stunde ganz zu sein und zu tun, was sie sollen? Freier, frischer Gehorsam hat auch seinen demütigen Wert! Und man ruft gern mit dem königlichen Sänger der Psalmen: „Sprich, Herr, mein Herz ist bereit!" Was kann ich Ihnen weiter sagen — in Gedanken bin ich oft mit Ihnen beschäftigt und meine Gedanken werden bei Personen, die ich liebe, gleich zu herzlichen, frommen Wünschen.

Gott behüte Sie! Edith von Rahden.

Ragaz, 25. August 1862.

Ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, wenn ich mir auch vorbehalte, in Riga manches mit Ihnen zu besprechen, was mir nicht einleuchten will. — Ich war aber Ihretwegen unruhig und da erschienen die schon längst gewünschten Nachrichten doppelt lieb. Von der Frau Großfürstin soll ich bestens danken für die Bücher-sendung — sie ist meine wahre Ressource in unserer Einsamkeit. Sie wissen ja, wie es in Ragaz aussieht, aber ob Sie sich eine Idee machen von der Stille, die dort herrscht, glaube ich kaum. Mir ist so wohl zumute hier, daß ich über meine tiefe Befriedigung ausgelacht werde. Berge, Himmel und grüne Wiesen, Ströme und Quellen: alles finde ich schön, alles spricht zu mir von unnennbaren Dingen. Und nun vollends hie und da, sehr selten, aber doch bisweilen, einsame lange Spaziergänge... Mit den Bauern rede ich gar zu gerne, — lerne auch ganz gut verstehen, was sie in ihrem eigentümlichen Dialekt sagen. Neulich machte ich die nähere Bekanntschaft eines alten Philosophen aus Dorf Mels, der in blauer Bluse seinen Schubkarren neben mir herfuhr und die Großfürstin und mich eine halbe Stunde lang auf das interessanteste unterhielt. Meine Pläne zerrinnen wie Wolkengebilde — schon gebe ich in Gedanken die Via Mala auf, — denn ich glaube nicht, mit gutem Gewissen über einen Tag verfügen zu können. Tschudi hat sich auch entschuldigen lassen, — sein Kind ist noch immer so krank von jener Säntisexpedition her, daß er es nicht verlassen mag. Nun verzeihe ich Ihnen Rigi und Lauberhorn — was wäre aus Ihnen vielleicht auf dem Säntis geworden! Einen angenehmen Besuch hatten wir vor wenig Tagen: Gregorovius kam aus St. Moritz herüber, um uns zu sehen — immer derselbe, ein wenig

anspruchsloser, dünkt mich. Sonst niemand aus jener großen, lebendigen Geisterwelt, aber recht viele Besuche fürstlicher Personen. Jetzt ist Prinz Friedrich auf längere Zeit hier, — auch Graf Kisseleff, der Maler Lindemann, Frommel ebenfalls. Mitte Oktober kommen wir nach Haus; ich erscheine dann wahrscheinlich in Riga, doch nicht zum Abschiednehmen — das ist ein grundfalscher Begriff, sondern zum Wiedersehen, Leben, Erinnern, Vorwärtsgehen ...

Lachen Sie nicht über den frischen Lebensmut, ich steige soviel Berge hier, daß mir nichts schwer vorkommt. Leben Sie wohl — immer in treuer Freundschaft. Ihre E. R.

Karlsbad, 2. Juli 1864.

Wie lange hörten wir gegenseitig nichts voneinander! Mir ist es freilich, als hätte ich eine lange Unterhaltung mit Ihnen gehabt, nachdem ich die livländische Korrespondenz im Maiheft der Balt. Monatsschrift gelesen und mich herzlich daran gefreut. Sie sollen aber wissen, wie es um mich bestellt ist, und zuvörderst, daß ich sehr oft, sehr herzlich an Sie denke. Der kurze Augenblick auf der Eisenbahn war doch viel wert, ich danke Ihnen nochmals dafür.

Interessante Tage sind über Karlsbad fortgezogen, geschichtliche, folgenschwere Tage. Es war ein merkwürdiger Anblick, Kaiser und König, Minister und Gesandten miteinander verkehren zu sehen. Einen Tag lang stand ordentlich der Atem still vor den Entschließungen Englands, wo die öffentliche Stimmung sehr gereizt ist. Bismarck trat entschlossen nicht allein England, sondern seinem eigenen Bundesgenossen Österreich in den Weg und wagte frisch den Strauß. Er hatte den richtigen politischen Instinkt, Preußen im Notfall allein den Krieg fortführen zu lassen. Österreich wollte doch dem mächtigen Nachbarstaat, Deutschland gegenüber, die erste Rolle nicht einräumen, und blieb mit erzwungenem Lächeln treu. Jetzt sind Alsen und Sonderburg gefallen, das englische Ministerium predigt Frieden, Bismarck dominiert unstreitig die Position. Unter den Leuten, die in Karlsbad die Kur brauchen und nebenher die Ereignisse beurteilen, ist gewiß der interessanteste Gervinus. — Mir fiel sein Name unwillkürlich als Gegensatz zu dem des preußischen Ministers ein. Es liegt eine wahrhaft rührende Einfalt der Gewissenhaftigkeit und des Doktrinarismus in diesem Menschen,

der durch eine Unterhaltung mit der Großfürstin sich plötzlich in einer noch ungeahnten Welt stehen sieht, deren Frische und Bedeutung ihm früher nur Fabel gewesen war. Ganz gedankenvoll ist er nachmittags zu Dr. Seegen gekommen, war ungewöhnlich schweigsam und als er endlich zu erzählen anfing, sagte er kopfschüttelnd einmal über das andere: Ich habe viel gelernt! — Mein spezieller Freund ist eine andere kleine Zelebrität geworden — der Komponist Dessauer aus Wien. Er ist alt, kränklich und klug, damit will ich sagen, daß er sich der Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeiten jüngerer Menschen freut — und man ihm gerne stundenlang zuhören kann, wenn er von seinen intimen Beziehungen zu den größten Geistern unserer Zeit spricht. Mit George Sand steht er in Briefwechsel, wie gut, wie einfach und freundlich sind diese Briefe! Und dazwischen blitzt ein Gedanke auf, der aus der Tiefe in Himmelshöhen ragt. — Diese Natur muß jetzt nach vielen Stürmen und Irrfahrten in „beruhigter Pracht" sich entwickeln und an Wert täglich gewinnen. Doch das Talent geht abwärts, hat keinen rechten Flügelschlag mehr, ich möchte sagen, es geht auf breiten banalen Füßen herum.— In den wenigen Stunden, über die ich gebieten kann, habe ich versucht, einen Blick in die gottesdienstlichen Handlungen der Juden zu tun, wozu mir die hiesige Synagoge, meine Bekanntschaft mit einem jüdischen Kaufmann und angeborene Liebhaberei Anlaß gab. Die Kenntnis des Hebräischen geht schon so weit verloren bei den Juden, daß ihre Gebetbücher gespalten deutsch und hebräisch gedruckt werden; obgleich sie alle das Hebräische als Kirchensprache lernen, bleiben ihnen so viel Ausdrücke, besonders viel Nuancen fremd, daß sie der Erläuterung im Deutschen bedürfen. Ich wollte eben aus dem Munde eines ungelehrten Mannes erfahren, wie weit das rein religiöse Bewußtsein unter dem Volke Gottes noch klar ist, und wie das Dogma bei ihnen angesehen wird. Sie sind Juden mit Begeisterung, insofern es sich um das eine majestätische Bekenntnis der Einheit und Ewigkeit Gottes handelt — und geht man mit Aufrichtigkeit und Konsequenz in seinen Fragen zu Werke, so sieht man leicht, wie locker das ganze Gebäude der späteren Verordnungen und Gebräuche um den mächtigen, göttlichen Stamm der zehn Gebote gelegt ist. Mit wahrhaft orientalischer Monotonie und Einfachheit der Linien gehen sie ausschließlich auf

das kommentierte Glaubensbekenntnis zurück, welches in den zehn Geboten liegt, und wiederholen es in ihren Gebeten und Zeremonien mit tausend Umschreibungen bis zur Ermüdung oder — bis zum Fanatismus. Groß, melancholisch, eintönig, bisweilen leidenschaftlich, intensiv inbrünstig klingt ihre ohne instrumentale Begleitung, rein vokale Kirchenmusik.... Ich könnte Ihnen Bogen schreiben über den Eindruck, den mir eine genauere Kenntnis jüdischer Gebräuche gemacht hat. — Wenn man doch mehr wüßte! Wieviel geht an Ignoranz zugrunde! Wie edel, gerecht, und milde würden unsere Urteile, wenn wir recht wüßten! Darum ist ja die Liebe so hellsehend, weil sie gläubig ahnt, was Menschenwitz nicht erlernt!

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht. Meine Seele ist in diesen Tagen so traurig gewesen, daß ich mir einbilde, es muß jemandem, den ich liebe, ein Leid begegnet sein. Fehlt Ihnen etwas? Auf Wiedersehen im Herbst, und bis dahin behüt Sie Gott!

Immer Ihre

E. Rahden.

Karlsbad, 16. August 1866.

Da sind wir denn wieder, dieses Mal in tiefer Einsamkeit. — Sehr wenig Badegäste haben es gewagt, noch so spät eine Kur zu beginnen, die meisten Häuser sind geschlossen, auf der Wiese zählt man die Kaffeetrinker.

Mir ist, aufrichtig gesagt, auch nicht geheuer zumute — was soll daraus werden, wenn das letzte Echo der Berliner Tage verklungen ist? Diese Berliner Tage! —

Jede Stunde hätte ich für Sie photographieren mögen, äußerlich und innerlich, um Ihnen ein treues Bild zu geben von dem interessanten Schauspiel, das sich uns darbot.

Wie Menschen bei großen Schicksalen gottgeweihten Boden unter den Füßen fühlen und demütig die Schuhe ausziehen im Bewußtsein unverdienter Gnade, — so kommen mir die Preußen in diesem Augenblick vor — von dem König, Bismarck und Moltke an, bis auf den Gardehauptmann Arnim, unsern Oranienbaumer Freund, der seine kranke Frau hier besucht. Eine Ahnung dieser Stimmung weht durch alle Kreise, am wenigsten natürlich durch die Abgeordneten-

gehirne, obgleich auch sie ohne Zweifel die Indemnität votieren und sich mit der Regierung aussöhnen werden. Das Volk steht wahrhaftig und einmütig in Waffen. — Durch die allgemeine Wehrpflicht greift die Armee ins Herz der Nation; mir haben Frauen aus den höchsten Ständen und arme Handwerkerswitwen das Gleiche geantwortet. — „Die Armee ist ja unser, — wer von uns hat nicht Vater, Bruder, Sohn in ihren Reihen, — was sie trifft, trifft uns, ihr Ruhm ist unser Ruhm!" So sehen sie denn auch in der ganzen Monarchie ein weites Netz von Privathospitälern entstehen, freiwillig errichtet, mit Herzensfreude unterhalten. — Das kleinste Städtchen bittet um Kranke und Verwundete, die es verpflegen möchte; außer den vortrefflichen Lazaretteinrichtungen der Krone sind 30000 Betten von Privatleuten der Regierung zur Verfügung gestellt. Das Zentraldepot in Berlin, welches nur durch freiwillige Beiträge gebildet ist, enthält Massen von Gegenständen, die einen zweiten Krieg versorgen dürften, unter anderem Bettzeug und Kissen, Decken für 20 000 Betten, nachdem schon sämtliche Kranke und Verwundete versorgt sind — und an Geld ein bares Kapital von 200 000 Talern! Mütter, Schwestern, Frauen haben sich zu Hunderten gemeldet zur Krankenpflege, in Berlin sah ich ein Lazarett von der Frau des Kriegsministers geleitet und von Damen der großen Welt besorgt. Es enthielt 400 Kranke, meist Österreicher, — seit drei Wochen versehen die Damen täglich den Dienst, nicht einen Aufsichtsdienst, sondern den wirklichen schweren Dienst barmherziger Schwestern; nur zur Nacht werden sie von barmherzigen Brüdern aus Köln (Alexianern) abgelöst. Mohrenheim sagte mir darüber halb verwundert, halb unwillig: „C'est que ces gens-là prennent tout au sérieux!"

Es ist wohl bitterer Ernst gewesen, der Bismarck in diesem Kriege Preußens Existenz aufs Spiel setzen ließ. — Drei Männer im Staate hatten sich darüber klar verständigt, die übrigen folgten der ungeheuren Energie ihres Willens: Bismarck, Roon und Moltke.

Der politische und strategische Gedanke, und die rastlose, gewissenhafte Vorbereitung zum Kampfe lagen in diesen drei Männern personifiziert. Sie hätten die Männer der kleinen Staaten jetzt in Berlin sehen sollen, um Frieden bittend. Varnbüler, von der Pfordten, Bray, Dalwigk — und die getreuen Bundesfürsten,

Oldenburg, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Meiningen! Roggenbach war auch da als Repräsentant einer Macht, und zwar nicht der geringsten. „Ein geistvoller Schwärmer", sagt Bismarck von ihm. Roggenbach war ziemlich lange bei mir. Er hat Süddeutschland definitiv den Rücken gekehrt in diesem Augenblick und erzählte mir, der Haß gegen Preußen sei so groß gewesen in allen Schichten der Bevölkerung, daß er förmlich einer tierischen Wut ähnlich gesehen habe. Hier liegt wohl das instinktive Gefühl des Besiegtwerdens solcher Erscheinung zugrunde, nicht nur des äußerlichen materiellen Unterliegens, sondern das Bewußtsein der höheren Kulturmacht und des politischen Fortschritts des Nordens. Diesen staatlichen Anschauungen gesellt sich noch der religiöse Antagonismus, der mit einem unglaublichen Fanatismus geschürt worden ist. Roggenbach meint, Österreich hätte, bis aufs Äußerste gedrängt, in kleine Staaten zerfallen sollen, die deutschen Provinzen wären Entschädigungen für die entthronten Fürsten geworden, denn Österreich müsse, um zu wirklicher Kultur zu gelangen, die Periode der Kleinstaaterei durchmachen, während Norddeutschland diese Entwicklungsstufe vollkommen durchgelebt habe und sich nunmehr notwendig zu einem kompakten Großstaate zusammenballen solle. Politische Rücksichten aller Art widerstreben diesem Ideale, vielleicht sind schon heute die Annexionen, die möglich waren, öffentlich ausgesprochen. Hannover, Kurfürstentum Hessen, Nassau und kleine Grenzregulierungen — die Getreuen schließen nur Militärkonventionen ab — selbst die diplomatische Spielerei soll ihnen bleiben. Die Annexionen geben natürlich zu schweren Familienszenen Anlaß, — man möchte wohl alles haben, doch nicht aussehen als habe man es genommen. — Es gibt kein siegreiches Schlachtfeld ohne Tote, bemerkte ich neulich im Gespräch mit Bismarck. „Freilich", erwiderte er, wandte sich dann lächelnd zu seiner Frau und sagte: „Die Fürsten scheinen beinahe zu glauben, daß man heiraten könnte, ohne eine Frau zu nehmen!" Die gutmütigste Heiterkeit beantwortete diesen Witz. — Wie habe ich mich überhaupt bei Bismarck amüsiert! Die Gräfin lud mich ein, nach der Soiree der Großfürstin um 11 Uhr zu ihr zu kommen. — Ich fand ein Dutzend Herren, den eleganten, diplomatisch-aristokratischen Savigny, Eberhard Stolberg, Blankenburg, Keudell und Bismarck erschien eine Viertel-

stunde später. — Butterbrot und ein Teller mit kaltem Fleisch standen auf dem Tische und, wie Frau von Bismarck selbst sagt: Bier ohne Ende. Als vollends die Zigarren angezündet wurden, nahm das Gespräch den lebendigsten Anstrich. Wären Sie doch dabei gewesen! Es wird mir unvergeßlich bleiben, aus Bismarcks eigenem Munde die kleinsten Details des Attentats gehört zu haben, und dann in großen Zügen die Schlacht von Königgrätz. Nach all den glänzenden Gefechten von Nachod, Skalitz, Münchengrätz, nach der mühsam gewonnenen Schlacht von Trautenau, nach dem Sturm von Gitschin, kommt der König abends 9 Uhr nach dieser letztgenannten Stadt, mit seinem Gefolge. — Es regnet in Strömen, die Quartiere sind schlecht, den Truppen sind nach allen Anstrengungen zwei Rasttage versprochen. Moltke hat sich eben zu Bette gelegt, er sieht keiner entscheidenden Affäre in den nächsten 25 Stunden entgegen, — die Österreicher stehen in gewaltigen Positionen auf dem jenseitigen Ufer der Elbe, die Preußen müssen sie umgehen, weil sie eben zu stark sind, um de front den Übergang zu forcieren. Es ist 11 Uhr, eine Patrouille und ein paar Spione kommen in Eile an und melden, daß die Österreicher über die Elbe gegangen sind und diesseits Position genommen haben. Bis jetzt ist diese Bewegung unerklärlich geblieben.

Moltke springt aus dem Bette: Hier müssen wir siegen! ruft er, wie von einer Erleuchtung durchzuckt, — stürzt zum König und läßt die Befehle zum Ausrücken der drei Armeen unterschreiben. Um Mitternacht reiten die Adjutanten nach den verschiedenen Richtungen ab. Graf Finkenstein legt in stockfinsterer Nacht 5 Meilen in $1^1/_2$ Stunden zurück. Er kommt glücklich im Hauptquartier des Kronprinzen an. Um 2 Uhr werden die Truppen alarmiert — halb erschöpft treten sie den langen Marsch an, um 4 Uhr rücken sie aus, auf tief durchweichten Straßen. — Um 11 Uhr stößt die Garde zu dem fürchterlich bedrängten Zentrum, die 1. Armee und die Elbarmee umschließen mit ehernen Armen die ganze österreichische Kriegsmacht und um 4 fängt die schreckliche Flucht an, über die Elbe weg, wo jede Beschreibung vor dem Greuel des wüsten Rasens einer panischen Flucht erblaßt. So ging es fort in unerhörter Hast bis Pardubitz. Die Preußen verfolgten nicht weiter den fliehenden Feind, sie biwakierten auf dem Schlachtfelde. Nach einem Ruhetag zogen auch sie nach Pardubitz; der General Mutius, der zuerst in die

Stadt rückte, wohnte in dem Hause, wo Benedek die Nacht zugebracht hatte. Die Wirtsleute erzählten noch voll Angst, wie er mitten in der Nacht mit triefend durchnäßten Kleidern, ohne Hut angekommen sei und die ganze Nacht am Tische gesessen habe, stier vor sich hinblickend, den Kopf in die Hand gestützt. Der Erzherzog Ernst ist in die Elbe gestürzt auf der Flucht und konnte sich nur mit Mühe retten. Ich hörte nimmer auf, wollte ich Ihnen als Gegensatz zu diesem Bilde heroische Züge aus der preußischen Armee erzählen. Eines steht für alle Zeiten fest: je intelligenter und gebildeter eine Armee, je tüchtiger ist sie im Felde, je freudiger erträgt sie alle Strapazen, je todesmutiger ist sie. Graf Stolberg, der als Johanniter-Komtur sämtliche Kriegshospitäler unter seiner Direktion hatte und auf keinem Schlachtfelde fehlte, erzählte sehr hübsch, wie er auf dem Wege von Pardubitz und Lundenburg einigen Füsilieren begegnet, die zehn bis zwölf Ochsen in einem Städtchen requiriert haben und sie wohlgemut ins Hauptquartier treiben — eben wird Rast gemacht, die Ochsen grasen und einer von den Treibern sitzt auf einem Stein und liest eine englische Zeitung, die er auch in der Stadt erbeutet — Stolberg redet ihn an und glaubt, er sei vielleicht ein Handlungsdiener. — „Verzeihen Sie, ich bin Privatdozent der Philosophie in Halle."

Noch sind die bedeutendsten Schwierigkeiten zu überwinden — der partikularistische Sinn der Deutschen wird sich scharf geltend machen — die Intrigen großer und kleiner Dynastien unaufhörlich wühlen. Ein Hauptkämpfer auf dem Gebiete der Annexion ist mein unbekannter Freund Treitschke. Seine letzte Broschüre würde ich Ihnen gerne schicken — sie ist scharf und schlagend wie alles, was er schreibt —, aber beinahe scheint sie mir das Gepräge seines körperlichen Gebrechens an sich zu tragen — sie ist einseitig wie das Werk eines Tauben. Der unglückliche junge Mann — er ist kaum 32 Jahre alt — ist so stocktaub, daß selbst ein Hörrohr ihm wenig hilft. Menschlicher Verkehr, lebendiger, warmer Austausch der Gedanken ist ihm verschlossen. — Er lebt mit Büchern und Zeitungen. Dabei soll er die gewinnendste Persönlichkeit haben, von Geist sprühend und hinreißend sprechen — nur zuweilen die Worte falsch akzentuieren, weil er die eigene Stimme nicht hört. Wie möchte ich rebellisch werden gegen solche Prüfungen! —

Wenn mein Brief durch die Lüfte ginge und direkt in Ihre Hände fiele, könnte ich Ihnen noch manches erzählen von dem Manne an der Seine Strand, von Beweggründen und Resultaten usw. Ich vergesse aber die Dinge nicht und spare sie mir auf den Winter auf zu unserer ersten Unterhaltung.

E. Rahden.

# Karl Schirren

Karl Schirren, geb. 1826 in Riga, Professor der Geschichte 1858—69 in Dorpat, 1874—1907 in Kiel, gestorben daselbst 1910.

## Im Kampf für die baltischen Landesrechte[1])

### I.

Sie haben die Welt — die russisch lesende — jüngst mit einem großen Schauspiele oder doch mit dessen Programm erfreut. Einem Volke von fünfzig Millionen rufen Sie verwandte Stämme zu Hilfe, um ein Häuflein Deutscher zu erdrücken, die der Vorwurf trifft, bleiben zu wollen, was ihre Vorfahren durch sieben Jahrhunderte gewesen sind: eine arbeitsame Gemeine, welche heute an den Grenzen eines riesigen Reiches erprobte Grundlagen der Kultur behauptet und zu behaupten fortfährt.

Durch den Instinkt Ihres Volkes gegen das Urteil des Abendlandes, durch Haß gegen seine Sympathien gefeit, sprechen Sie das große Wort gelassen aus, daß die Würde Ihnen verbiete, zu Frankreich, England oder Deutschland zu reden. Für den Kreuzzug, den Sie gegen die Deutschen in Livland predigen, genügt Ihnen das Mitgefühl der Slawen, welche „unter dem Joche des abendländischen Europas aus Erfahrung wissen, bis zu welcher Schamlosigkeit Rassenhaß zu steigen vermag", und indem Sie Ihre Fahne auf den Hradschin[2]) pflanzen, entfalten Sie vor den Augen der Tschechen ein Muster verschämter Würde.

Im Namen einer Nationalversammlung aller Reußen, in deren rückwärtsfallenden Schatten Sie sich stellen, ergeht Ihre Forderung an die baltischen Provinzen, zumal an die „baltische Intelligenz",

[1]) Aus der Streitschrift: „Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1869). Samarin, ein fanatischer russischer Nationalist, hatte in einer leidenschaftlichen Anklageschrift die Reichstreue der Balten angezweifelt und die Aufhebung aller baltischen Sonderrechte verlangt. Aus Schirrens „Antwort" sind hier das erste und das letzte Kapitel abgedruckt. — Die Wirkung der Schrift wird von Berkholz (S 165 der vorliegenden Sammlung) treffend charakterisiert.

[2]) Samarins Anklageschrift war aus Zensurgründen in Prag erschienen.

sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da nicht mehr „die eine oder andere Persönlichkeit, und wäre es der Selbstherrscher in eigener Person", sondern das Gebot eines großen Volkes zu ihnen rede.

An das russische Volk richten Sie im Namen Ihrer Nationalversammlung die Mahnung, sich mit den „herkömmlichen" Maßregelungen der Gesetzgebung und Polizei nicht zufriedenzugeben, sondern dem fehlerhaft konstruierten Auge der Regierung in Masse zu Hilfe kommen, wobei es zwar nicht auf den Beifall des Abendlandes, allein um so sicherer auf instinktive Anerkennung aller slawischen Stämme, „natürlich mit Ausnahme der Polen", zu rechnen habe.

Im Namen derselben Nationalversammlung sieht die Regierung sich aufgerufen, das Recht des Landes ohne weitere Zweideutigkeiten zu brechen oder zur Seite zu treten, damit sich, unter Begleitung aller bei freien Debatten unvermeidlichen Expanchements und Ausschreitungen, die große Propaganda der Masse an der kleinen baltischen Gemeine ungestört vollziehe.

Sie treiben zur Eile, denn in Livland — das erbieten Sie sich zu beweisen — geht Hochverrat um, und Gefahr ist im Verzuge.

Um dieser Gefahr willen entsagen Sie dem zeitraubenden Mittel des Beweises, und indem Sie, die eines Glaubens sind, nicht um Glauben, sondern um Nachsicht bitten, gönnen Sie den Angeklagten nächst einem raschen Spruche das seltene Vorrecht, sich zum „Programme" gehängt zu sehen, bis einmal ein „Murawiew" der Zukunft an der ganzen Gesellschaft das Urteil leibhaftig zu vollstrecken kommt, wie Sie es diktieren.

Mittlerweile behelfen Sie sich nicht ohne Geschick mit den verfügbaren Mitteln der bestehenden Regierung, und in der Maske des Gracchus versehen Sie Polizeidienst.

Ihr erstes Wort verrät die Gesinnung.

Sie wissen, daß sich dieses Land in großer Bedrängnis befindet. Die Verträge, durch welche es sich dem Reiche verbunden, sind vierzigmal älter als der jüngste polnische Aufstand. Der Aufstand lebt im Reiche in aller Erinnerung, die Verträge sind dort von allen vergessen.

Ohne Schwanken bemächtigen Sie sich der Situation.

Kaum eröffnet sich Ihre Anklage, so erhitzt ein Vergleich mit

Polen die Gemüter, und die moralische Konfusion feiert ihre höchsten Triumphe.

Mit einem Scharfsinne, welchem die Unerschrockenheit entspricht, wissen Sie den Ansatz zur unglaublichen Gleichung zu finden. Wo ihn auch die boshafteste Laune nicht gesucht hätte: in der Regierung stellt er sich Ihnen zu Diensten, und indem Sie den Mittelgliedern von Ursache und Wirkung umsichtig ausweichen, kehren Sie mit dem Schlußsatze, daß nur der Instinkt Ihres Volkes die Wirkung zu paralysieren vermöchte, die Spitze gegen uns. Denn wenn die Regierung in Polen trotz ihrer Statthalter und Generalgouverneure, trotz aller Sorten von Polizei, allergeheimster, geheimer und gemeiner, trotz Tausender von offiziellen Augen, Ohren, Federn, Rubeln, Flinten, trotz des Apparates einer mit allen ihren Attributen bekleideten Gewalt die lange unter dem Scheine der Loyalität brütende Revolution nicht eher entdeckte, als bis sie unverschleiert hervorbrach, warum könnte sich nicht unter derselben gouvernementalen Decke in Livland dieselbe Gefahr verbergen? Oder, wenn — um zu den untern Symptomen herabzusteigen — in Polen die Aufwiegler den Schnurrbart kräuseln und in Wäldern kampieren, warum sollte sich aus der Abwesenheit des Schnurrbarts in Livland und aus der deutschen Abneigung gegen verlängerten Aufenthalt in Wäldern ein sicherer Verlaß auf die baltische Loyalität ergeben?

Die Frage ist erlaubt, und die Antwort macht sich. Und wo sie sich nicht macht, da machen Sie sie, Herr Samarin.

Sie zeigen an, daß es in Livland wie in Polen Bauern, unter den Bauern Gutsbesitzer und neben den Gutsbesitzern Geistliche gebe, und daß hier wie dort weder die einen noch die anderen weder russisch noch orthodox seien. Was haben sie unter den Bauern zu schaffen, außer das Vertrauen zu der Regierung, die Liebe zu der herrschenden Rasse, den Gehorsam unter die herrschende Kirche zu erschüttern? Dazu bedarf es weder in Polen noch in Livland großer Beredsamkeit; irgendein Einfall wird dem Fassungsvermögen des Volkes angepaßt und in Umlauf gesetzt; ein beliebiger Befehl der Regierung wird verdreht; was dem Volke Gutes zugedacht ist, wird verheimlicht; endlich, um es vollends zu erbittern, wird, etwa unter dem Titel von Truppendislokationen, eine militärische Exekution erschwindelt und gegen die Bauern gerichtet.

Hier halte ich inne, Sie zu bewundern. Hier ist mehr als gemeine Kunst der Verleumdung; so spricht das Genie. Gewiß, auch in Livland sind militärische Exekutionen vorgekommen, teils, wie in allen Ländern der Welt, bei offenem Aufstande, teils vielleicht, wie sie besser unterblieben wären; es gibt genug Deutsche in Livland, welche sehr aufrichtig wünschen, wir wären von Ihren militärischen Exekutionen zu allen Zeiten verschont geblieben; indes, es waren nur Ausnahmen. „Truppendislokationen" dagegen wiederholen sich ziemlich regelmäßig, und es ist unstreitig ein geistvoller Griff, sie mit militärischen Exekutionen für den Gedanken so vertraut zu verflechten, daß, wo nun künftig im Lande Truppen dislosziert werden, der Menschenfreund draußen in Moskau denken mag: Ach, wieder eine Exekution in Livland!

Ich nehme den Faden Ihrer Betrachtung wieder auf.

Wir sind also ganz wie die Polen. Haben wir erst das Landvolk gründlich bearbeitet, so schleicht unsere Propaganda nicht minder schlau über die Grenze, stiehlt sich in die höchsten Sphären der Regierung; sucht günstige Entscheidungen zu exportieren; verschanzt sich im Ostseekomitee, dieser kleinen Festung in partibus Russorum; nistet in den Salons; besticht das Urteil; verwirrt die Gemüter, und nur zu leicht wird der Russe vor Entzücken trunken und geht auf das Glatteis, sobald ihm ein Deutscher oder ein Pole zu verstehen gibt, er sei ein edel gebildeter Geist und ein accident heureux parmi les siens.

Die dritte Verwandtschaft ist dies: wir verleumden nicht schlechter als die Polen. Sind Sie Deutscher oder Pole, Herr Samarin?

Endlich schlagen wir uns gar über die abendländische Grenze und machen in fremden Zeitungen so lange Spektakel, bis in irgendeiner Kammer, ganz wie für die Polen, irgendein Exaltado die Stimme für uns erhebt und interpelliert, interpelliert, interpelliert und nun zu guter Letzt, „so pflegt es zu kommen", eine befreundete Macht sich mit der liebenswürdigen Bitte nach Petersburg wendet, ihr etwas an die Hand zu geben, womit sie der zudringlichen Opposition den Mund schließe. Und da nun — das ist Ihre Beteuerung, Herr Samarin, nicht meine —, da in der Tat nichts getan noch geplant wird, was sich nicht laut bekennen ließe, so ist nicht abzusehen, wie man guten Nachbarn eine so billige Bitte abschlagen

sollte. Man willfahrt. Indes, damit befriedigt man niemanden, man erntet nur freundschaftliche Ratschläge, um der europäischen Ruhe, um der freundlichen Nachbarschaft willen, doch lieber so oder so zu verfahren, und sobald erst ein Meinungsaustausch über die baltischen Provinzen sich anspinnt, geht es die bekannte abschüssige Bahn hinab bis auf die Anklagebank vor dem Tribunale Europas; und allzusehr ist doch nicht darauf zu rechnen, daß allezeit ein Fürst Gortschakow sich einfinde, den Angeklagten an der Hand fasse, auf die Beine stelle und, wie damals in polnischen Sachen, im Triumph aus dem Saale führe.

So wird die baltische Frage, wie die Frage von Polen, unsterblich, und beide sind gleich schwer aus der Welt zu schaffen.

Damit ist dann die Verwandtschaft vorläufig zu Ende.

Sie indes besitzen eine bewundernswerte Kunst, mit kleinen Nuancen verblichene Effekte zu restaurieren. Wo Sie Ihre Gläubigen bedeuten, daß Rußland unser Vaterland nicht sei, da bedienen Sie sich jener Form des Wortes, in welcher dem Russen der Begriff am geläufigsten ist; wo Sie es uns als Hochverrat anrechnen, daß wir in Deutschland ein Vaterland haben, da muß sich das Wort der Form bequemen, welche dem Polen geläufiger ist. Der Moskowite eines deutschen Textes wird in Ihrer Übersetzung zum Moskal; Moskal ist eine polnische Schmähform. Die Berechnung ist einfach. Ganz wie die Polen! ruft Ihr moskowitischer Menschenfreund.

Ganz wie die Polen! rufen auch wir vielleicht ehestens: zwar nicht an Gesinnung, aber an Erfahrung!

Nachdem Sie so die Gemüter zweckentsprechend gestimmt, führen Sie sie mit der Kunst, welche die Absicht bald reizend verschleiert, bald lockend enthüllt, dem Ziele durch vierzehn Stationen entgegen und deuten auf dem Wege 1. den Provinzial-Swod und die Privilegien; 2. die große orthodoxe Konversion; 3. die Rückströmung aus der Orthodoxie und das Gesetz über die Mischehen; 4. die Agrarverhältnisse; 5. die baltische Gemeinordnung; 6. die Verwaltung der Städte; 7. die Stellung russischer Bürger in Riga; 8. die Verdienste russischer Bischöfe und Beamten; 9. die Schicksale russischer Sprache in Schule und Verwaltung; 10. die Erlebnisse einiger Letten; 11. die Aufhebung des Stapelrechts in Riga;

12. die Aufhebung der Wracke; 13. die Aufhebung der Zünfte; 14. die Justizreform, welche bevorsteht.

Soviel Stationen, soviel Anklagen: soviel Martern in petto.

Sie klagen uns an, die Gesetze und Anordnungen der Regierung allezeit umgangen zu haben; mit vergilbten Pergamenten soll ein unerlaubter Kultus getrieben, mit dunkeln juridischen Terminis ein versteckter Krieg gegen die erlauchte Jurisprudenz der Neuzeit geführt werden. Der orthodoxen Kirche, welche die unterdrückten Massen zu befreien kommt und die Gewissen, um sie wahrhaft zu lösen, unlösbar an sich bindet, sollen Lug und Gewalt begegnen; was sie mit geistlicher Arbeit gewinnt, sieht sie sich mit weltlichen Künsten entrissen. Unter dem Scheine der Freiheit, mit Hilfe von Agrarverordnungen, eine listiger und heimtückischer als die andere, wird das Volk immer härter geknechtet; statt eines allgemeinen Überflusses von Armut breitet sich ein bedenklicher Wohlstand aus und treibt die Wurzeln von Mein und Dein immer weiter in das Land. In den Städten himmelschreiender Unterschleif gewissenhafter Verwaltung und abgeschmackte Reformplätze. Wer russisch denkt und handelt, nicht zum Vorbilde genommen. Der heilsame Sprachenzwang nirgends mit Begeisterung bewillkommt. Einige alberne Privilegien zwar geopfert, aber der Rest mit dem Mute der Verzweiflung vereidigt, gegen die Freiheit in der Ohnmacht, gegen die Brüderlichkeit in der Gemeinschaft, gegen die Gleichheit in der Knechtschaft, welche Sie, Herr Samarin, im Namen des russischen Volkes, seiner providentiellen Mission gemäß, allen Grenzstämmen des Reiches zu verkünden kommen.

An sich erscheinen diese Anklagen nicht neu, noch weniger mit Beweisen gerüstet. Man hat uns mit ihnen auch sonst geplagt und das Leben verbittert. Seit einem Menschenalter und länger bringen wir die Hälfte unserer Tage damit hin, nichts Hängenswertes zu begehen, die andere mit dem Nachweise, nichts Hängenswertes begangen zu haben. Wir stehen Rede und Antwort, werden verhört und geprüft, befragt und verhört und wieder geprüft; der Beweis wird beschlossen: man spricht uns frei. Sobald wir aufatmen, beginnt der Prozeß von vorne. Die Frage ist unsterblich, und unser Leben spielt unter dem Galgen.

Wir haben Rede und Antwort gestanden in Zahlen und Worten, im Großen und Kleinen, im Einzelnen und im Ganzen.

Wir haben dargetan, wie die Gesetze und Anordnungen der Regierung eingeführt und durchgesetzt werden; wie sie nützen und wie sie schaden; wie sie zu ändern wären und wie sie, verändert oder unverändert, zum Guten oder zum Schlimmen, in Geltung bleiben. Wir haben die Mission der orthodoxen Kirche in ihren Ansprüchen, Mitteln und Erfolgen beleuchtet und werden das Licht auch künftig nicht ausgehen lassen. Wir haben die Bauern zur Freiheit erzogen; haben ihnen Kirchen gebaut und bauen helfen; Schulen gegründet und unterhalten; haben ihnen eine Literatur in ihrer Sprache geschaffen; wir haben ihnen in guten und schlimmen Zeiten beigestanden; den zunehmenden Wohlstand in ihrer Mitte müssen wir freilich verantworten, und die Scheidung von Mein und Dein vermögen wir nur als ein Erbübel abendländischer Kultur zu entschuldigen. Unsere Städte haben sich von Ihnen, Herr Samarin, und anderen Revidenten geduldig belagern lassen und sich freilich gehalten; Zoll und Steuern haben sie entrichtet, vielleicht mehr, als ihnen gut war; große Ausgaben getragen, welche ihnen nicht halfen; große Einnahmen verloren, welche ihnen gebührten; Haus gehalten, wie sie konnten; Rechenschaft erstattet, wie sie sollten; sie haben sich, wo es anging, um gute, wo es nicht anders sein konnte, um gemischte, wo man so vorschrieb, gehorsam um schlechte Reformen beworben; die einen erhalten und warten auf die anderen noch heute. Den Russen im Lande ist man freundlich begegnet; sie haben Nahrung und Reichtum, Schutz der Gerichte, getreue Nachbarn gefunden; Schulen hat man ihnen errichtet, vielleicht nicht so viel, wie sie brauchen, aber lange Zeit mehr, als sie sich selber zu schaffen wußten; wo sie guten Rat wünschten, hat man ihn nicht verweigert; wo sie ihn erteilten, benutzt; wo sie schlechten Rat forderten oder anboten, sie zu belehren gesucht; zu Vorbildern hat man sie nicht genommen, um ihnen die Vorbilder, welche sie suchten, nicht zu verderben, und was sie an Instinkt eingebüßt, haben sie an Einsicht hoffentlich gewonnen. Für den heilsamen Sprachzwang hat sich freilich nirgends Begeisterung gezeigt. Einige Privilegien haben wir geopfert; den Rest verteidigen wir, wenn es nicht anders sein soll, auch ferner mit dem Mute der Verzweiflung

gegen die Freiheit in der Ohnmacht, gegen die Brüderschaft in der Gemeinschaft, gegen die Gleichheit in der Knechtschaft, welche Sie, Herr Samarin, im Namen des russischen Volkes, seiner providentiellen Mission gemäß, allen Grenzstämmen des Reiches zu verkünden kommen.

Nicht Ihrem Volke zum Unguten sei es gesagt: von seiner providentiellen Mission wird es so wenig ahnen wie von seinen falschen Propheten.

Nun wäre es der wunderlichste Fehlgriff, wenn ein weiches baltisches Gemüt, von dem Eindruck erschüttert, welchen Ihre Anklagen auf feindlich gestimmte Seelen hervorbringen könnten, durch ein teilnehmendes Herz vielleicht ermuntert, die alte Plage über sich nähme und geduldig erläutern, erweisen, widerlegen wollte, was bereits hundertfach erläutert, erwiesen, widerlegt worden, und würde in seiner Ehrlichkeit nicht merken, wie es sich der einen Schlinge entzieht, nur um rettungslos in die andere zu fallen. Denn, während es, durch den verwandten Inhalt der Anklage getäuscht, noch dem alten System von Unkenntnis, Unlust und etwas reglementierter Schikane gegenüberzustehen meinte, würde es zu spät die neue Methode des Angriffs durchschauen, welche sich zur vornehmsten Aufgabe stellt, die Einrede in ein Geständnis zu verwandeln und die Unerläßlichkeit der Exekution aus dem Beweise der Unschuld zu folgern.

Nicht ohne Anwandlung wehmütiger Heiterkeit vermöchte ich mir das Zwiegespräch zu vergegenwärtigen, welches sich für ein ehrliches Gemüt entspinnen müßte, wenn es darauf bestände, uns in Ihren Augen zu rehabilitieren. Es würde nicht ahnen, wohin Sie zielen, und vertrauensvoll, in zarter Rücksicht auf das, was es als Ihr Steckenpferd ansähe, würde es sich auf die Agrarfrage setzen und etwa den Fortschritt der Bauern illustrieren. In anerzogener Ehrfurcht vor dem Gesetze könnte es das Gesetz nicht umgehen; es würde den gesetzmäßigen Gang der Entwicklung erläutern. Gleich der erste Versuch zur Verständigung wäre gescheitert. Entwicklung! die ist Ihnen verhaßt, und wie man mit Gesetzen umzuspringen hat, wissen Sie so gut wie einer.

Sie bemerken: wenn solche Entwicklung in der Tat als gesetzmäßig gelte, so erweise sich damit nur, was im Lande Gesetz sei.

Willfährig wird Ihnen eingeräumt: Gesetze sind verbesserungsfähig; sie lassen sich ändern.

Ändern! das ist es, wornach das Land allezeit aus ist, seit 1848 elf Agrarverordnungen! Nun sehnt es sich gar nach der zwölften!

Der Freund des Landes atmet auf. Die rechte Entwicklung macht sich freilich besser von selbst: in Kurland, Sie haben es notiert, bedurfte es keines Gesetzes, um der Einziehung von Bauernland ein Ende zu machen.

Freilich, so lautet der boshafte Einwand: es wird eben weiter nichts einzuziehen gegeben haben.

Nun erhitzt sich das ehrliche Gemüt; es redet mit Wärme von dem wachsenden Wohlstande der Bauern, von der zahlreichen Gruppe der Pächter, von den Eigentümern am Lande; von der freien Konkurrenz.

Hier fallen Sie in die Rede: Die Konkurrenz verdirbt erst alles; die Preise steigern sich zu unerschwinglicher Höhe; wer das Land endlich ersteht, zahlt mehr, als es hat und es wert ist.

Und, ruft der Freund, zahlt bar, verkauft noch teurer, läßt sich bar zahlen, wird reich, macht reich.

Um so schlimmer, lautet Ihr Spruch: Wer reich wird, nähert sich den Deutschen.

Dagegen ist dann wenig zu sagen. Mit einem Spotte auf die mangelnde Bildung des Landvolks machen Sie Ihr Punktum: noch vor dreißig Jahren habe im Lande die Ansicht geherrscht, die Letten zu unterrichten widerstreite dem Interesse der deutschen Stände, und das Volk habe sich um Bildung gar nicht gekümmert.

Der harmlose Landesfreund, noch nicht gewitzigt, erlaubt sich die Bemerkung: das sei nun heute wohl anders. Er zählt Ihnen in Lett- und Estland tausend Schulen her, die meisten von Deutschen gegründet und unterhalten.

Die Antwort wiederholt sich: Um so schlimmer; durch Bildung nähert sich der Bauer den Deutschen; in den Schulen saugt er Haß gegen die russische Nation und gegen die orthodoxe Kirche ein; und das ist es ja: seit in den vierziger Jahren der Abfall zu Herrnhut und zur orthodoxen Kirche dargetan, daß die protestantische Konfession im Lande keine Wurzeln habe, seit sich die Bauern mit Herz und Hoffnung Rußland zugewendet, seitdem haben die protestan-

tischen Geistlichen und die deutschen Gutsbesitzer, um wenigstens einen Teil des Verlorenen zurückzugewinnen, eine Intrige besonderer Art ersonnen, und indem sie einer bäuerlichen Elite den Erwerb von Landeigentum und eine gewisse Schulbildung vermitteln, schaffen sie sich gegen die russisch gesinnte Masse, welche nun immer tiefer herabsinkt, eine deutschgesinnte Allianz im Volke.

Wie billig, schließen Sie mit einem Spotte auf die Deutschen, welche die Freiheit nennen und die Knechtschaft meinen, welche an albernen Privilegien, an enggeschlossenen Matrikeln hängen; welche, Stand gegen Stand, Korporation gegen Korporation, Reich gegen Arm, Vornehm gegen Gering, in ewigem Kriege leben.

Hier wendet man Ihnen ein, auch das sei anders geworden: die Freiheit der Bewegung, des Verkehrs, des Erwerbes, die Annäherung wächst.

Das hat noch gefehlt! Sie selber wissen es am besten; Sie kennen die ganze Konspiration. Die jüngst noch heftig entzweiten Stände — so schildern Sie den Vorgang — streben, sich zu versöhnen; die Ritterschaften bringen allerlei Sonderrechte zum Opfer; sie geben den Erwerb von Rittergütern frei; sie zeigen sich bereit, in gewisse Ämter auch Literaten zu wählen; sie machen selbst Miene, der Elite des Bauernstandes Wahlrecht einzuräumen, und während die Regierung allen Dankes für solche Wohltaten quitt geht, da sie nichts tut, als bestätigen, was die Ritterschaften beschließen, so wächst, durch gegenseitige Dienste und Opfer nimmer fester verkittet, aus den Ruinen der alten Stände, heute schon deutlich erkennbar, eine neue deutsche Gesellschaft, welche die Standesrechte in Landesrechte zu verwandeln bedacht ist und in den alten Privilegien nicht mehr den Zweck an sich, sondern ein Mittel zur Trennung vom Reiche sucht.

Trennung vom Reiche! Aber eben die Privilegien, die Standes-, die Landesrechte, sie stellen die Verbindung mit dem Reiche rechtlich, staatsrechtlich, völkerrechtlich, erst eigentlich her. Wie kann, was verbindet, trennen?

Nun wird jeder weitere Meinungsaustausch verfänglich; der Worte sind genug gewechselt; die Aktion hebt an.

Nicht mit dem Angeklagten zu debattieren, sondern ihn ohne Umschweif dorthin zu schaffen, wohin er gehört, ist Ihres Amtes.

Sie haben ein eminentes Geschick, verwickelte Fragen zu vereinfachen und die Weitläufigkeiten der Untersuchung zu kürzen.

Den Angeklagten die Verteidigung, den Zeugen die Courage, den Geschworenen das Gewissen, den Richtern das Gesetz, der Galerie das Schweigen nehmen, darauf kommt es an. Nur das macht den Prozeß kurz, und der gerade Weg ist der beste.

Der Angeklagte beruft sich auf ein Recht. Er hat keines.

Denn dieses lassen Sie sich die vornehmste Sorge sein: an die Stelle unseres Rechts bringen Sie das Gesetz; die Gesetzlosigkeit stellt sich dann für uns allmählich von selbst ein.

Sie predigen die Lehre: Wir haben kein Recht, denn teils haben wir es nie besessen, teils haben wir es verloren, und zwar verloren teils dadurch, daß wir es nicht vertreten und gegen seinen Bruch nicht protestiert gehabt, teils dadurch, daß wir protestiert gehabt und es vertreten. Im ersteren Falle haben wir durch Nichtberufung die Berufung verscherzt und uns so des Rechtes selber begeben; im zweiten Falle haben wir uns durch Berufung wider die souveräne Macht, den alleinigen Quell aller Gesetzgebung, aufgelehnt und das Recht um so gewisser verwirkt.

Nachdem uns im Namen der Souveränität das Recht aberkannt worden, bleiben wir unter dem Schutze des Gesetzes stehen. Nun temperieren Sie die Souveränität mit dem Instinkte, und aus dem Gesetze schlägt sich die Gesetzlosigkeit nieder. Sie führen den Beweis, daß wir jeden Schutz des Gesetzes verscherzen. Denn entweder sind wir dem Gesetze gefolgt, oder wir haben es umgangen. Im ersteren Falle ist das Gesetz nur aus einem Versehen der gesetzgebenden Macht zu erklären, da es uns in Tendenzen, welche dem Instinkt der herrschenden Rasse zuwider sind, Vorschub leiste, was der Absicht des Gesetzgebers gewiß nicht entspreche. Solche Gesetze sind in Wegfall zu bringen, und damit treten wir aus dem Schutze dieser Gesetze. Im zweiten Falle fordert die Würde der gesetzgebenden Macht, daß jede Umgehung von Gesetzen unmöglich gemacht werde, und weil unsere besondere Kunst eben darin bestehe, Gesetze auf dieselbe Art zu umgehen, wie andere sie befolgen, so kann der Zweck nur so erreicht werden, daß uns die Möglichkeit genommen werde, Gesetze aller Art, sei es zu umgehen, sei es zu befolgen; das einzige Mittel, da sich um unsertwillen nicht alles Gesetz auf-

heben läßt, liegt in dem Auswege, uns außer alles Gesetz zu stellen.

Den rechten Weg dazu haben Sie gefunden, indem Sie uns das Vaterland absprechen. Denn Rußland will es nicht sein, solange wir bleiben, was wir sind, und Deutschland darf es nicht sein: folglich haben wir überall keines. Wir werden Heloten.

Wer aber Heimat und Recht verloren hat, was sollte der noch im Reiche der Gedanken? Sie beweisen, daß wir keine haben. Der Beweis ist schlagend. In andern Ländern mag die Zensur erfunden sein, die Gedanken oder deren Ausdruck zu zügeln; uns ist sie verliehen, den Mangel an Gedanken zu verdecken. Keinen besseren Freund haben wir auf Erden als die Zensur; sobald wir zu reden anfangen und wissen weiter nichts zu sagen, flüchten wir zur Zensur, und sie befiehlt uns zu schweigen. Aus angeborener Bosheit finden sich die diesseits abhanden gekommenen Gedanken jenseits der Grenze freilich wieder ein, nehmen draußen sehr ungenierte Allüren an und reden uns um den Hals, aber im einen wie im anderen Falle sind wir verloren, und darauf kommt es an.

Von der Verteidigung, wo man uns anklagt, ist somit nicht die Rede.

Und ob man uns anklagt!

Von der Hütte bis in die Säle der Residenz, vom Dorfe bis in die Ministerien, von der Kanzel bis an die Stufen des Thrones sind Ihre Schlingen verteilt und Ihre Netze gestellt. Kein Wort entschlüpft, keine Bewegung entgeht Ihnen; wo Sie nicht anders können, lesen Sie in den Gedanken, und finden Sie ein allezeit untrügliches Merkmal: das Löcken wider den Instinkt.

Überall, wo sich der Instinkt regt, baut sich für uns ein Forum.

Vor den Instinkt rufen Sie uns zur Verantwortung; vor ihm klagen Sie uns an, und weil Sie ihn kennen, hüten Sie sich vor Beweisen: Sie schildern.

Und schildern mit welcher hinreißenden Kunst!

Auch vormals, wo man uns anklagte, war die Mühe der Verteidigung nicht gering. Bald hatte dieser, bald jener aus der Ferne, ohne Verständnis, nach Stimmung oder Berechnung, für sich oder andere, ein Bild von uns entworfen, und wir sollten beweisen, das Bild sei falsch. Wir beriefen uns auf die Wirklichkeit: man hielt uns das

Bild entgegen; wir redeten zum Verstande: die Phantasie erklärte sich nicht befriedigt; wir appellierten an die Vernunft: das Gemüt blieb verschlossen. Unverdrossen gingen wir an die Arbeit, das Bild durch die Wirklichkeit, die Phantasie durch den Verstand, das Gemüt durch die Vernunft zu korrigieren, zu überführen, zu bekehren. Wir überwanden Ungeduld und Verdruß; wir buchstabierten das Abc der Logik, des Rechts, der Moral; wir disputierten über Elementarsätze menschlicher Kultur, wie über unerhörte Thesen. Um das Gemüt nicht zu kränken, verleugneten wir unsere Rechte; um die Phantasie zu beruhigen, entschuldigten wir unsere Verdienste; wir erkannten die Berechtigung des Bildes im ganzen an und baten, es nur im einzelnen korrigieren zu dürfen. Und retteten unsere Wirklichkeit am Ende wohl oder übel. Man erkannte sie nicht an, aber man vermochte sie nicht zu leugnen: das Bild ließ man fallen.

Ihr Verfahren ist viel feiner und gar nicht zu kontollieren. Sie bilden, aber nur in flüchtigen Zeichen, Sie schildern, aber nur um die Phantasie zu reizen; Sie reizen den Instinkt; Sie lehren ihn, sich selber zu schildern, wonach ihn verlangt, und überlassen ihn seiner inneren Arbeit.

Sie haben sich eine eigene Theorie geschaffen, ihn durch Anekdoten zu necken und vor Begierde wütend zu machen.

Sie befolgen drei Methoden.

Entweder, Sie stehen für die Anekdote, und indem Sie zugeben, daß in ihr zunächst allerdings nur ein vereinzelter Fall gegeben sei, bitten Sie den Leser, sich diesen Fall — ich wiederhole Ihre Worte — „verhunderttausendfacht" zu denken.

Oder, Sie stehen weder für die Tatsache, noch für das Gerücht, und indem Sie Anekdote an Anekdote, Gerücht an Gerücht sich reihen lassen und den Leser warnen, ja nicht das alles, so wie es ihm berichtet wird, für wahr zu halten, schließen Sie mit der Aufforderung, eines nach dem anderen in Gedanken zu streichen, in Gedanken nichts zurückzurufen, als den Gesamteindruck, dann aber auch zu bekennen: Ja, ich bin überzeugt!

Und nun mögen Sie zuversichtlich den Augenblick erspähen und gegen den Heimat-, den Recht-, den Gedankenberaubten den Spruch erwirken. Sie kennen Ihr Publikum und Ihre Richter. Es bedarf keines Beweises. Sie stellen Kennzeichen auf und sprechen:

An diesen Zeichen sollt ihr ihn erkennen: blickt er gradaus, so ist er schuldig; rechts, so hat er es bekannt; links, so kann er es nicht leugnen; der Blick nach unten besagt, daß er sich überführt weiß, nach oben, daß Gnade nur bei Gott ist; sprecht rasch und laßt ihn gehängt sein.

Den Geschworenen leuchtet es ein, und die Galerie klatscht Beifall.

Was an der Rede grob ist, geht geradeswegs an die Adresse; der feinere Duft steigt hinter die Kulisse, und dem profanen Volke entzieht sich seine Wirkung.

Keiner von allen entgeht Ihnen, so viele Sie anklagen.

Sie haben ein Verzeichnis aller Berufs- und Gesellschaftsklassen, aller Menschen und menschlichen Sphären aufgestellt, welche verdammt sein sollen.

Die antirussische Propaganda — so lautet die Formel Ihrer Anklage — wird betrieben in der Provinz und draußen. In der Provinz nimmt sie ihren Ausgang auf dem Lande, von den Pastoraten und Gutshöfen; ihre Leitung liegt in Händen der Prediger und Gutsbesitzer; als Werkzeuge fungieren die Verwalter, die Schreiber, die Küster, die Schullehrer, alle Arten von Kirchen- und Gutsbediensten, die Herausgeber der lettischen Zeitungen, die verdeutschten Letten und Esten, die Masse des Landvolkes, soweit es deutsch-lutherischen Einflüssen zugänglich bleibt. Das ganze Land stellt eine große antiorthodoxe Koalition dar, in welcher Predigt, Polizei, Gerichte einander die Hand reichen.

In den Städten besorgen die Bürger, der Rat und die Gilden die Arbeit; in den Kirchen die Prediger, in den Schulen die Gelehrten, die Lehrer, die Inspektoren, der Kurator; in den Behörden die gesamte „baltische Intelligenz", sofern sie druckt, schreibt, korrespondiert, spricht oder denkt, sei es unter Censur daheim oder draußen ohne Zensur.

Die Generalgouverneure aber erteilen das Plazet.

Hier nun etwa erhebt ein zartbesaitetes Gemüt den Einwand, es sei doch unmöglich, daß eine ganze Bevölkerung, vom ersten Kopfe bis zum letzten, nichts, aber auch gar nichts betreibe als eitel Konspiration, daß unter den Beamten z. B. auch nicht einer zu finden sei, der seine Pflicht und nichts als seine Pflicht gewissenhaft erfülle. Sie haben die Antwort bereit. Sie schildern einen solchen Mann; Sie wissen seine hohe Bildung, seinen unermüdeten Eifer,

seine geschickte energische Verwaltung nicht genug zu rühmen; er erfüllt seine Pflicht gewiß, „aber doch nur, wie er sie auffaßt"; auch er ist deutscher Herkunft; auch er gehört nicht zur griechischen Kirche; auch er — genug, ihm geht der Instinkt ab. Fort mit ihm zu den andern.

Durch das ganze Land sitzen Prediger verteilt; sie predigen und warten ihrer Herden; gelegentlich mag einer sich wider den Kriminalkodex vergehen und einen ganzen oder Halbgriechen zum Abendmahl zulassen, vielleicht eine Seele vom Übertritte abhalten, was vollends verpönt ist, allein man kann sie doch nicht alle hängen? Auch hier verweigern Sie die Antwort nicht. Täglich, stündlich häuft die gesamte lutherische Geistlichkeit, in Zeitschriften, von der Kanzel Beschimpfungen auf die orthodoxe Kirche. Täglich, stündlich? Aber unter hundert, unter tausend Predigten wird der orthodoxen Kirche gewiß kaum einmal gedacht, wie könnte sie sich beschimpft fühlen? Die Antwort läßt nicht warten. Die Beschimpfung liegt im Glauben. Gerade so, wie jener Pastor Döbner vom Kreuzschlagen und Bilderanbeten geschrieben hat und ist dafür bestraft worden, gerade so denken alle Protestanten. Wo ist da Gerechtigkeit? so fragen Sie, und ich brauche nicht erst zu fragen, was in Ihren Augen gerechter gewesen wäre: den einen laufen lassen oder alle miteinander hängen.

Nun sind wir freilich alle Protestanten, wir sind alle entweder Bürger, Prediger, Gutsbesitzer oder so etwas von „baltischer Intelligenz", und die Provinz will verwaltet werden: sie soll Menschen erziehen, Steuern zahlen, sich in das Reich schicken, getreue Dienste leisten; Recht und Gericht, Kirche und Schule, es sind nicht Mühlen, welche der Wind, nicht willenlose Gebilde, welche der Instinkt treibt; sie wollen von lebendigen Menschenkräften bewegt sein. Wir haben sie geschaffen, wir haben sie zu vertreten, wir haben sie zu behaupten.

Aus der Stille der Dörfer flüchtet die gehetzte baltische Intelligenz in den Lärm der Residenz und sucht Gerechtigkeit und Schutz. Sie knüpft Verbindungen mit den Mächtigen dieser Erde an, sie sucht in deren Gemüte einen noch zugänglichen Winkel, ein halbes Verständnis, einen Rest von Gewissen. Sie beruft sich nicht auf ihr Recht: das gäbe einen störenden Mißklang, auf den Schutz des

Gesetzes, auf die realen Verhältnisse, auf das Interesse des Staates, dem diese Provinzen doch angehören.

Intrige! Intrige und Verleumdung!

Wie aber, wäre es nicht würdig, billig, klug, die Bedrängten wenigstens anzuhören, zu erwägen, was sie vorzubringen haben; nach dem Maße wachsender Einsicht ihnen, wo sie mit Grund klagen, zu Hilfe zu kommen?

Mitnichten! lautet Ihr Ausspruch. Gegen den Instinkt lockt, wer der baltischen Ritterschaft willfahrt; die herrschende Rasse verrät, wer baltisches Bürgertum hochschätzt. Wer diese Deutschen nur anhört, ist verloren. Im Namen Ihrer Nationalversammlung rufen Sie ihn vor die Feme.

Noch bleiben die Ministerien, der Senat, der Reichsrat: die großen Körper der Regierung.

Zwar darf man von ihnen nicht allzuviel erwarten. Von dem obersten Rate eines riesigen Reiches läßt sich nicht fordern, daß er die lokale Anwendbarkeit allgemeiner Gesetze und die Gesetzgebung für lokale Verhältnisse allezeit recht, genau, unparteiisch erwäge; dazu steht er zu hoch, zu fern, und seine Gesamtstimmung ist zu befangen. Eine solche Wahrnehmung wird es gewesen sein, welche den verstorbenen Kaiser in den dreißiger Jahren bewog, zu teilweiser Abhilfe das Ostseekomitee in das Leben zu rufen.

Auch innerhalb der Ministerien wird es selbst bei dem besten Willen nicht immer gelingen, die entscheidenden Gesichtspunkte, aus welchen die Interessen des Reiches und der Provinz wahrhaft gedeckt erscheinen, richtig zu treffen. Nach welchen Prinzipien die Provinzen auch verwaltet werden, ein gewisses Verständnis ihrer Bedürfnisse ist nicht zu entbehren. Wo Recht, Gewohnheiten, Sitten feste Wurzeln geschlagen haben, auf dem Boden des öffentlichen Lebens, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf, in den Ständen, in den Gemeinen, in den Familien, in Verkehr und Gewerbe, in Handel und Wandel, und aus allen diesen Wurzeln bezieht doch auch der Staat einen Teil seiner Nahrung; da mag man mit Umsicht verpflanzen, aber man muß die Natur des Bodens, die Bedingungen des Himmelsstriches, die Verschlingung der Wurzeln kennen. Woher käme die Kenntnis, wenn nicht aus der Provinz? Man muß ihre Stimme mindestens vernehmen und aufmerksam prüfen.

Endlich ist auch dem Senate das Spezialstudium der Rechte der Ostseeprovinzen nicht zuzumuten, und wenn das Verlangen, mit Verständnis gerichtet zu werden, nicht allzu unbillig ist, so bietet sich in der Errichtung eines baltischen Obertribunals ein ebenso naturwie traktatenmäßiger Ausweg.

Überall empfiehlt sich Teilung der Arbeit.

Sie legen Ihr Veto ein. Verständnis ist Ihnen ein Greuel. Wer nach Verständnis trachtet, ist Pole; wer Verständnis vermittelt, Verräter. Der bloße Gedanke an das Tribunal ist Abfall vom Reiche; das Verlangen des Landes, gehört zu werden, Empörung; das Ostseekomitee ein Klub. Sie bedrohen alle Instanzen, von der untersten bis zur höchsten, jede, welche es wagen wird, für die Ostseeprovinzen einzutreten, jede, in welcher auch nur eine Stimme sich erhebt, von ihrer Art und Sitte, von ihrer Natur und ihrem Rechte Zeugnis abzulegen.

Dann, die Maske in der Hand, jeder Zoll halb gekrümmt, halb Tribun, so treten Sie vor den Kaiser:

„Es werden deine loyalen Baltiker — so etwa ist Ihre Rede — vor deiner Majestät erscheinen, demütig, wie immer, und sehr bescheiden. Sie werden dich anflehen, zum Trost für das allergetreueste, schwerverleumdete Land ein Wort der Huld und Gnade von der Höhe deines Thrones zu spenden; eine Anerkennung ihrer deutschen Nationalität werden sie kommen zu erschwindeln. Sie werden dich nicht mit bedenklichen Worten schrecken; sie werden keine Konstitution fordern; wenigstens werden sie sie nicht nennen; sie werden von Gewissensfreiheit, von Landeskirche, von Autonomie, von Richterwahlen, von deutscher Sprache und Schule reden; sie werden dich anflehen, in Angelegenheiten des Landes nicht ungehört zu bleiben; ihre allerergebensten Gefühle werden sie zu den Füßen deines Thrones ausströmen; das Blut, welches ihre Vorfahren für Kaiser und Reich vergossen, werden sie nicht vergessen zu rühmen; ihre allezeit bewiesene Loyalität unter Schwüren beteuern, natürlich mit Vorbehalt. Sie behaupten, dazu ein Recht zu haben. Wenn du nicht tust, wie sie wollen, so tun auch sie nicht, wie du willst. Ganz wie die Polen!

Höre nicht auf sie! Deine Souveränität steht auf dem Spiele. Ihre allerergebensten Gefühle sind Beleidigungen. Das Recht,

auf welches sie sich berufen, ist kein Recht. Alle Gesetze haben ihren Ausfluß von dir. Die Gesetze, nach welchen die baltischen Gouvernements verwaltet werden, ruhen nicht auf Verträgen und internationalen Verbindlichkeiten, sondern auf dir, und was auch die baltischen Juristen reden, uns ist deine Souveränität kein toter Buchstabe. Sie kann nicht groß und hoch und mächtig genug sein. Bedenke es wohl, wir stehen hinter dir. Wir wollen sie mit dir teilen. Je mehr du hast, um so mehr kommt auf uns, und bleibt dir einmal nichts, so haben wir dafür alles.

Dein Vater, der verstorbene Kaiser, war im ganzen recht beschränkt, aber eine Fähigkeit besaß er, und ohne diese gibt es keine historische Größe: er erriet den Instinkt der Massen. Du hast den Namen des Befreiers nicht ablehnen wollen; Rußland hat ein Recht, zu wissen, wofür es dich segnet.

Der Kaiser, der seinen Namen unter die Poloshenie vom 19. Februar 1861 gesetzt hat: die livländischen, die öselschen, die estländischen, die kurländischen Bauerordnungen kann nur er in Stücke zerreißen.

Es ist nicht so viel, was wir von dir fordern. Unter dem Titel der Majestät begründe die Herrschaft der Masse; unter dem Titel der Reichseinheit die Herrschaft der Rasse. Die Knechtung der Gewissen sollst du nicht heben: auf ihr beruht die Zukunft der Kirche. Mit dem Widder des Sprachenzwanges lege die abendländische Kultur in Trümmer. Zerstöre die Gerichtsverfassung des Landes, zertritt die Entwicklung der Agrarverhältnisse. Brich alles Recht und alle Traktate, ruiniere die Provinz ein für allemal, und dann, die Beweise historischer Größe in Händen, tritt in unsere Mitte, die neue Ära zu begrüßen und deiner Nationalversammlung aller Reußen als wahrer Befreier zu verkünden: von nun an ist niemand Herr als der Instinkt der herrschenden Rasse!"

## IX.

Wir schätzen den Zusammenhang friedlicher Entwicklung zu hoch, und wir haben zu lange unter dem Schirm des kaiserlichen Wortes gestanden, als daß wir uns nach einer jener Erschütterungen sehnen sollten, welche, ob nun von außen oder von innen, allezeit mehr in Frage stellen, als zu schaffen vermögen.

Wir wünschen keinen Wechsel der Herrschaft, aber wir erwehren uns eines Wechsels des Rechts und der Kultur.

Anderthalb Jahrhunderte hat das Reich uns unter seiner Leitung nach unserer Art und Weise gewähren lassen und sich dabei wohl befunden und hat uns gewähren lassen müssen, denn das war die Bedingung, unter welcher es uns besaß.

Noch heute besitzt es uns unter keiner andern Bedingung.

Unserer eigenen Entwicklung zu folgen, das war und bleibt unser Recht. Wir hätten auch nicht anders gekonnt und können es auch jetzt nicht; denn unsere großen Privilegien tragen wir in Blut und Gewissen.

Darum gehen bei Angriffen auf uns Hand in Hand: Rechtsbruch, Zerstörung, moralischer Druck.

Weil bei Ihnen daheim heute wieder einmal, wie unter so locker gestimmten Menschenmassen von Zeit zu Zeit geschieht, alles in Bewegung, in Illusion, in Selbstüberhebung gerät und den Übergang zu ernster Besinnung und Arbeit nicht rechtzeitig findet, sollen auch wir uns nach demselben Rhythmus bewegen, erregen und es machen wie Sie.

Und wenn wir selbst nicht tun, was man von uns fordert, wird man uns Ihr Gesetz, Ihre Launen, Ihre Manier mitten in das Land schicken, durch jede Pforte, welche sich auftut, durch jede Bresche, welche sich brechen läßt: durch die Domänen, die Behörden, die Schulen, durch die vereinigten Ressorts der Oberverwaltung und eine hundertarmige Opritschnina, wird uns die Lebensluft auspressen, bis wir bekennen: Ja, wir sind besiegt; dies ist keine deutsche Provinz, es ist ein russisches Gouvernement; wir sind nicht Deutsche durch Geburt, Recht und Gesinnung; durch Unrecht und Pein und etwas Angst sind wir geworden, wozu man uns hat machen wollen: Heloten der herrschenden Rasse.

So verlangt es die Laune der Zeit, und so schreibt es Ihr Programm vor.

Auf Ihr Programm, Herr Samarin, gibt es für uns nur eine Antwort. Sie haben sie erhalten.

An die Regierung wenden wir uns mit einer Frage.

Sie hat den Launen der herrschenden Rasse so weit nachgegeben, daß sich uns jede Wahrnehmung der Grenze entzieht, an welcher sie einmal innehalten dürfte.

Wir haben ein Recht, nach dieser Grenze zu fragen.

Im einzelnen wissen wir uns zu bescheiden. Im großen und ganzen können wir uns die Richtung, in welcher unsere Zukunft liegt, nicht willkürlich vorschreiben lassen. Unsere Vergangenheit gibt uns den Anspruch, sie mit zu bestimmen, und die Regierung hat die Pflicht, den ernsten Bedenken, welche sich wider die Art ihrer Verwaltung erheben, Gehör zu leihen und dem Regimente des Schweigens ein Ende zu setzen.

Wir können uns nicht blindlings ihren Stimmungen anvertrauen, wo unsere höchsten Güter: Glauben, Recht und Sprache, bereits auf dem Spiele stehen.

Gewiß vermag nur die Regierung von den Motiven ihres Verhaltens Rechenschaft zu geben; die Wirkung aber kann nur der Körper bezeugen, welcher sie an sich erfährt, und was Recht im Lande ist, wird nicht durch Verwaltungsmaximen entschieden.

In einem so klar und unzweideutig umschriebenen Verhältnisse, wie zwischen der Provinz und dem Reiche, zwischen dem Rechte und der Macht, ist jede Verkennung der Grenzen von Übel.

Die offiziell gewordene Auffassung, als wären die Provinzen Gouvernements mit einigen Besonderheiten, vermag vor den Verträgen nicht zu bestehen.

Die Provinzen verlangen aus sich selbst beurteilt und verwaltet zu werden.

Die Frage nach ihrer Zukunft ist rechtswidrig gestellt, wenn die besondere Entwicklung der herrschenden Rasse ihr zur Regel gesetzt wird. Wo die Bedingungen der Natur und des Rechts verschieden sind, da läßt sich keine Übereinstimmung gesunder Entwicklung schaffen. Der immer wiederholte Versuch, bei jeder Reform im Reiche auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung die Provinz zu assimilieren, führt zum Zwange und in Zeiten ungewöhnlicher Erregung zu reglementierter Zerstörung.

Aus dem Labyrinthe, in welches die Regierung sich und uns hineinmaßregelt, führt zuletzt kein Faden bureaukratischer Weisheit wieder heraus.

Die Macht hat anzuerkennen, daß es ein unbeugsames Recht gibt.

Auch für loyale Willfährigkeit gibt es eine Grenze.

Zwar ist einmal auch unsern Vorfahren ihr Recht genommen gewesen, und sie haben es überlebt und ertragen. Aber die Statt-

halterschaftsverfassung sagte nicht dem ganzen Erbe der Vergangenheit den Krieg an und schlug nicht die ganze Aussaat der Zukunft zu Boden. Sie tastete weder an die Sprache noch an den Kern des Rechts, noch an die Freiheit der Gewissen. Auch so wurde sie drückend empfunden, und die Geduld, mit der man sie ertrug, stand in geradem Verhältnisse zur Furcht, nicht zur Einsicht. Die Unterwürfigkeit, mit der man sie hinnahm, hätte verdient, sie noch länger tragen zu müssen. Indes, nachdem ein souveräner Wille dem Lande sein Recht verkürzt gehabt, stellte ein anderer souveräner Wille, der Verträge besser eingedenk, dieses Recht unverkürzt wieder her.

Das Land ist dafür so dankbar gewesen, als wäre ihm Gnade, statt Recht, widerfahren, und es ist allezeit treu und ergeben geblieben.

Ist die Treue in dieser Zeit des Instinkts und der Illusionen so wenig wert, daß man glaubt, ihr mit einem Regiment, wie für empörte Provinzen, lohnen zu müssen?

Wäre eine gesunde Weiterentwicklung auf dem Boden des Rechts zum Besten des Landes und des Reiches unmöglich, dann hätte der Zwang, der Rechtsbruch, der Umsturz, ob mit, ob ohne Reglements, doch einen faßbaren Sinn.

Allein die Verträge, welche uns an das Reich binden, weisen den Weg zum Fortschritte. Ihr Buchstabe und ihr Geist geben noch heute Antwort auf alle billigen Fragen an die Zukunft.

Gilt es, den Gegensatz der Stände ausgleichen, jeder Menschengruppe in ihrer natürlichen Sphäre den Gebrauch ihrer Kräfte und den Genuß eines arbeitsamen Daseins sichern; die Korporationen so weit nähern, daß die zu gemeinsamen Zwecken dauernd nebeneinandergehen, ohne die Kraft der Eigenbewegung und die Autonomie einzubüßen; den kleinen Grundbesitz vom großen emanzipieren; die Lasten gerechter verteilen; die unentgeltliche Verwaltung nach Möglichkeit retten; Recht und Gericht bessern und sichern; den kleinen Privilegien entsagen; die großen zum Gemeingut immer mehrerer, der ganzen Bevölkerung erheben: zu allem dem bedürfen wir weder außerordentlichen Beistandes noch allzu lebhafter Ermunterung. Wir fordern nichts als Aufrechterhaltung der Verträge.

In den Verträgen ist jeder Ansatz und jede Gewähr gedeihlicher Entwicklung gegeben.

Diese Gewähr bezog sich jener Zeit auf alle Institutionen, welche

aus der abendländisch-protestantischen Kultur des Landes hervorgegangen waren und damals als ihre einzigen Träger dastanden. Sie betraf die Stände und Korporationen, aber nicht in ihrer Isolierung, abgezogen von ihrer tieferen, politischen Bedeutung, sondern sie umfaßte sie als Glieder eines großen Systems. Gewann dieses System im Verlauf der Generationen neue Glieder, so traten diese in den Schutz derselben Garantie, und die Folgerung war unzulässig, daß mit Reformen der Organe der Körper sein Gesamtrecht einbüßte.

Allerdings wurden die Kapitulationen vornehmlich zum Besten der Stände geschlossen. Aber die Stände begriffen, daß sie nichts bedeuteten ohne das Land und das Land nichts ohne sie. Sie haben das Land nicht vergessen. Gewissensfreiheit, angestammtes Recht, Richter nach eigener Wahl sind nicht als Standes-, sondern als Landesrechte in Anspruch genommen und gewährt worden.

Die Entwicklung des Landes hat die auf ewig bestätigten Privilegien der Stände zum Maß und zur Richtschnur, nicht die einzelnen, vergänglichen, sondern ihre große, unvergängliche Summe; nicht irgendeine Entwicklungsnorm oder Laune herrschender Rasse, nicht irgendeine Regierungsmaxime, sondern ein eigenes, teuer erworbenes und unzweideutig gewährleistetes Recht.

Eines dieser unverjährbaren Rechte ist die Autonomie.

Allerdings ist sie nicht dem Lande gewährt worden. Die Zeiten kannten keine Autonomie als die der bestehenden Korporationen. Aber den Korporationen wurde sie in vollem Umfange ausbedungen und für ewige Zeiten gewährt. Nicht nur in dem Sinne, daß man nur die Korporationen zu sprengen oder zu ersticken brauchte, um die Autonomie zu vernichten. Heute sind allerdings nur die Ritterschaften und in den Städten Rat und Gilden politisch berechtigt; aber sie sind nicht nur Träger, sie sind auch Bewahrer und Wächter des Rechts.

Zunächst haben sie das Recht zu bleiben, was sie sind; aber sie haben auch weiter das Recht zu werden, was sie waren. Sie sind zur Umgestaltung von innen befähigt, berechtigt und gegen Zwang von außen durch die Verträge gedeckt.

Pazisziert ist für Ritter- und Landschaft. Die Matrikeln und der Begriff Rittergut sind jünger als die Kapitulationen.

Paziſziert iſt nicht für Rat und Gilden, ſondern für die Städte. Rat und Gilden haben das Recht, nicht nur zu beſtehen, ſondern auch ſich ſelbſt an Haupt und Gliedern zu reformieren und, was ihnen durch die Verträge zuſteht, mit der geſamten Bürgerſchaft zu teilen, die Bürgerſchaft, wäre es ſelbſt bis zum Inbegriff aller Bewohner der Städte, zu erweitern und die ſo erweiterte Bürgerſchaft aller kapitulationsgemäßen Rechte teilhaft zu machen. Die Städte ſind autonom.

Der Bauerſchaft iſt in der Kapitulation nicht mit Rechten, ſondern mit Pflichten gedacht; ſie war leibeigen. Heute bildet ſie ein heranwachſendes Glied der Landſchaft und hat in den Genuß der Rechte der Landſchaft nach dem Maße ökonomiſcher, politiſcher und moraliſcher Bildung von unten auf, durch die Kirchſpiele und Kreiſe, einzutreten. Seit Aufhebung der Leibeigenſchaft iſt ſie zur Erwerbung aller Arten von Rechten befähigt; aber die Freiheit ſtellt ſie nicht außer und wider das Recht des Landes. Emanzipierung iſt nicht Ruſſifizierung. Auch der Bauer hat unter unſerer Leitung allmählich gelernt, auf eigenen Füßen ſtehen.

So gibt es ſchon innerhalb des Buchſtabens der Kapitulation freien Raum für glückliche Entfaltung der Kräfte. Nicht die unter der Ungunſt der Zeiten zu engen Standesgenoſſenſchaften verſchrumpften Körperſchaften mit ihren Sonderprivilegien fordern wir von dem Geſetze des Reiches und von den Launen Ihrer Raſſe reſpektiert. Wir nehmen den Reſpekt für den Buchſtaben und den Geiſt der Verträge in Anſpruch.

Es mag ſein, daß hin und wieder ein altes Recht zu der fortſchreitenden Zeit nicht paßt. Aber weder nach dem Buchſtaben noch nach dem Geiſte iſt ſpurlos verſpielt, was veraltet. Peter der Große hat gelehrt, wie ſolche Rechte zu beſeitigen ſind, ohne die Verträge zu brechen. Er hat die große Lehre von der Äquivalenz der Rechte praktiſch gepredigt.

Das Privilegium Sigismundi Auguſti hatte der Ritter- und Landſchaft das furchtbare Recht über Hals und Hand eingeräumt. Nach Ihrer Klauſeltheorie wäre es zu kaſſieren geweſen, denn Rechte, welche ein Vertrag garantiert, ſind für Sie nur da, um durch Klauſeln gebrochen zu werden.

Als nach der Kapitulation der zariſche Plenipotentiar den Landes-

staat wieder aufrichten half, da mußte er im Auftrage des Zaren dem Landtage schreiben, wie folgt:

„Wie es Seiner Großzarischen Majestät gefallen, Eine Wohlgeborene Ritterschaft dieser so sehr bedrückt gewesenen Provinz in integrum zu restituiren, so hat sie ganz convenable gefunden, Einer Wohlgeborenen Ritterschaft, welche nach Umständen veränderter Herrschaft und Zeiten den Gebrauch vormals exercirter Jurisdictionis Criminalis et Civilis nicht mehr verlanget, zu Besetzung anderer Gerichte im Lande das Jus praesentandi allergnädigst zu überlassen und zuzueignen."

„Soweit sich dieselben auf jetzige Herrschaft und Zeiten applizieren lassen", so lautet die Klausel, unter welcher der Zar die Rechte und Freiheiten des Landes bestätigt gehabt. Allein erst, als die Ritterschaft selbst anerkannte, daß ihr Recht mit den „Umständen veränderter Herrschaft und Zeiten" nicht stimmte; als sie selbst, es beizubehalten, nicht mehr verlangte, wurde es ihr nicht genommen, sondern ersetzt. Sonst wäre die Restitution nicht „in integrum" erfolgt. Ein Privilegium löst das andere ab, denn Privilegien sind zu mehren, nicht zu mindern. Die Ritterschaft hatte ein großes Recht hingegeben; der Zar nahm von seinem zarischen Rechte so viel, als er für nötig hielt, sie zu entschädigen, und trat es ihr ab.

Das Beispiel mag die Richterwahlen in Livland, welche im Rechte ruhen, gegen die jüngst gehobenen Richterwahlen in Rußland, welche in Gnade ruhen, in gebührendes Licht stellen.

Es mag aber auch helfen die moderne Theorie beleuchten, welche zwar den Ständen gelegentlich ein Einzelrecht gönnt, dem Lande selbst aber die Summe seines Rechts genommen wissen will.

Für diese Summe eines Rechts gibt es mehr als eine Berufung auf die Kapitulationen; sie ist völkerrechtlich gesichert.

Artikel 9 des Nystädter Friedens lautet:

„Seine Zarische Majestät versprechen daneben, daß die sämtlichen Einwohner der Provinzen Liv- und Estland, wie auch Ösel, adlige und unadlige, und die in selbigen Provinzen befindlichen Städte, Magistrate, Gilden und Zünfte, bei ihren unter der schwedischen Regierung gehabten Privilegien, Rechten und Gewohnheiten beständig und unverrückt konserviert, gehandhabt und geschützt werden sollen."

Was heißt das?

Dem Buchstaben nach: daß die alten Institutionen von 1710 auf ewig zu konservieren, zu handhaben und zu schützen sind. Der Buchstabe des Vertrages wird somit gebrochen, sobald die Provinz zum Gouvernement wird. Denn keine jener Institutionen findet sich in russischen Gouvernements, und jede für sich, wie alle zusammen, wollen anders verwaltet sein als die Institutionen russischer Gouvernements.

Nun ist es freilich unmöglich, den Buchstaben strenge zu erfüllen. Menschliche Einrichtungen sind nicht erfunden, um zu versteinern, und die Institutionen von 1870 können nicht unverändert die Institutionen von 1710 sein. Aber aus der Unmöglichkeit, den ganzen Buchstaben zu erfüllen, folgt nicht die Berechtigung, auch den Geist zu brechen. Der Buchstabe ist überall kleiner als der Geist. Ja, der Geist kann fordern, daß der Buchstabe getötet werde.

Fest steht dies: „Alle Verträge verpflichten zur vollständigen, redlichen Erfüllung dessen, was dadurch zu leisten übernommen worden, und zwar nicht bloß desjenigen, was dadurch buchstäblich versprochen, sondern auch desjenigen, was dem Wesen eines jeden Vertrages, sowie der übereinstimmenden Absicht der Kontrahenten gemäß ist", und nicht weniger fest steht: „die Verpflichtung ruhet auf dem ganzen Staate und dauert bis zur Erfüllung, solange als der Staat selbst noch fortbesteht, wenn auch mit verändertem Bestande und mit veränderter Verfassung." (Heffter 94.)

Das heißt: Was auch das Reich an seiner herrschenden Rasse und mit ihr an Hunderten seiner einverleibten Stämme erfahre; durch welche Reformen, Reaktionen, allmähliche oder plötzliche Umgestaltungen im Innern es ergriffen werde; welche Nationalversammlungen aller oder einiger Reußen die Souveränität geteilt oder ungeteilt zu üben, zu genießen und zu verschleudern berufen werden mögen oder sich selber berufen, — solange das Reich und das Recht bleibt, so lange bleibt die Provinz, nach Buchstaben, Geist und Wesen des Nystädter Friedens, bestehen, wie sie unter Schweden bestand: als Provinz, nicht als Gouvernement, nicht einverleibt in das Reich, sondern mit ihm auf Grund und nach Maß von Verträgen verbunden.

Zwar hatte auch Schweden einmal die Provinz einzuverleiben

getrachtet, aber das eben war der große Rechtsbruch gewesen, welchen der Zar im Nordischen Kriege rächte, als er die Provinz dem Reiche Schweden nahm und unter seinem Zepter „beständig und unverrückt" so zu erhalten gelobte, wie einmal auch Schweden sie zu erhalten gelobt gehabt, um das Gelübde zu brechen und die Provinz zu verlieren.

Den Zusammenhang des Landes zerreißen, heißt den Nystädter Frieden zerreißen.

Die deutschen Stände isolieren, ihren legitimen Einfluß lähmen, rund um ihre Wurzeln den Boden abgraben, heißt sie ersticken und töten, und wenn sie tot sind, dann ist der Vertrag nach Buchstaben, Geist und Wesen gebrochen.

Vergebens berufen Sie sich auf einen riesigen Fortschritt Ihrer Rasse: der Fortschritt kann nicht zum Merkmal haben, daß er die Verachtung des Rechts auf seine Fahnen schreibt, und unsere Freiheit der Gewissen kann mit dem Reiche von 1870 nicht unvereinbar sein, nachdem das Reich von 1710 sie zu ertragen vermocht hat.

Lebt in dem Vertrage von Nystädt irgendein Geist, so lautet seine Forderung: Regieren, nicht Russifizieren!

Die Praxis, welche Ihr Programm der Regierung vorschreibt, geht auf Russifizieren; nicht miteinander bestehen.

Entweder die Regierung russifiziert und bricht den Vertrag, oder sie hält den Vertrag und russifiziert nicht.

Wir wissen es sehr wohl, daß anderthalb Jahrhunderte unter russischem Zepter nicht hingegangen sein können, ohne die Provinz dem inneren Reiche genähert zu haben, und die Kapitulation von 1710 soll uns evangelischen Glauben, deutsche Sprache und abendländische Kultur nicht in dem Sinne schirmen und behaupten, in welchem Sie, Herr Samarin, für Ihre Kirche, Ihre Sprache und Ihren Instinkt vollen erlaubten und unerlaubten Schutz in Anspruch nehmen.

Wir sind nicht so weichlich verwöhnt und nicht so elend an Mut.

Sobald die Summe unserer Rechte anerkannt, der Entwicklung unserer Kräfte Raum gewährt, sobald regiert, nicht russifiziert wird, nehmen wir weder besondere Schonung noch außergewöhnliche Pflege in Anspruch.

Sobald die Macht nicht Partei nimmt gegen das Recht, mag

die Konkurrenz frei und rückhaltlos sein zwischen den Kirchen, den Sprachen, den Kulturen. Ihre Kultur hat Ihr Reich, die abendländische Kultur hat diese Provinz geschaffen. Mögen sie ihre Kräfte in Ehren messen. Zwischen Kulturen gibt es keinen ehrlichen Kampf, außer in Frieden, und keinen würdigen Kampfpreis, außer Versöhnung. Spricht der Erfolg Ihnen den Sieg zu, so werden Sie die Provinz, welche Ihre Waffen einst wohl verwüstet, aber nicht erobert haben, mit den Künsten des Friedens erobern und bauen; Sie werden sie dann nicht mehr auf Grund von Traktaten — denn dann wird deren Kraft und Geltung erlöschen — sondern nach dem Rechte der edelsten Eroberung und dann als wahrhaft herrschende Rasse besitzen.

Das ist ihr Recht, nicht eine Konspiration wider das Reich, es ist ihre Pflicht, nicht eine Intrige.

Der Instinkt weiß freilich nichts von Rechten und Pflichten. Um angesichts — so zeichnen Sie unsere Intrige —, um angesichts einer Nationalversammlung ihre isolierte Stellung zu behaupten, müssen sie rechtzeitig irgendeine Äußerung des Allerhöchsten Willens für sich haben, durch welche die Obergewalt im Staate sich wirklich bände und wider welche die Volksvertretung nichts vermöchte, mit anderen Worten, der Regierung muß die Anerkennung deutscher Nationalität, wie sie sich eben jetzt in unserer baltischen Küstenmark mehr und mehr zum vollständigen Organismus ausformt, abgelockt werden. Darauf ist jetzt alles gerichtet; das ist das Endziel der Spitzführer. Natürlich werden sie mit dem Worte Konstitution nicht herausrücken. Im Gegenteil, sie werden eine gar feine und bescheidene Formel, einen höchst anständigen Anlaß suchen, mittlerweile aber bereiten sie alle Wege, verteilen die Rollen, weisen jedem seinen Platz an; bei erster günstiger Gelegenheit setzen sie die hergerichtete Maschinerie in Gang, und eines schönen Morgens findet Rußland, vom Schlafe erwacht, dort, wo früher Livland, Estland und Kurland gestanden, die Wiege eines neuen, über Nacht geborenen baltischen Finnlandes.

Wie? Diese Provinzen sollten durch nahezu acht Jahrhunderte von Memel bis Narwa deutsche Kultur gegründet, gepflegt und behauptet; sie sollten es allezeit mit schweren Opfern erkauft haben, als deutsche Provinzen anerkannt zu bleiben, wie einst vom deut-

schen Reiche, so nachmals von Polen, von Schweden, von Rußland, nur, um heute angesichts Ihrer Nationalversammlung aller Reußen um den Namen zu betteln, den sie seit Jahrhunderten tragen? Sie sollten ängstlich Rollen verteilen und Plätze anweisen, um ein Recht zu erschwindeln, welches sie von jeher besessen? Sie sollten sich abquälen, eine Konstitution zu maskieren, welche die Sonne seit Jahrhunderten bescheint, mitunter auch Wetter und Schatten bestreicht?

Wen wollen Sie mit Ihrer Phantasmagorie täuschen, Herr Samarin?

Die Rechte, auf welche unsere „Konstitution" sich gründet, sind älter als die Ideen von heute und feierlicher beschworen als die Verfassung des Tages. Sie bedürfen keiner neuen „wirklichen", sie erfreuen sich einer sehr alten, sehr „wirklichen" Sanktion. Der kaiserliche Wille hat einmal und für alle Zeiten geredet und auch Ihre Nationalversammlung hat sich vor seinem Ausspruche zu beugen.

Wir aber haben nichts zu erschwindeln, noch zu verhehlen.

Wir stehen noch heute so, wie wir zum Reiche kamen: die Stirn nach Osten.

Es ist nicht die Stellung, vor Ihrer Nationalversammlung den Rücken zu krümmen; allein, es ist auch nicht die Stellung zum Auszuge aus dem Reiche.

Die mitten in Trübsal bewahrte Zuversicht, welche einst unsere Vorfahren mit sich herübernahmen, wird auch uns durch Trübsal und Prüfung begleiten und unser Bekenntnis ist heute dasselbe wie damals.

In dem Generalpunkte ihrer Kapitulation hat die livländische Ritter- und Landschaft dieses Bekenntnis mit unzweideutigem Ausdrucke niedergelegt:

„Obwohl Leiden und Drangsale zu mancherlei Weise und Zeit sich vielfältig eingedrungen, so ist dennoch die huldreichste Fürsorge und Güte Gottes darin noch bis auf den heutigen Tag herzlich zu erkennen und zu preisen, daß Er nie seinen ganzen Grimm, wozu Er wohl öfters gereizt worden, über dieses Land dermaßen ausgeschüttet, daß die alten Einwohner in ihren Nachkommen gar ausgespien und mit Stumpf und Stiel ausgerottet,

sondern vielmehr der alte Samen, wie wüste und öde es auch öfters in Land und Städten ausgesehen, bis hiezu, ohngeachtet aller großen Konkussionen und Zerrüttungen, gleichwohl in Gnaden konservieret worden und bleibt vor aller Welt ein offenbares Monument und Anzeige, daß der Alleswissende und von Ewigkeit sich erbarmende Gott die christliche Intention der ersten in diesen Landen einkommenden Deutschen sich gnädigst gefallen lassen und wirklich auch völliglich diese Nation in ihren Nachkommen in denselben und selbe für sie und ihre Posterität bis an der Welt Ende in Gnaden erhalten wolle."

Die deutsche Nation und deren Nachkommen in diesen Landen und diese Lande für die deutsche Nation und deren Nachkommen, das ist die Summe aller Kapitulation. Erfinden Sie einen deutlicheren Ausdruck für ein großes Recht!

Die Ritter- und Landschaft hat es bekannt.

Der Generalfeldmarschall des Zaren hat es unterzeichnet.

Der Zar hat es für ewige Zeiten beschworen.

In dieser Gewißheit wurzelt unsere Treue, und unter diesem deutschen Namen haben unsere Väter und Vorväter dem Reiche allezeit treue Dienste geleistet und, wo es die Zeit erforderte, ihres Blutes nicht geschont.

Sie fragen, ob dieses Blut uns ein Recht gebe, den Grafen Bismarck anzuschreien?

Nein!

Aber sollte es nun nicht ein Recht geben, fest zu vertrauen, daß früh oder spät angesichts des Hohnes, der unserer Loyalität begegnet; angesichts der Frechheit, mit der im Namen Ihrer Nationalversammlung unser Recht, bei welchem die kaiserliche Ehre Wache hält, zertreten und beschimpft wird; angesichts des Instinkts, der sich die Souveränität der Zukunft anmaßt, der Souverän, der da ist, in seinem kaiserlichen Gemüte spreche: Bis hierher und nicht weiter!

# Ernst von Bergmann

Ernst von Bergmann, geb. 1836 in Riga, Professor der Chirurgie in Dorpat, Würzburg und Berlin, gest. 1907 in Wiesbaden. — Arend Buchholtz: E. v. Bergmann. 3. Auflage. Leipzig, Vogel, 1913. Sämtliche folgenden Briefe sind diesem Werke entnommen.

## Schulerinnerungen

### An seine Brüder Reinhold und Eduard[1])

Wien, Juni 1865.

Euch Buben wird es leichter fallen, hinauszuziehen, als der armen Mama, Euch ziehen zu lassen. Ich weiß es ja selbst, wie neugierig man auf die Welt draußen ist, auf die Pension mit ihren Lehrern, alten Schülern, Fuchsgeschichten, Versetzungen und Zensuren. Es sind wohl schon vierzehn Jahre her, daß auch für mich die Pferde angespannt wurden, damit mich der Papa ebenso zärtlich wie Euch in das Examen begleiten konnte. Dieselben Lehren, die Euch jetzt gegeben werden, hat mir dieselbe Mama auch unter vielen Tränen mitgegeben, und auch Euer aufrichtiger Vorsatz wird es sein, die Sorgen der Eltern durch Fleiß und Betragen in der Anstalt zu verbannen. Leicht fährt man weg, und schon nach den ersten Tagen welch schreckliches Gefühl der Verlassenheit im bunten Schwarm! Zu Hause hört jeder auf die Jungen und ist freundlich und zärtlich gegen sie; in der Anstalt aber wollen die älteren Kameraden den jüngeren zeigen, daß sie Muttersöhnchen sind, und über jeden Wunsch, über jedes harmlose Wort werden spöttelnde Witze gerissen — ach, das tut schrecklich weh! — Da ist dann kein Mamachen, der man klagen und deren teilnehmendem Herzen man seinen Schmerz ausschütten kann. Zu Hause bekommt man immer gut gemeinten Rat zu hören, der jedem zum Segen dienen soll; in der Schule beredet uns dieser oder jener Kamerad, der uns sonst sehr gut gefällt, zu ganzen Kleinigkeiten, die so unbedeutend erscheinen, daß man sie gern erfüllen will, und doch hat er seine hinter-

[1]) Bei deren Eintritt in das Gymnasium zu Fellin (Livland); er selbst hatte in dem ähnlich organisierten Landerziehungsheim Birkenruh seine Schulbildung erhalten.

listigen Gedanken, will dem Neuling einen Schabernack spielen, einen Lehrer durch ihn ärgern, da er selbst dazu nicht die Courage hat usw. Und noch schlimmere Verführungen kommen vor, die so harmlos erscheinen, und in die man hineinkommt, man weiß nicht wie, um spät vielleicht erst zu erkennen, daß man Sünden und Schandstreiche begangen, vor denen man erschrecken muß. Ich weiß das alles, meine lieben Jungen, und so sehr ich die Liebe meiner Kameraden genossen, ich habe gerade im Anfange mich Menschen genähert, mit denen ich sehr schlimm gefahren bin. In vierzehn Jahren erfährt man schon, was aus solchen Schreiern und Renommisten in den Klassen wird: mancher hat sich früh zugrunde gerichtet und ruht schon unter dem Rasen, manche leben in Unehre und Verruf, und manche erwartet noch der Lohn ihrer Verführungen. Der Knabe, der hinausgeht aus dem Elternhause, muß die Selbständigkeit eines Mannes schon fühlen und zum Teil besitzen. Eins aber besonders muß ihm als Richtschnur für seine Handlungen dienen, daß er nämlich nur solche begeht, von denen er seinen Eltern dreist und ohne Scheu berichten kann. Denkt er immer daran, dann ist er gesichert vor jeglichem lauernden Unheil.

## Beim Antritt der akademischen Laufbahn

### An seinen Vater

Dorpat, 13. Oktober 1862.

Alea est jacta! Mein Schicksal ist entschieden! Wenn es immer wahr ist, das Goethische Wort: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle", so brauche ich mich allerdings nicht zu wundern; wenn ich aber an die letzten Zeiten voll gestörter Aussichten, voll widersprechender Pläne, voll Unmut und Verzweiflung denke, dann ist es mir nur zu klar, daß ich nicht wert bin des Segens, dessen ich teilhaftig geworden. Dein alter Wunsch, mein lieber Vater, soll erfüllt werden: ich soll doch noch in Dorpat Professor werden!

Das Auskommen eines Professors ist freilich kein glänzendes, und ich muß zugeben: ein viel beschäftigter Arzt in einer großen Stadt kann eine Praxis haben, die viel mehr eine aurea ist. Aber schlecht ist ein russischer Professor auch nicht gestellt. Nach dem

neuen Etat soll das Gehalt ohne Kollegiengelder etwa zweitausend Rubel betragen, und bei einem Chirurgen kommen doch noch immer Konsultationen und besondere Fälle hinzu, die auch ein paar hundert Rubel im Jahr ausmachen. Dabei genießt er noch andere erleichternde Vorteile. Die Kindererziehung kostet nichts, die staatlichen Abgaben fallen in jeder Beziehung fort, und Dorpat ist verhältnismäßig billiger als Riga oder gar Petersburg. Und nun der andere weit größere Vorzug! Der praktische Arzt, wird er, nachdem er sich den ganzen Tag müde und matt gelaufen, um die Gunst der Mächtigen gebuhlt, Undank, Ärger und Gemütsbewegungen jeder Art ausgestanden, wirklich soviel Energie haben, mit allen Kräften zu arbeiten, um auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben? Es gibt freilich Männer, die diesen Anforderungen nachgekommen, wie Professor Walter und Dr. Schwartz in Riga. Ist's aber nicht schon ein schlimmes Zeichen, daß mir unter den hundert Ärzten, deren Leistungen ich beurteilen kann, nur diese zwei Namen einfallen? Ich gehöre nicht zu den Menschen, die zu bescheiden von sich denken, aber so unbescheiden bin ich auch nicht, daß ich mich für eine seltene Ausnahme halte. Wie verzweifelt würde ich aber sein, wenn sich mir eines Tages mitten in den Segnungen reicher Praxis und unter der Bewunderung zahlreicher Klienten die Überzeugung immer mehr aufdrängte: du bist in deiner Wissenschaft zurückgeblieben! Als Professor hab' ich die Zeit, und ist es eben mein Beruf, auf der Höhe menschlicher Wissenschaft zu bleiben. Der ausübende Arzt aber muß sich über zu viel verbreiten; es ist unmöglich, bei den unaufhaltsamen und rapiden Fortschritten der Medizin auf allen Gebieten gleich stark beschlagen zu sein. Daher das Auftauchen der Spezialisten jetzt in den großen Städten des Auslandes. Hier ist man darin noch zurück: man verlangt, daß der Arzt Geburtshelfer, Augenarzt, Chirurg, Therapeut ist. Es ist wahr:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
In einem Punkte die höchste Kraft.

Soll ich den Namen Bergmann ins Buch der Geschichte unserer Wissenschaft schreiben, dann muß ich die Gaben, die Gott mir geschenkt, konzentrieren, nur so werde ich Bedeutendes leisten

können. Mit dem Entschluß, Chirurg zu werden, lasse ich die andern Disziplinen fallen; sie werden mir hinfort nur noch dienen, soweit sie Dienerinnen meiner Hauptwissenschaft sind. Mit solchem Ziel vor Augen fühle ich die Kraft, zu arbeiten, und die Lust dazu. Ich bin auch ganz zufrieden damit, daß ich noch Zeit habe, hier mich in den Fundamentalwissenschaften auszubilden, ehe ich hinauskomme ...

All dieses bedachte ich in den zwei Tagen, die ich mir Zeit genommen. Ich wollte eigentlich einen Gaul mieten, um mit Euch zu besprechen, was ich mit mir selbst auf einsamen Spaziergängen auf dem Dome oder in meiner Stube im Gespräch mit Gustav[1]) überlegte, doch ich wußte, Ihr würdet dem, was ich für mein größtes Glück halte, nicht widerstreben. Der Grundsatz, den Du mir gegenüber hast immer gelten lassen, mein lieber Vater, ist ja die Freiheit in der Wahl des Lebensberufs gewesen. Nachdem mir solche Aussichten einmal eröffnet, bin ich der Überzeugung, ich wäre in jeder andern auch noch so glücklichen und sichern Stellung doch höchst unzufrieden gewesen bei dem Gedanken, sie ausgeschlagen zu haben. So gab ich denn Öttingen[2]) zur Antwort, ich wolle darauf ausgehen, ein gewissenhafter und gelehrter Professor an dieser Hochschule zu werden. Es ist doch was andres, im Vaterlande zu bleiben, dort seine Kräfte zu entfalten, zumal in Tagen, da das deutsche Wesen bedroht wird, und da wir in die Lage gesetzt sind, an den weitgreifenden Reformen unseres Kaisers teilzunehmen, als sich in die Ideen und den Geist mir jetzt so unbekannter russischer Residenz- oder Provinzialstädte hineinzufinden. Dorpat ist immer noch das Zentrum deutscher Eigentümlichkeiten unsrer Ostseeprovinzen, und ein Dorpater Professor dessen erste Stütze. Du siehst, ich denke von meinem neuen Stande nicht gering.

Wenn ich fern nach Rußland gegangen wäre, wir hätten uns vielleicht höchstens zwei- oder dreimal noch im Leben und auf kurze Momente gesehen. Jetzt aber bleiben wir bis zuletzt nahe beisammen. Jede Vakanz kann uns auf Tage und Wochen zusammenführen, jedes Unglück und Glück uns noch an die Seite des andern bringen; das ist die gemütliche Seite, und auch sie tut wohl.

[1]) Seinem Bruder.
[2]) Damals Rektor der Dorpater Universität.

## Ein religiöses Bekenntnis

### An seinen Vater

Dorpat, Oktober 1864.

... Ich habe Hildegard[1]) erzählt, wie mir es anders gegangen ist: wie schon früh in mich die ganze Fülle des Christentums gepflanzt wurde, und wie, weil ich das stete Leben in christlichen Familien und christlichen Wahrheiten genossen habe, nichts später in mir die beseligende Wirkung dieses Glaubens ausrotten könne. Kein Mensch kann sich von den Wurzeln ganz losreißen, aus denen er gewachsen, und wenn diese Wurzeln so schön sind, wie die im Worte Christi, so ist dieses Losreißen vollends nicht möglich. Aber alles Gefühl und alles Glück schweigt vor der Arbeit des Lebens. Die ganze Arbeit des Naturforschers ist eine ununterbrochene Kette von Zweifeln: bei jedem Schnitt, den ich üben will, bei jeder Krankheitsdiagnose ist es meine Aufgabe und Pflicht, zu zweifeln. So führt uns die stete Beschäftigung, unser Amt und Gewissen zum Zweifel. Da muß es so kommen, daß wir auch dort zweifeln, wo die beseligende Kraft des Glaubens uns Frieden auf Erden verspricht — gegenüber dem Unfrieden, den unsere Arbeit in der eignen Brust schafft. Gewiß, so hat man sich den Unglauben der Naturforscher heutzutage zu erklären: kein sinnloser Widerspruchsgeist diktiert ihnen ihre ängstlichen Zweifel, das gemarterte Herz erliegt ihnen, so oft sie wahr gegen sich und andere sein wollen. Ich habe es meiner Braut nicht verhehlen dürfen, daß ich in solchen Zweifeln lebe, daß ich kämpfe, um aus ihnen loszukommen, daß mir hundertmal besonders im Vaterhause mein Gemüt mit meinem Verstande durchgeht, daß ich aber nicht weiß, wie ich aus diesem Meer des Irrtums auftauchen werde.

Ich habe mich vor meinem Verlöbnis gefragt: Ist es dir erlaubt, bei so zweifelhafter Stellung ein schwaches Mädchenherz an dich zu binden? Ich bin jetzt der Überzeugung, daß ich es nicht nur darf, daß Christus selbst es gebietet; wenigstens befiehlt der Apostel, das Bündnis des ungläubigen Mannes und der gläubigen Frau nicht zu lösen; er sagt ausdrücklich, daß der Mann durch das Weib

[1]) Seine Braut, Tochter des Dorpater Professors Adelmann.

geheiligt werde; daß mir also ein solches Weib zur Seite steht, kann, wie auch Du sagst, nur ein Segen für mich sein. Ich kann nicht anders: ich sehe das eheliche Verhältnis nur für ein menschliches an, mir ist es kein Sakrament. Wer ungläubig das Abendmahl genießt, der ißt es sich zum Gericht, wer aber ungläubig in die Ehe tritt, tut, wenn darin ein Unrecht gegen ein Weib liegt, kein größeres Unrecht, als der Arzt, der ungläubig an das Bett des gläubigen Todkranken tritt. Staat und Ehe sind mir menschliche Institutionen, nur für die Erde gemacht, denn oben gibt es keine Knechte und Herren, da wird nicht gefreit, noch läßt man sich freien. Das ist gewiß eine tief christliche Auffassung, und deswegen müßten Staat und Ehe von der Kirche abgetrennt werden. Daß Staat und Ehe der Kirche heute noch angehören, ist der schlimme Grund zu den ewigen Verfolgungen und Anfeindungen der Menschen untereinander: es kann nicht zur Herrschaft der Wahrheit hier kommen, solange ein äußerer Grund die Gewissen zwingt.

Die irdischen Beziehungen sind Gläubigen und Ungläubigen gemeinschaftlich: seinen Vater und seine Mutter und sein Weib liebt der Ungläubige ebenso wie der Gläubige. An der irdischen Arbeit nimmt in ganz gleicher Weise der Ungläubige wie der Gläubige Anteil: der gläubige Newton entdeckte die Gesetze des Falls und der ungläubige Örsted den Weg der Elektrizität. Wo in die irdische Arbeit das Gesetz des Glaubens eingreift, wirkt es nur störend: es bringt einen Galilei auf die Folter. Daher Freiheit für den realen Boden der Welt! In den weltlichen Dingen muß man einig sein: mit dem faulen, selbstsüchtigen Christen könnte ich nicht zusammengehen, mit dem fleißigen römischen Heiden, der seiner Bürgertugenden voll ist, zu jeder Zeit! Daß die alten Römer und Griechen eine so hohe Bedeutung für alle Zeiten gehabt haben, liegt nur daran, daß sie das richtige Verhältnis der Menschen zueinander kannten und danach lebten. Der Staat das Plato ist mein Idealstaat. Und in einem ähnlichen Sinne fasse ich auch die Ehe auf: für diese Welt in erster Instanz; hier Arbeit und Mühe und ein liebendes Aufopfern und Tragen; erfüllt man so das Menschliche, dann muß das Göttliche kommen, der Segen von oben, und, kommt er in Gebet und Glauben, so ist das Schönste, was man nach vollendeter Laufbahn sagen kann: „Mit unsrer Macht ist nichts getan."

## Ablehnung des Rufs nach Freiburg[1])

### An Ministerialrat Nokk

Dorpat, Juli 1871.

... Die politischen Verhältnisse in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands waren im Sommer 1870 so trostlos, daß wir Livländer an dem Gedeihen der deutschen Universität Dorpat gegenüber den Ausschreitungen des Panslawismus verzweifelten. In dieser Stimmung habe ich mehreren mir wohlgesinnten Professoren Deutschlands gesagt, daß ich Dorpat gern verließe. Bei meiner Rückkehr hierher fand ich, daß die Erfolge der deutschen Waffen in Frankreich die Ansicht unserer russischen Mitbürger über die Bedeutung deutscher Arbeit und Kraft nicht unwesentlich geändert haben. Die Methode der Behandlung unserer Rechte ist eine andere, rücksichtsvollere geworden. Dieser Umschwung, der besonders in unseren Regierungskreisen unverkennbar scheint, macht es im Augenblick uns Deutschen der Ostseeprovinzen möglich, ohne gegen Ehre und Gewissen zu verstoßen, in russischen Staatsdiensten zu bleiben. Damit ist für mich zunächst wenigstens der Hauptgrund zum Verlassen meiner Heimat fortgefallen[2]). Nicht minder bestimmt mich zum Bleiben in Dorpat ein zweiter Grund. Als ich Ende April nach fast einjähriger Abwesenheit von Dorpat wieder zurückkehrte, fand ich ein Schreiben Seiner Exzellenz des preußischen Ministers von Mühler hier vor, in welchem derselbe mir mitteilte, daß er gesonnen sei, dem Wunsche der Königsberger Universität, den erledigten

---

[1]) Bald nach seiner Rückkehr vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz, wo er als Leiter eines deutschen Militärlazaretts tätig gewesen war, erhielt Bergmann Berufungen nach Königsberg und Freiburg; seine Stellungnahme dazu ist charakteristisch für sein Verhältnis zur baltischen Heimat.

[2]) Wenige Jahre später hatten sich diese Verhältnisse wieder geändert. Als Bergmann 1878 die Berufung nach Würzburg annahm, schrieb er an Rinecker: „Trotz aller Ehren und Liebenswürdigkeiten, die ich hier erfahren, wünsche ich mich doch aus den russischen Verhältnissen gar zu gern los. Es besteht zwischen den Anschauungen eines Deutschen und eines Russen in Pflichtbegriff und Arbeitsweise eine nicht zu überbrückende Kluft. Zu den Deutschen rechne ich mich aber dank meiner livländischen Heimat."

Lehrstuhl der Chirurgie von mir besetzen zu lassen, nachzukommen. Obgleich ich damals mich zur Übersiedlung nach Königsberg bereit erklärte, scheiterte meine Berufung dennoch: allein die Universität Dorpat nahm die Veranlassung wahr, wenn auch nicht meine persönliche Stellung zu verbessern — das ist nach dem russischen Universitätsstatut nicht zulässig —, so doch meiner Klinik wesentliche Verbesserungen zuzuwenden. Ich bin eben mitten in den Arbeiten drin, die die von mir dirigierte Anstalt erweitern und verbessern sollen; man hat mir noch weitere Aussichten eröffnet, mich einstimmig soeben zum Ordinarius erwählt, kurz ein Entgegenkommen geübt, das mich verpflichtet, bei der nach Scheitern der Königsberger Berufung von mir abgegebenen Erklärung, ich würde in Dorpat bleiben, einstweilen wenigstens zu verharren. Vielleicht bereue ich es, wenn nach Jahr und Tag die Versprechungen, die man in Petersburg mir behufs Verbesserung meiner Klinik gemacht hat, nicht gehalten worden sind, bitter, Ihrer Freundlichkeit nicht nachgekommen zu sein. Im Augenblick darf ich aber nicht zuschreiben, sondern muß so handeln, wie ich Ihnen auseinanderzusetzen mich bemüht habe.

# Freifrau Helene von Taube

Freifrau Helene von Taube, geb. in Petersburg am 6. Januar 1845, Tochter des Grafen Alexander Keyserling. Lebt in Weimar.

## Einige Tage in Varzin[1])

Sonnabend, 10. Oktober 1868.

Wir durchflogen Pommerns sandige Ebenen, sahen ein Stück von Stettins Festungen — das Land gleicht unserer Heimat, hat aber dessen einzigen Reiz verloren, Naturwildheit. — Alles ist Acker und Pflanzungen, hübsch sind nur die reinlichen Dörfer mit roten Dächern und die schlanken Pyramidenalleen. — Ich las sehr eifrig meinen Schulmeister von Gotthelf, der das Volk recht nüchtern und in anderen Farben schildert als Auerbach. — Dabei gelangten wir nach Köslin, unserer letzten Bahnstation, wo die Gegend welliger und waldiger ist; von da fuhren wir in einem viersitzigen Postwagen weiter. — Wir kamen durch Buchenwaldungen, die von der Abendsonne beleuchtet wurden; auf der nächsten Station nahmen wir eine offene Chaise, und nun ging es sausend und brausend durch die helle Nacht. Die Sterne glänzten am Himmel, vor uns strahlte der Jupiter — das Posthorn schallte so märchenhaft in das Land hinein, wenn wir an Dörfern mit großen und blinkenden Fenstern vorüberjagten. Es war eine warme Oktobernacht. — Bei Carowitz wechselten wir die Pferde. Mir machte es Vergnügen, Postillione zu sehen, wie ich sie in Kinderjahren so oft in Bilderbüchern erblickt, und das längst verschollene Posthorn trara trara zu hören. Allmählich wurde es aber kalt; da fuhren wir in den düsteren Buchenwald ein, und bald blickten uns die Fenster Varzins entgegen. Man fährt zwischen zwei Flügeln des Gebäudes ein. — Draußen auf der Treppe sahen wir schon die mächtige Gestalt des Grafen und die Gräfin, die uns aufs herzlichste empfingen und uns in einen hübschen warmen Salon brachten. Die Tochter, ein reizendes, lebendiges Mädchen, empfing mich auch aufs freundlichste, fand mich erfroren und machte gleich ein Kaminfeuer an. Wir setzten uns; da trat Herr von Keudell, ein großer Mann mit

[1]) Aus: Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild von seiner Tochter Freifrau Helene v. Taube. Berlin, Georg Reiner 1902.

schönem, etwas starrem Gesicht ein. Marie erzählte mir von Blittersdorffs und war sehr liebenswürdig. — Nun gingen wir zum Souper, der Graf führte mich, und ich hatte die Empfindung, daß es ein Riese wäre, der einen armen Pygmäen führt. — Wir kamen in einen Saal, in welchem zwei ältere Damen und eine Menge Herren, einige rote Uniformen sogar, standen; im ersten Moment schien es mir, als ob ein ganzes Regiment vor mir stände, und ich wich erschreckt zurück. Bismarck nannte sie alle laut, und auf jeden Namen mußte ich einen Knicks machen, was mir sehr unbequem wurde, so daß es mir recht angenehm war, als wir endlich beim Souper saßen, wo prächtige Fische aufgetragen wurden. — „Wie ist es Ihnen ergangen," fragte Bismarck, „seit wir uns in Raikûll[1]) gesehen?" — „O sehr verschieden, bald gut, bald schlecht in dieser langen Zeit." — „Das ist gar nicht lange her, sieben Jahre." — Das nahm mich wunder, weil in diesen sieben Jahren so viel geschehen, ja ein neues Deutschland entstanden. — Bismarck sprach etwas über Raikûllsche Reminiszenzen und anderes mit den anderen, was ich aber nicht hörte, da mich jetzt der Rotrock in Anspruch nahm mit einigen Fragen über den Eindruck, den Pommern machte, welches ich sehr, besonders die großen Fenster der Bauernhäuser lobte. — Das Souper war belebt, und das heitere Lachen von Marie Bismarck trug auch dazu bei. Als die Gräfin sie um den Grund dieser Munterkeit fragte, sagte sie: „Herr von Keudell hat einen so guten Witz gemacht." — Und später hieß es: „Er hat einen zweiten Witz gemacht", und bald darauf: „Ganze drei!" — Das amüsierte alle. Bismarck sagte: „Das wird ja schrecklich; wenn Herr von Keudell jeden Abend drei Witze macht, so macht es im Jahre 1095 Witze." — Ich wunderte mich im stillen, wie blitzschnell der Ministerpräsident rechnete. — Nach dem Souper gingen wir ins Musikzimmer. Das Klavier stand hinter einer Scheidewand. Frau von Bismarck forderte Keudell auf, zu spielen. „Interessieren Sie sich ebenso für Musik wie Ihr Herr Vater?" fragte er mich, worauf ich bejahend erwiderte, und daß ich durch diesen schon viel von seinem Spiel gehört. „Ich werde gleich spielen, aber was wollen Sie, Schubert, Beethoven, Mendelssohn oder Chopin?" — Ich dachte nach und sagte: „Alle

[1]) Bismarck besuchte von Petersburg aus, wo er damals preußischer Gesandter war, seinen Freund auf dessen estländischem Gute.

vier." — Die Jugend setzte das unterbrochene Billardspiel fort. — Ich muß doch sagen, wie Marie Bismarck aussieht: nicht sehr groß, sehr mädchenhaft mit einem offenen, heiteren Gesicht, nicht sehr hübsch, aber lieblich, lebhaft und anmutig, mit großen, tiefliegenden, dunkelgrauen Augen und einer sehr klangvollen, fröhlichen Stimme. — Von den Söhnen ist der ältere, Herbert, lang, ziemlich schmächtig und bedächtig, während der sechzehnjährige Bill viel munterer und entschlossener zu manchem Streit aussieht; er hat ein hübsches, mutiges Profil. — Darauf spielte die Jugend Karten und lachte viel dabei; doch trotz alles Lärmens spielte uns Herr von Keudell eine Sonate in B-dur von Schubert vor, und ich hörte andächtig zu. Der erste Satz ist sehr lang ausgesponnen und sehr reich, zu reich, um ihn sogleich zu übersehen, obgleich einige Motive immer wiederkommen, das Adagio ist wunderschön und tief in seiner Einfachheit, oft sind es nur einzelne Töne, welche nachhallen, das Scherzo habe ich vergessen, das Finale, ein Rondo, ist sehr scherzend. — Er fragte, ob ich die Sonaten von Beethoven kenne, auch „allein", und da ich das bejahte und erzählte, daß durch allzu frühes Kennenlernen in Jahren, wo das rechte Verständnis fehle, ich ihn mir etwas verleiert, so wollte er lieber anderes spielen. — Währenddessen schwatzten Bismarck und Papa in der Ecke des Sofas, wohl wichtige Sachen; Bismarck fand einen Schemel und schleuderte ihn ärgerlich in die Ecke: „Das Ding steht mir überall im Wege!" rief er. — Ich schielte zuweilen hin auf den großen Mann Europas, wie er so behaglich auf seinem Sofa sich hingestreckt hatte. — Als die Sonate beendet war, sprach Keudell über Schubert und sagte, wie merkwürdig es sei, daß das Leben Schuberts anscheinend so wenig den Kompositionen entspräche: „Am Vormittag komponierte er, und am Nachmittag machte er einen Spaziergang, das war alles." — Nun erhob sich aber Bismarck und gab das Zeichen zum Rückzug; wir verabschiedeten uns, und die Gräfin und die Tochter führten mich hinauf in mein großes, geräumiges Zimmer. — Ich habe zu sagen vergessen, daß ich eine neue pommersche Sitte kennengelernt. Nach dem Souper fingen alle an, sich wieder zu begrüßen, Kratzfüße und Knickse zu machen — ich wußte nicht, ob zum Abschied oder zum Willkommen; Marie Bismarck sagte mit später, es sei eine pommersche Sitte, sich nach Tisch „Gesegnete Mahlzeit" zu wünschen. —

Und so ging mein erster Abend bei den Unsterblichen zu Ende. — Freundlich waren sie, und das fand ich so rührend schön, daß man bei diesen Menschen keine Spur von Hochmut findet, keinen Ansatz zum Cäsarenwahnsinn ...

Ziemlich früh war ich am anderen Morgen auf, und Papa meinte, wir könnten hinunter gehen, da die junge Gräfin schon am Kaffeetische saß. Sie kam uns in rosenfarbigem Kleide morgenfrisch entgegen, erzählte, daß sie schon um 6 Uhr aufgestanden, und war sehr liebenswürdig und lebendig. — Sie erzählte uns das unglückliche Abenteuer zu Pferde von Bismarck. Der Weg war anscheinend ganz gut, doch wahrscheinlich unten vom Wasser unterminiert gewesen, denn plötzlich sank das Pferd bis in die Knie ein und stürzte darauf, so daß Bismarck unter dieser großen Last blieb, die ihm nach eigener Aussage alle Glieder gebrochen hätte, wenn er selbst nicht von solch riesigem, kraftvollem Bau gewesen; er hatte, nachdem er sich befreit, selbst die Stelle untersucht, das Pferd wieder bestiegen und war bis zum nächsten Dorf geritten. — Zu Hause, um seine Frau nicht zu erschrecken, erzählte er ihr selbst das Geschehene; natürlich war er den anderen Tag aber wie gelähmt, lag bewegungslos auf dem Sofa, und selbst das Essen mußte man ihm reichen, da er die Muskeln nicht bewegen konnte. Ein Schäfer war der erste Arzt, der erschien, da die anderen ziemlich weit wohnen; der hatte gesagt, nichts sei gebrochen; darauf kam ein Arzt und sagte das Gegenteil, darauf wieder einer, der des Schäfers Meinung bestätigte, und diese erwies sich als die richtige. — Die Gräfin erschien ziemlich spät, ziemlich besorgt um die Gesundheit des Grafen, der schlecht geschlafen und dessen Nerven sehr aufgeregt sind von seinen vielen Kämpfen. Nicht umsonst regiert man die Welt! — Bismarck erschien später im grünen Jagdrock. Nach dem Kaffee sollten wir spazieren gehen; während man sich vorbereitete, trat ich auf den Balkon, von welchem man eine reizende Aussicht auf den Park hat; die Sonnne so blendend, das Laub war so grün, daß man sich nicht im Herbst denken konnte. Bismarck-Bohlen, ein kleiner, brünetter, sehr lustig aussehender Mann, der auch viele Witze machte und sehr gemütlich war, erzählte mir von seiner Reisepassion; wie er des Reisens nie müde würde — das Hotelleben sei so schön. — Zu Hause müsse man sich immer in der Wirtschaft zanken — da sei man

geborgen: und nun noch das Bois de Boulogne in Paris, da könne man leben, ohne irgend etwas zu tun, nur vom Ansehen der Welt, die in glänzenden Equipagen, zu Fuß und zu Pferde vorbeijagt — kurz, das Reiseleben, das sei sein Ideal. — Nun kamen alle zusammen, Graf Bismarck und mein Vater gingen voraus; zuerst besahen wir den Pferdestall, darauf gingen wir weiter in den Park hinein, der eigentlich ein schöner Buchenwald ist, weil er meist noch ganz ursprünglich und wild aussieht. Die Buchen sind von seltener Größe und Pracht, der Boden, wie gewöhnlich in diesen Waldungen, mit trockenen Blättern bedeckt und die Vegetation arm. Eine große Stille herrschte im Walde, nur von unseren Gesprächen unterbrochen. Obgleich ich nicht hören konnte, was mein Vater und Bismarck miteinander sprachen, da sie viel rascher als wir gingen, so will ich hinschreiben, was ich davon später von meinem Vater erfuhr. Bismarck sagte: In erster Jugend sei er ehrgeizig gewesen, später habe es aber ganz bei ihm aufgehört, und nun sei ihm die Politik und das ganze politische Wirken ein Ekel! Es handelt sich um wichtige Verbesserungen im Staate, und doch seien seine Gehilfen im Ministerium ganz unbrauchbare, alte Leute; der König könne sich aber nicht entschließen, sie wegzuschicken, weil er an die alten Gesichter schon so gewöhnt ist. — Keyserling: „Kannst du aber die Sache forcieren?" — „Das wohl, wenn ich z. B. den Abschied einreichte und damit drohte, aber schließlich würde die Sache bedenklich werden, und man muß schonen!" — Dann sagte Bismarck, daß die Franzosen nicht Preußen verzeihen könnten, die erste Macht Europas zu sein, und immer mit Krieg drohten — es würde wohl auch einmal dazu kommen. Er wünschte es nicht; falls er es gewünscht, wäre es damals in der luxemburgischen Angelegenheit besser gewesen, den Streit gleich zu entscheiden, da Frankreich damals weniger gerüstet war. Aber das Leben von Millionen zu opfern, sei doch ein schwerer Schritt; es wäre ihm schon in Sadowa so furchtbar gewesen, als er all diese zerfetzten Menschen sah und die ganze Verantwortung tragen mußte; so wollte er nur den Krieg, wo notwendige Ursachen ihn forderten, doch die Franzosen ließen ihm keine Ruhe. Schließlich, wenn die Preußen auch siegten, wozu würde es führen? Wenn man auch das Elsaß gewönne, müßte man es behaupten und die Festungen immer besetzt halten; das wäre un-

möglich, denn schließlich würden die Franzosen wieder Bundesgenossen finden, und dann könnte es schlimm werden. — Keyserling: „Interessierst du dich aber nicht, da doch das Cäsarentum in Frankreich in Europa den Frieden unmöglich macht, für die Wiederherstellung der Republik in Frankreich?" — „Ja, die hat aber keinen Bestand." — Sie redeten noch über die Ostseeprovinzen, und Bismarck sagte, daß er in diesen Sachen höchst schonend mit Rußland umgehe; der König suche dem Kaiser so viel Vertrauen als möglich einzuflößen, um von dieser Seite geschützt zu sein. Rußland verfahre sehr töricht mit den baltischen Provinzen, die seine beste Stütze seien — er als Preuße könne diesem Tun ruhig zusehen, weil er doch kein Interesse habe, daß sein Nachbar so stark sei, und vielmehr dessen Abschwächung zu wünschen habe. Jetzt habe er aber keine anderen Annexionsgelüste als die seiner Nachbargüter.

Währenddessen sprach ich mit Bismarck-Bohlen und Herrn von Keudell vom Kriege. Sie erzählten mir von Königgrätz, und Bismarck-Bohlen schilderte mit Enthusiasmus den Moment, wo nach dem Siege der König seine Soldaten begrüßte, welch ein Jubelschrei sich von allen Seiten erhoben, und wie dieser Augenblick ein so überaus erhabener, glückberauschender gewesen sei. — „Die armen Österreicher waren wohl recht traurig ihrerseits?" fragte ich. — „Gar nicht; das war das merkwürdige dabei; nie vergesse ich den Moment, wo eine Menge österreichischer Reiter Hüte schwenkend, freudig lächelnd, heransprengten, um sich gefangennehmen zu lassen, ganz selig, gefangen zu sein. Es machte wirklich einen seltsamen Eindruck. Die Österreicher haben, da sie aus so verschiedenen Nationalitäten bestehen, gar kein Ehrgefühl; so wurde gewettet, daß eine große Anzahl (die habe ich vergessen) Gefangene sein würden, und richtig, es erwies sich bald so. — Das frühere Gerede von den alten in Italien erprobten Soldaten, die siegen müßten über Neulinge, erwies sich als ganz falsch." — „Ja," sagte Keudell, „in Preußen zweifelte keiner am Siege; die Überlegenheit unserer Waffen und unseres Heeres war ja ganz klar; und als die Generale zusammentraten, und der Kriegsplan beraten ward, so herrschte bei ihnen nach ihren Berechnungen die vollkommenste Siegesgewißheit. Es ist eigentlich schade, daß man in dieser Zeit nicht daran dachte, ein Tagebuch zu führen; man erlebt so vieles, und tausend Züge,

die doch charakteristisch sind, gehen einem verloren." — „Nein," antwortete Bohlen, „wenn man so viel erlebt, ist es schwieriger zu schreiben, und das ist das Gefährliche bei diesen Sachen, daß man nie weiß, in welche Hände sie fallen." — „Wie," sagte ich, „es wäre ja für die Öffentlichkeit geschrieben worden und hätte gewiß wichtige Notizen geliefert." — „Ja freilich," sagte Keudell, „übrigens haben das mehrere getan; gerade der Romanschreiber Samarow, der auch viel bei dem Könige war und Gelegenheit hatte, alles in der Nähe kennenzulernen, hat sehr viele Züge zu seinem Roman benutzt." —

Mittlerweile waren wir wieder unweit des Hauses an einem kleinen Teich, wo viele Gänse munter plätscherten, angelangt, und die Gräfin hatte uns eingeholt. Marie erzählte mir, daß Varzin sehr sagenreich sei und viele Gespenster hier ihr Wesen treiben sollten. Ich fragte sie, ob sie an Gespenster glaube. — „Wenn ich's mir ganz vernünftig überlege, dann wohl nicht, aber wiederum so ganz gewiß sie leugnen, das kann ich auch nicht." — Ich sagte ihr, der Gespensterglaube sei doch sehr poetisch, und dann sprachen wir von Halluzinationen, und daß wir uns vor ihnen fürchteten. Marie sagte, sie habe noch keine gehabt, es sei ihr aber doch zuweilen angst; besonders einmal, als sie am späten Abend ganz allein im Park an dem Totenhause, wo alle Vorfahren der früheren Besitzer begraben lägen und die alle spuken sollen nach dem Volksglauben, vorbeigegangen; sie hätte aber doch nichts gesehen. — Ich erzählte ihr von meiner Erscheinung — Keudell trat hinzu, und vor einem so vernünftigen Menschen ließen wir das Gespensterthema fallen und sprachen über anderes. Marie erzählte mir von ihrem Leben in Varzin und ich von dem in Dorpat. Da kam Frau von Bismarck mit einer Rose in der Hand und schenkte sie mir als letzte Rose; sie zerfiel aber bald, die Blätter habe ich noch. — Wir gingen in den roten Salon, wo die Sonne leuchtend hineinschien; auf dem Tisch stand ein goldener Korb mit Schokolade gefüllt, welcher in diesem Zimmer ein Hauptgegenstand war. Man bewunderte ihn sehr nebst einem Rosenbukett aus Rosenknospen, beides waren Geschenke von Bismarcks Verehrern. Da fanden wir auch die beiden Damen vor, deren ich noch nicht erwähnt habe; die eine, eine kleine runde Französin, Mlle. Jenny, die andere eine freundliche Stiftsdame.

Nun gingen wir zum Frühstück, das sehr heiter war durch Bismarcks Losziehen über die Universitäten. Er sagte, die Universitäten seien nur da für die Professoren, die bei einem ziemlich kleinen lächerlichen Familienleben eine wissenschaftliche Gemeinschaft bilden und jetzt einen Lebensunterhalt haben, um ihre Bücher zu schreiben. „Die Vorträge sind pure Form, man lernt in acht Tagen aus den Heften, was zum Examen nötig ist. Für die Jungen ist es die heilloseste Anstalt; sie lernen nichts als ihre Gesundheit verwüsten und ein nichtsnutziges Leben führen." — „Ach ja," sagte die Gräfin, „als ich in Berlin die Universität wiedersah, so war ich ganz gerührt bei dem Gedanken, daß hier mein lieber Bismarck als junges Studentchen ein- und ausgegangen war, und sagte ihm ganz ergriffen: ‚Ach, da bist du wohl täglich gewesen!' — ‚Niemals!' antwortete er mir ganz wild." — „Ja," sagte mein Vater, „so ist's; er war nie da, und zu seinem Examen präparierte er sich in einer Woche und bestand es; und als er davon zurückkam, war er noch ganz wütend, daß er so viel gelernt." — Bismarck: „Natürlich, das meiste, was ich gelernt, danach wurde ich gar nicht gefragt; ich hätte noch viel weniger mich abmühen sollen." — Darauf wurde von den Ärzten gesprochen, und Bismarck sagte, man müsse ihnen nie glauben oder höchstens das Gegenteil von dem, was sie sagten; daß sie immer falsch prophezeiten und besser täten, sich dessen zu enthalten und besonders nie einem Patienten den Tod anzukündigen. „Ich erinnere mich, wie ich einst an einem heftigen Fieber in H. krank lag; ich bekam plötzlich große Lust, Wurst zu genießen, denn ich fühlte mich ganz matt. Ich fragte den Arzt; der sagt: ‚Um Gottes willen, woran denken Sie; das wäre Ihr sicherer Tod!' — Ich schweige, aber wie der Arzt aus dem Zimmer geht, sage ich meiner Aufwärterin, ich würde am Abend Besuch haben, sie solle mir etwas Wurst und Bier besorgen. — Das bringt sie, und wie ich allein bin, stehe ich auf, falle um vor Schwäche und krieche nun auf allen vieren bis zur Wurst, schneide mir mit einem Federmesser ein tüchtiges Stück ab, und von diesem Augenblick ab fühle ich mich ganz gestärkt und wurde bald gesund." — Wir lachten sehr über diese Anekdote; Bismarck erzählte auch, wie einmal seine Tochter so krank gewesen, daß die Ärzte schon angefangen hätten, miteinander lateinisch zu sprechen, und bekanntlich täten sie das, damit der Patient nicht

die traurigen, hoffnungslosen Dinge merke und verstehe, welche sie einander mitteilten. — Fräulein von Bismarck hatte aber zufällig mit den Brüdern das Lateinische gelernt — „und daher sagte ich den Ärzten, ich bäte sie, lieber vor meiner Tochter alles andere zu sprechen als lateinisch; man kann sich nicht denken, welch bestürzte Gesichter sie da machten." — Nach dem Frühstück machte man Projekte zu einer Reitpartie, und während alles angeordnet wurde, sprach mein Vater mit der Gräfin Bismarck auf der Veranda, Keudell spielte die Variationen aus Schuberts Quartett über das Lied „Der Tod und das Mädchen". — Darauf gingen wir hinaus; der Graf stieg zu Pferde (es war dasselbe Pferd, welches mit ihm gestürzt war, ein ziemlich niedriger Fuchs), seine Tochter und Söhne, der witzige Bismarck-Bohlen begleiteten ihn; Marie ritt ein braunes, hohes, sehr hübsches Pferd, Röschen genannt, und machte sich sehr gut hoch zu Roß. — Die Gräfin, Keudell, mein Vater und ich setzten uns in einen kleinen Korbwagen, und so fuhren wir in den dichten Buchenwald; da es aber ein Reitweg war, so mußten wir immer die grünen Buchen- und Tannenäste abwehren, welche sehr unbescheiden nach unseren Hüten und Haaren griffen; das erforderte eine große Kopf- und Handgymnastik. — Ich schwieg meist und hörte zu, was die großen Leute sprachen. Erst erzählte Frau von Bismarck von dem großen Fest, welches der König von Bayern der Kaiserin von Rußland gegeben; er hatte dabei sogar die Marmorstatuen aus der Glyptothek ins Freie tragen lassen, und diese Schwärmerei sei sehr lächerlich. — Papa neckte die Gräfin Bismarck und sagte, sie würde sich gewiß auch sehr gefreut und geschmeichelt fühlen, einen solchen Verehrer zu haben. — Das wies sie entrüstet zurück und sagte, sie hätte keine Lust, sich lächerlich zu machen; mein Vater aber behauptete, Weihrauch sei immer angenehm. — Dann sprach man viel über die Gesundheit des Grafen; die Geschäfte quälen ihn natürlich, aber die Familie ist ganz in Aufruhr, wenn er eine Nacht schlecht geschlafen hat. Die Frau möchte, daß er sich ganz ausruhen solle in ländlicher Stille. Mein Vater aber meinte, das würde nicht helfen; er brauche bei seiner rastlosen Natur ein regeres Leben; hier leide er von der Meeresstille, freilich dort von zu gewaltigen Stürmen (mir sagte Papa später, das sei eine Natur, die „das Leben verzehrt, aber die Ruhe tötet"); aber hier

auf dem Lande könnte er doch nicht ganz das politische Leben vergessen, er würde doch stets daran gemahnt, und schließlich würde doch die Varzinsche Einsamkeit, wenn noch das Wetter schlecht würde, drückend werden. — Die Gräfin und Keudell sprachen nun leise über denselben Gegenstand; man kann sich nicht wundern, daß ein großer Mann, das Angstkind der Zeit, auch das Angstkind seiner Familie ist. — Im Gegenteil; ist nicht alles, was solch ein Mann tut, selbst das Geringste wichtig? Es kann ja alles Folgen für die Weltgeschichte haben; wie vieles hängt vom Zustand seiner Kräfte und seiner Gesundheit ab! — Die Reiter natürlich sprengten voraus, doch zuweilen warteten sie uns ab; es machte sich sehr malerisch, wenn die ganze Kavalkade uns am Saum eines Abhanges oder des Waldes erschien. Bismarck schaute in seinem grünen Jagdrock trotzig und mutig drein — und ich suchte mir das ganze Bild einzuprägen. Wie wir aus dem Walde heraustraten, zeigte uns Bismarck die angrenzenden Nachbargüter und sagte, an jedem Abend bekäme er einen Heißhunger nach dem Annektieren dieser Güter, am Morgen könne er sie ruhig betrachten. — Die Gegend ist sehr hübsch, von breiten, welligen, mit Wald bekleideten Hügeln gebildet, von der Wipper, die aus grünem Laube hervorblinkt, durchströmt. — Wir waren im Wippertal angelangt; Bismarcks schwärmen für ihre Gegend und besonders für das Wippertal, welches sie mich zu bewundern aufforderten, was ich von Herzen tat. — Die ganze Gegend erinnert mich an das kurische Hügelland, nur sind hier die Formen reicher, und besonders tragen die Buchenwaldungen dazu bei, die Gegend zu verschönern. — Bismarck sagte, wir könnten an den See fahren, er würde so lange an der Wipper hin und her reiten. — Wir sahen auf unserem Wege nur zwei Menschen, die auf dem Felde arbeiteten, keine einzelnen Häuser, denn es gibt nur große Dörfer in der Gegend. Wir kamen an einer romantisch gelegenen Mühle vorbei und fuhren dem See zu. Die Luft war wundermild, der Himmel ganz blau und das Laub kaum hie und da golden. Die Gräfin rief immer: „Wie schön, wie mild diese Luft und Natur ist!" — Mein Vater sagte: „Diese Landschaft atmet stille Resignation." — Sie aber sagte: „Nein, für mich hat der Herbst in seinem mannigfaltigen, reichen Blätterschmuck nichts Melancholisches, sondern etwas Frisches, Kräftiges — während eine Früh-

lingslandschaft so melancholisch aussieht und uns mit Wehmut erfüllt." — Ich stimmte bei. — Nun sahen wir den großen, klaren See vor uns, von der Abendsonne beglänzt, von jungen Tannen spitzenähnlich umschlossen, und hinüber Hügel und Wald, und ein hübsches, rotdachiges Wohnhaus nicht allzu fern. Die Gräfin erzählte uns, das Gut am See habe Blittersdorff gehört, er habe es verkauft, was ihm nun gewiß leid tue. — Unser Wägelchen ging nun recht schief, doch der geschickte Wagenlenker führte sicher durch die schlimmsten Wege. — Wir fanden unsere Reiter wieder, und Bismarck schien sehr von seinem Ritt erquickt; er sagte ganz feurig, daß er an der Wipper noch einen ganz reizenden Punkt entdeckt habe. Dann fragte er seine Frau, ob man noch weiter fahren sorle oder heimkehren; sie antwortete wie immer: „Wir folgen dir genn überall hin, tue nur, was dir lieb ist; du weißt, ich habe keinen anderen Willen als den deinigen." — Darauf wendete er sich an mich; ich wurde sehr verlegen und sagte, die Majorität solle entscheiden; da sagte die Gräfin: „Laßt uns nur weiterfahren." — Die Sonne ging schon unter, wir kamen nun in Heideland, und ich freute mich, soviel Erika zu sehen. Wir fuhren aber vorher noch einmal an die Wipper und stiegen dort sogar einen Augenblick aus. Nun kamen wir an Bismarcks Waldpflanzungen vorbei, die Bäumchen waren aber so klein, daß sie gar nicht sichtbar waren. Bismarck wies auf einen hohen Pfahl, an welchem oben etwas Geschriebenes stand, und sagte zu meinem Vater: „Sieh, an der Höhe dieser Pfähle kannst du das Steigen der Zivilisation beobachten; jedes Jahr muß man sie höher machen, damit die Plakate nicht abgerissen werden." — Darauf trabte er voraus mit seinen Begleitern und verschwand bald im Tannenwalde, in welchen auch wir hineinfuhren. Die Bäumchen standen ganz dicht zu beiden Seiten, nur eine schmale Allee führte gerade durch das Dickicht, ich schaute in die Ferne, wo am Horizonte lange, rosenfarbene Wolken standen. „Nach langer Zeit sehe ich solch schönen Sonnenuntergang wieder," sagte ich, „die Berge berauben uns immer dieses Anblicks." — Darüber waren die anderen ganz indigniert, und Keudell erzählte welch schöne Sonnenuntergänge er in Rigi-Kaltbad erlebt und wie es ihm gerade eine Freude gewesen, die in Form und Farbe so mannigfaltigen Wolken zu beobachten. — Als wir dem Schloßhofe

nahten, blinkte uns das Licht aus den Fenstern entgegen, es war schon Abend. — Keudell wollte jetzt die Schubertschen Lieder singen, leider mußte man aber zum Mittag sich umkleiden, ich bat mir zehn Minuten aus, und zu meinem Lobe sage ich, daß ich mein Wort hielt; zur Musik kam es aber nicht, denn zwei Damen, mit Bismarcks verwandt, eine fromme Witwe und ein geistreiches Fräulein, ihre Schwester, waren angekommen, und wie ich in den Salon kam, fand ich sie vor, wußte aber nicht, was ich ihnen sagen sollte, da sie mir nichts sagten, und wandte mich daher an Bismarck-Bohlen und fragte ihn, wohin er nächstens reisen würde, da ich ihn nach seinen Worten für einen ewigen Juden hielt. Er antwortete, daß er in Dienst sei und nirgends hinreise, und eben deshalb eine Leidenschaft fürs Reisen habe, weil er immer zu Hause säße. — Das erschien mir sehr witzig. — Frau von Bismarck kam, und endlich erschien der Graf selbst, und wir gingen zu Tisch. — Die fromme Witwe sagte zu Bismarck: „Der Aufenthalt auf dem Lande wird Ihnen gewiß sehr wohltuend sein." — Bismarck: „So wohltuend, daß ich mich in der Einsamkeit Berlins auszuruhen gedenke! Hierher kommen doch allerlei Leute, die ich nicht haben will, und auf ganze Tage." — Keudell, der mein Nachbar war, fragte mich noch nach unserer Reise; er sagte aber, daß, um die Gegenden zu genießen, man imstande sein müsse, Skizzen zu machen, das gäbe eine ganz andere, schärfere Auffassung der Natur, und erzählte mir, wie er gar nicht gezeichnet, aber sich zufällig auf Reisen unter Malern gefunden, und da habe er unwillkürlich angefangen und eingesehen, wieviel man dabei gewinnt. Er fragte mich, ob wir in München die griechischen Landschaften von Rottermann gesehen. — Ich sagte, daß wir einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, die Beleuchtung sei zauberhaft, diese weggedacht, muß aber das Land schrecklich öde aussehen, nur Fels und Stein; die Pracht der Beleuchtung ist gewiß übertrieben, oder sie kann nur momentan so sein. — „O nein," erwiderte Keudell, „die Farbenpracht im Süden von Meer und Himmel ist wirklich so wunderbar, wie man es sich nicht vorstellen kann, wenn man es nicht gesehen; ich habe das in Sizilien gesehen, welches ja Griechenland gleicht, nur daß es viel schöner und reicher ist." —

Mein Vater sprach dann, wie er bei der Großfürstin Helene in Oranienbaum ein Gespräch über die Frage: „Was soll ein Fürst

lernen?" angeregt hatte, und daß verschiedene Ansichten darüber herrschten. Bismarck sagte, ein Fürst müßte eigentlich auf persische Art erzogen werden, d. h. er müßte reiten, fechten lernen; wollte er noch dazu sein eigentliches Metier studieren, so müßte er hauptsächlich lernen: sehr lange stehen zu können, jedem Fremden eine angenehme Phrase zu sagen und zu lügen; der Fürst brauche ja nie eine unangenehme Wahrheit zu sagen; das sei die Aufgabe seiner Minister. „Unser König versteht aber das Lügen gar nicht," fügte Bismarck hinzu, „denn man sieht es ihm schon von zehn Schritt an, wenn er Anstalten dazu macht." — Frau von Bismarck erzählte Papa die Anekdote von Besser und Öttingen und fügte hinzu, daß sie gegen die Feinde ihres Gemahls unversöhnlich sei, Bismarck selbst sei es aber gar nicht. — Keudell sagte mir, die Bismarckschen Damen hätten eine sehr einfache Politik: sie teilen die Leute in zwei Klassen, die für Bismarck und die gegen ihn, und gegen letztere seien sie unversöhnlich. Ich fragte, ob die patriotischen Berliner Damen viel Politik trieben und den Verhandlungen folgten. — „Gar nicht, oder sehr wenig, nicht so wie die Damen in Petersburg; ich verdenke es ihnen aber nicht, denn ich selbst finde es gewöhnlich recht langweilig, wenn ich hingehe." — Nun erschien der Vater der Gräfin, Herr von Puttkamer, und stellte sich stillschweigend hin. — Nach dieser Störung wurden die Gespräche fortgesetzt. Ich sagte, wie leid es mir getan, kein einziges großes Schauspiel auf unserer Reise gesehen zu haben, und Keudell meinte, man müsse sich sehr beeilen, sowohl die großen Trauerspiele in Berlin zu sehen sowie Glucks Opern; der Geschmack dafür gehe ganz verloren, und in anderen großen Städten, Paris z. B., würden seit der Rachel keine Trauerspiele gegeben. — „Wie," rief Bismarck, sich an mich wendend, „Sie lieben Tragödien? — Da sieht man gleich, daß Sie eine Dame sind; denn Damen sind schadenfroh und haben immer Vergnügen an dem Unglück anderer." — Ich verteidigte mich, indem ich sagte, daß mir an dem tragischen Unglück alles so schön erschiene, daß man es nicht wegwünschte so wie das Unglück im Leben sondern sich selbst gern hineinversetzte. — „So," antwortete Bismarck, „möchten Sie wie Wallenstein ermordet werden von einigen Spitzbuben in einer elenden Wirtshausstube?" — Ich dachte: Ja, wenn ich dafür Wallenstein sein könnte. — Keudell sprach: „Nach

Aristoteles soll ja die Tragödie Furcht und Mitleid erregen und dadurch unsere Leidenschaften reinigen." — Bismarck sagte ganz wild: „Ja, Furcht und Mitleid empfinde ich so sehr, daß ich im Theater gleich den Bösewicht an dem Hals kriegen möchte; es regt mich viel zu sehr auf, denn ich habe keine Freude an Grausamkeiten, ich gehe auch zu keiner Hinrichtung. Früher war es auch Mode, alle Damen liefen zu Hinrichtungen und ins Trauerspiel; jetzt tut man es nicht mehr." — Ich antwortete, das Unglück im Trauerspiele würde gewöhnlich sehr schön getragen, daß dies erhebend auf uns einwirkte, und Keudell meinte, schließlich würde das Unglück überwunden und die Idee gehe siegreich hervor, und daran hätte man Freude. — Bismarck wandte sich jetzt dem Gänsebraten zu und fragte, wie man in den Ostseeprovinzen die Gänse esse, mit Kartoffeln oder Äpfeln. Er esse sie am liebsten mit Kartoffeln. — Ich antwortete, die Gänse seien sehr selten und mager bei uns. — Währenddessen machte Bismarck-Bohlen sehr viel Witze am andern Ende des Tisches, wenigstens wurde da viel gelacht. Keudell erzählte mir, daß er die Fahrten in der Telega bei uns sehr erquicklich gefunden, was mich schier verwunderte, und fragte mich nach dem estnischen Volk.

Man trug das Dessert auf, und Graf Bismarck nahm einen großen Apfel, zerschnitt ihn und fragte, wer ihn mit ihm teilen möchte. Die fromme Witwe rief ganz enthusiastisch: „O, gestatten Sie mir diese Ehre, dieses Glück!" — und machte dazu ein ganz schwärmerisches Gesicht, als ob sie, den Apfel der Unsterblichen essend, selbst unsterblich werden würde. — Ich dachte ebenso wie sie, schwieg aber — deshalb ging es mir nicht schlechter, da ich auch einen Teil des Apfels bekam und ihn mit heiligem Respekt aufaß. — Darauf stand man auf und ging ins Musikzimmer, das zugleich Billardzimmer ist. Ich sprach etwas mit Fräulein von Puttkamer, die etwas sehr Angenehmes hat; Keudell kam und sagte, er sei sehr gedemütigt; in dieser Phrase wurde er jedesmal unterbrochen, und wir waren endlich ganz gespannt, warum? bis er sagte, darum, daß er noch keine halbe Stunde gefunden, um uns vorzusingen, er könne die Leute nicht hindern, Billard zu spielen — wenigstens würde er Klavier spielen. Keudell trug uns nun sehr viel vor, ein Stück floß aus dem andern, Impromptus und Etüden von Chopin, ein Konzert von Mendelssohn, Nachtstücke von Schumann, Thema mit

Variationen usw. Besonders gefiel uns der Vortrag des Präludiums in E-moll von Mendelssohn; er hebt nur die Melodie hervor, während die Begleitung ganz leise danebentönt. Mein Vater fragte ihn, ob er auch neue Musik treibe. Er sagte, keine, im Gegenteil, er vertiefe sich in den alten Bach. — Da nun das Billardspiel und das Lärmen aufhörte, sang Keudell uns trotz seines Hustens einige Lieder vor: „Fremd bin ich eingezogen", „Die beiden Gesellen" von Schumann. Gräfin Bismarck rief: „Ach, singen Sie doch des Grafen Lieblingslied: ‚König Richard.'" — Das ward nun gesungen, und ich wunderte mich sehr über meines Vaters Geschmack; der eintönige Refrain: „Suche treu, so findest du" — kam mir sehr philisterhaft vor, und wenn ich gedurft, so hätte ich gelacht; da aber die anderen so andächtige Gesichter machten und später: „Wie schön!" riefen, so ließ ich's wohl bleiben. — „Jetzt, wo alle Hindernisse überwunden, kommt der Husten, und so wird aus dem Schwanengesang von Schubert nichts", sagte Keudell. — Nun fuhren Puttkamers weg; Bismarck war sehr ritterlich und wollte der frommen Witwe zum Abschied die Hand küssen; diese aber rief laut: „Das darf ein Bismarck nicht tun — zu viel Ehre!" — Zu ihrer Freude, glaube ich, beehrte sie aber doch der große Mann mit einem Handkuß, und sehr glücklich schied sie von dannen. — Währenddessen zeigte mir die Stiftsdame Mariens Zimmer, das sehr gemütlich aussah; eine hübsche Aussicht, Blumen, bequeme Möbel, ein Schreibtisch. — Als ich in den Salon zurückkehrte, saßen alle um den Tisch herum; Bismarck, der abends angegriffen ist und sich daher nicht durch Sprechen aufregen darf, blätterte in einem Buche. Marie forderte mich auf, ihnen das Müllerspiel zu lehren; dabei ging es sehr lustig her, ich als Lehrmeisterin wurde sehr ausgelacht, weil ich nichts begreiflich machen konnte, und ich lachte die Schüler aus, die nichts begreifen konnten; dabei machten Bill und Bismarck-Bohlen sehr viele Kartenwitze. Da irrtümlich zwei Spiele kursierten, schien das Spiel kein Ende nehmen zu können, und Bohlen wurde schon ganz ungeduldig. Die andern großen Menschen saßen ruhig dabei. — Obgleich es 10 oder $10^1/_2$ Uhr war, mußten wir zu Bett, da Bismarck angegriffen war, auch sollten die Söhne am andern Morgen in ihr Gymnasium abreisen, wo sie bald ihr Abiturientenexamen bestehen sollten. Die Gräfin sagte: „Ich wünsche, daß

Herbert durchkommt; doch wenn Bill durchfällt, werde ich mich nicht grämen, er ist erst sechzehn Jahre alt und könnte noch ganz gut zu Hause bleiben, besonders da er recht ungestüm ist." — Beide treten ins Militär; Bismarcks Ansichten über die Universitäten ermuntern sie nicht zum Studium, und dann sagen beide Eltern, Bismarcks würden einmal doch am Ende schlecht angesehen sein und es in der Welt schwer haben, folglich sollten sie nicht auf den Staatsdienst rechnen. Keudell sagte, er würde, wenn wir morgens zeitig da wären, mir noch die Schubertschen Lieder vorsingen. Darauf zog sich jeglicher zurück; Marie kam noch eine Weile zu mir herauf, und nachdem wir uns viel Angenehmes gesagt hatten, schieden wir. —

Sonntag. Als ich am Morgen aufwachte, schien die Sonne so lieblich in den Park und beleuchtete die weißen Gartenstatuen, daß es mir noch doppelt so leid tat, wegzufahren. Wir gingen in Reisekleidung hinunter und fanden schon alle am Kaffeetisch, außer Bismarck. Bismarck-Bohlen und die Söhne waren schon weggezogen. Marie hatte einen großen Packen Proben in einem politischen Staats, uvert erhalten, mich amüsierte es, weil ich das Paket so respektvoll erst angeschaut, im Wahn, es enthalte Europas Lose. Es waren nur farbige Lappen. — Man studierte die Hendschels, wir baten uns Photographien aus und erhielten die der ganzen Familie. — Frau von Bismarck erzählte, sie habe noch nie die Kaulbachschen Fresken im Neuen Museum gesehen; jeden Winter in Berlin nehme sie sich's vor, doch nie sei es dazu gekommen. — Marie Bismarck und ich begaben uns nun ins Musikzimmer. — Keudell sang einige Schubertsche Lieder, doch inmitten der „Winterreise" kam mein Vater und sagte: „Es ist Zeit, sonst verfehlen wir unsern Zug." — „Nun, ein Dutzend Lieder bleiben noch, fünf wenigstens sind gesungen", sagte Keudell. Nun gingen wir ins Vorzimmer, uns einpackend und Abschied nehmend, wohl mehreremal. Dann setzten wir uns in den Wagen Bismarcks, und der Graf rief: „Nu S'Bogom!"[1])

Das war der schöne Sonnenuntergang der Reise.

[1]) Russisch: „Mit Gott"!

Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig